Med. g.
162
Frankenberg, S.

Geschichte

der

Heilkunst und der Heilschwärmerei.

Zur

Belehrung und Aufklärung für alle Stände.

Von

Dr. Siegmund Frankenberg,
ausübendem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer.

Leipzig, 1848.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

38.3.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte

der

Heilkunst und der Heilschwärmerei.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorerinnerung.

Als ich die Handschrift dieses Werkchens geschrieben und vollendet hatte (December 1847), lastete leider noch Metternichsche Zensur auf Deutschland, sonst wäre wohl manche andere Fassung, manche andere Wendung entstanden und ich hätte dem Weh und Schmerze über die vielen, absichtlich festgehaltenen Thorheiten und abergläubischen Ränke ganz unverhüllt und in voller Schärfe Luft gemacht. Das Buch konnte unter dem Eindrucke der jüngsten, ernst-schönen Vergangenheit nicht so schnell gedruckt werden und dennoch erscheint es auch heute nicht zu spät,

sondern wohl gerade zur rechten Zeit. Der Zweck, den ich darin zu erreichen strebte, ist Belehrung und Aufklärung über so Vieles, was Wahn, Aberwitz und Bosheit in den leiblichen Dingen des Menschen erfunden und angestiftet, über so vieles Herrliche und Unvergängliche, was kühndenkende Männer, große Geister, edle Menschenfreunde, freiheitsvolle Kämpfer zum Besten der leidenden Welt geschaffen und gerettet haben. Ich wollte an der Hand der Geschichte, wenn auch in einem engen Rahmen, zeigen, wie viele Thorheit und Vorurtheile auch jetzt noch bestehen, obschon man ziemlich allgemein glaubt, es sei dem nicht so und man höre schon das Gras wachsen. Ich wollte thatsächlich darthun, wie nothwendig die Volkserziehung sei!

Wie entzückt mich demnach schon seit Monden der so allseitig vernommene Ruf: Volkserziehung! — Wohlan, Hand angelegt und nur gleich frisch an's Werk, mit den Mitteln, die eben gerade vorhanden sind. Auch ich bringe hier einen kleinen und hoffentlich nützlichen Beitrag.

Oder, wie, ist es nichts, wenn man den Leuten zeigt, wie bei der Kur, bei der Behandlung körperlicher Uebel, seit je Aberglaube, Geistesdruck und Verdummungssucht so vielen Schaden angerichtet haben? Wird da nicht Mancher einsehen, was an der Quacksalberei und dem Geisterspuke ist? Wird er sich noch immer das Geld aus dem Beutel locken lassen und dabei fortsiechen , ohne daran zu denken, daß der nur ein Arzt sei, der die Heilkunst studirt hat und zeigt, daß ihm das Wohl seiner Nebenmenschen und die Wissenschaft höher stehen als schnöder Lohn? Wird man sich nicht gehoben, ermuthigt fühlen, wenn man liest, daß es Männer gegeben, die unter Hunger und Kummer, unter Verfolgung und Gewaltdruck, Tag und Nacht, Jahrelang in der öden Kammer gesessen und geforscht haben, wie sie Leiden lindern, den Körper heilen, den Geist veredeln, und Lug und Trug verbannen könnten? Wird man nicht mit tiefglühendem Danke Männer feiern, die die Scheiterflammen des Hexenspukes ausgelöscht, die uns

vor der gräßlichen Pockenseuche geschirmt, die uns Mittel gegen bisher unheilbare Gebrechen angegeben haben, ja die uns lehrten, Verunstaltungen, Verstümmelungen zu beseitigen, neue Körpertheile herzuschaffen und selbst den blutigen Schmerz, selbst das Weh der kreisenden Frau zu verscheuchen? Wird es da noch dem aufmerksamen Leser zweifelhaft bleiben, was Aberglaube, Pfuscherei, Geldsucht und blähsüchtiges Gelehrtenthun ist? Wem er seinen Körper anvertrauen müsse? Was er für seinen Körper zu thun habe? Ob er sich fürchten soll vor bösen Träumen, Weissagungen, Zeichen, Himmelserscheinungen und Nachtgebilden? — — — Ist das keine Volkserziehung? Keine Volksbildung?

Hat man erst über seine körperliche Wohlfahrt klare Begriffe und keinen Aberglauben mehr, so ist es gar leicht alle andern Vorurtheile des Lebens zu besiegen, denn diese Sippschaft, die Vorurtheile nämlich, die hängen alle an einander wie die Kletten.

Alle Welt nimmt jetzt die Leuchte zur Hand, die man Vernunft oder auch Verstand nennt und spähet jeden Winkel der menschlichen Verhältnisse, jede noch dem Lichte entzogene Stelle des irdischen wie des himmlischen Lebens aus. Man sucht den Glauben mit dem Verstande zu versöhnen, die Wunder und Unbegreiflichkeiten in der Religion zu erklären und zu deuten, so daß sie wie natürliche Dinge erscheinen, und es giebt da viele Leute, welche auf dem Gebiete der endlosen Glaubensstreiterei wie zu Hause sind und auf eines Haaresbreite die Wege kennen, auf denen ihre Seele nüchtern und klar geradesweges in den Himmel gelangt, ohne daß sie die Weisheit des Führers brauchen, den man Geistlicher nennt, und ohne daß sie über die Reinigungs- und Erhebungsbrücke gehen, die da heißt die Kirche.

Ferner giebt es auch viele Leute, die über das Entstehen und über das Heilen der Krankheiten vermeinen ihr Schäfchen (oder ihr Schaf) ins Trockene gebracht zu haben, die sich so ihre

Vorstellung von den Aerzten und ihrem Thun zurechte machen, und nun denken: „kommt nur, ihr Krankheiten und Gebrechen, wir wollen euch schon!“ Natürlich kommt hier das Sprichwort: viel Köpfe, viel Sinne, erst recht arg in Anwendung, und der Eine, der glaubt an Sympathie, der Andere an Wasser, an Magnetismus, an Beten und Fasten, an alte Hausmittel, an Wunderdoktor, an Schäfer, an Prahlhänse, Amulete, Besprechungen, Verschreien oder auch und endlich! an die vernünftige Heilkunst, die da das Gute aufsucht, um des Guten willen, zum Besten der leidenden Menschheit, ohne starres Festhalten an Herkommen und Gewohnheit, ohne Nachbeterei, ohne Fürstenkriecherei, Gefallsucht, Ehrwahn, Eigennutz, Gefühllosigkeit und Vorzug der Einzelnen, weil wir alle Brüder, alle gleich beschaffen, hülfsbedürftig und gebrechlich sind!

An dieser vernünftigen Heilkunst hängen freilich nicht gar so Viele, obschon man die Zeit für eine aufgeklärte preist. Man sollte nicht denken, daß ein Mensch mit seinem Körper so

liederlich wirthschaften könne, daß er ihn jedem unsinnigen Dinge, jedem Marktschreier, jedem Geheimmittel und Anhängsel so leicht anvertraut und nicht auf den Gedanken kommt, sollte denn die nach langen Mühen von den Aerzten erlernte Kunst, welche seit Jahrtausenden besteht und fortwächst, nicht ein größer Vertrauen verdienen und mehr leisten, sicherer helfen oder doch erleichtern können?

Jeder Mensch hat Schwächen und Mängel, also auch das was er leistet, folglich auch die Kunst Krankheiten zu heilen oder zu verhüten. Dabei giebt es so viele Zufälligkeiten, über die der Sterbliche nicht gebieten, die er gar nicht voraussehen kann, daß alle Kunst oftmals vergebens ist. Und das sollte nimmer verkannt werden! Auch sollte man die menschenfreundlichen, uneigennützigen Aerzte nicht mit den hartherzigen und geldgierigen verwechseln!

Doch genug. Man lese die Kapitel dieses Buches aufmerksam und mit dem Vorsatze sie zu beherzigen und man wird ganz gewiß vielen Nutzen

haben. Sie passen in unsere und in jede Zeit, der ein Vorwärts! als feurige Wolke voranschwebt. Die unter so vielen Stürmen errungene Freiheit, welche wir jetzt genießen, wird um so mehr dazu beitragen, daß die Lehren, welche daraus gewonnen werden, auf keinen unfruchtbaren Boden fallen. Und das gebe Gott!

Im Juni 1848.

Dr. S. Frankenberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Erstes Kapitel. Uranfang der Heilkunst. — Die Heilkunst bei den Israeliten, Indern und Egyptern . . . . . . 1.
Zustand der ersten Menschen. Wie Krankheiten und Gebrechen sich entwickelt haben . . . . . 3.
Was man that, sich von ihnen zu befreien . . . 5.
Heilkunst bei den Israeliten . . . . 7.
Chaldäischer Wahn vom Besessensein . . . . 10.
Die Heilkunst bei den Indern . . . . . 11.
Beschaffenheit des Landes, Indien . . . . . 12.
Religionsbegriffe der Inder . . . . . . 13.
Kasten der Inder. — Ihre Heilkunst . . . . 15.
Egypten . . . . 16.
Egyptische Heilverfahren . . . . 18.
Einbalsamiren der Leichen . . . . 21.

Zweites Kapitel. Die Griechen. Anfang der Heilkunst bei denselben . . . . . 25.
Griechisches Land und Volk . . . . . . 26.
Apollo. Asklepios. Tempel. Heilörter. Priesterärzte 28.
Der heilende Gott im Tempel zu Epidaurus . . 30.

Seite.
Die Schlange, ein verehrtes Thier bei den alten Völkern 30.
Hygeia, die Tochter Asklepios . . . . . 31.
Wie die Kranken in den Heiltempeln der Griechen behandelt wurden . . . . 31.
Traumdeuten bei den Priesterärzten . . . . 32.
Die Asklepiaden. Der Eid, den sie leisten ließen . 33.
Das Nachdenken über Natur, Leben, Körperbeschaffenheit wird rege . . . . 35.
Schulen für das Wissen und die Heilkunst . . 35.
Thales. — Empedokles. — Pythagoras . . 36.
Pythagoras Begriff über Gott und Geister . . 38.
Goldne Sprüche. Pythagoräischer Bund . . 38.
Kampfschulen . . . . 39.
Die Schule zu Knidos und die Schule zu Kos . 40.
Drittes Kapitel. Selbstständige Entfaltung der Heilkunst durch Hippokrates. Die Zeit und die Männer nach ihm. Irrthümer und sonderbare Ansichten über Krankheitsheilungen . . . . 42.
Hippokrates Leben und Wirken . . . . . 42.
Hippokrates (wahre) Heilkunst . . . . 43.
Lehrsätze des Hippokrates . . . . . . 46.
Sekten bei den Griechen . . . . 49.
Der weise Mann Plato . . . . . . 49.
Dogmatische Schule . . . . 51.
Der geistesscharfe Aristoteles . . . . 51.
Der öffentliche Platz zum Lehren: das Lyceum . . 53.
Peripatetische Schule . . . . 53.
Alexandrinische Schule . . . . 53.
Empirische Schule . . . . 55.
Haß und Verfolgung unter den Aerzten . . . 56.
Der Glaube an Zauberformeln, Anhängseln u. dergl. wird Volksglaube . . . . 57.
Amulette. Sympathien . . . . 59.
Das Oeffnen von Leichen war durch Vorurtheile erschwert 60.

Seite.

Viertes Kapitel. Das römische Volk und ihre Heilkunst . . . . 61.
Das Thun und Treiben der Römer . . . 62.
Schwelgereien . . . . 63.
Religionsbegriffe. Wahrsagerei . . . . 64.
Die sibyllinischen Bücher. Traumdeuterei . . 65.
Archagathus, der erste Arzt in Rom . . 66.
Aeskulapius . . . . 66.
Griechische Aerzte, Asklepiades in Rom . . . 67.
Methodische Schule . . . . 68.
Themison. Thessalos. Ihr Unwesen . . . 68.
Die pneumatische Sekte und ihr Stifter Athenäus . 70.
Celsus, ein verehrenswerther Schriftsteller . . 71.
Die römischen Kaiser und die römischen Aerzte . . 71.
Pfuschereien und Prahlereien der Aerzte in Rom . 72.
Der Marktschreier Garnus . . . . . . 72.
Erste Spuren von Gesetzen für die Aerzte . . 73.
Das römische Volk voll Aberglauben bei Krankheiten 74.

Fünftes Kapitel. Der Arzt Galenus. Sein Leben und Einfluß . . . . . . 75.
Das Leben des Galenus . . . . 75.
Kläglicher Zustand der Heilkunst zu Galen's Zeiten und wie er diesen zu verbessern gesucht hat . . . 77.
Galens Begriffe von dem Körper und den Krankheiten 79.
Die Pest des Antonin . . . . 80.

Sechstes Kapitel. Zustand der Heilkunst nach Galens Tode bis zur Theilung des römischen Weltreiches . . . . 81.
Der eigne Forschungsgeist geht mit dem Tode Galens bei den Aerzten schlafen . . . . . . 81.
Der Hang zur Schwärmerei beginnt! . . . . 83.
Was die Magie für eine Kunst ist . . . . 83.
Wie man zur Magie kommt . . . . . . 84.
Die Heilkunst wird mit der Magie verbunden . 84.

Seite.

Der Kaiser Vespasian heilt die Blinden durch ins Gesichtspeien und die Lahmen durch Berühren . . 86.

Die Sterndeuterei oder Astrologie . . . . 86.

Die neuplatonische Sekte voll Schwärmerei u. Träumerei 87.

Die Schwärmer unter den Juden. Die Essener . 88.

Die Sekte der Therapeuten . . . . . 90.

Die Entstehung der christlichen Religion . . 90.

Die Aerzte voll Trägheit und Geistesverwirrung. Der Arzt Sammonikus . . . . . . 91.

Der Unsinn der Aerzte Vindician, Priscianus u. m. A. 92.

Oribasius, ein besserer Arzt . . . . . 95.

Belege, wie es mit der Aufklärung der Leute über Heilen aussah . . . . 95.

Ein Krankenzimmer aus jener Zeit . . . . 96.

Wundermänner, Zauberer, Beschwörer . . . 99.

Der Wunderthäter Apollonius . . . . . 99.

Ein anderer Wunderthäter Namens Alexander . 100.

Der Wahn entsteht, die Kranken seien von einem bösen Geiste besessen, der durch Beschwörungen auszutreiben sei 103.

Geisterbanner. Gnadenbilder . . . . 104.

Christliche Heilschwärmerei . . . . . 106.

Siebentes Kapitel. Zustand der Heilkunst und Heilschwärmerei von der Theilung des römischen Weltreiches bis zu den Kreuzzügen. Die Araber . . . . . 104.

Die damaligen Verhältnisse der Völker . . . 106.

Ein lehrreicher Blick auf die Sitten, das Denken und Thun der Völker beim Beginne des Mittelalters . 107.

Trübe Begriffe von Religion. Stiftung der Klöster . 111.

Künste und Wissenschaften sinken. Sie kommen in die Hände der Geistlichen . . . . 112.

Die griechischen Aerzte damals. Aetius der Arzt . 113.

Der Arzt Alexander von Tralles. Sein Vernünftiges und sein Aberglaube . . . . 114.

Eine Pest wüthet fürchterlich im sechsten Jahrhundert 117.

Seite.
Die Pocken in Europa . . . . . . 118.
Der Arzt Paulus von Aegina . . . . . 118.
Die Araber treten auf . . . . . . 119.
Hakem gründet die hohe Schule zu Cordova . . . 120.
Die berühmten Aerzte der Araber. Ihre Leistungen . 120.
Der Aberglaube, den die Araber geschaffen und verbreitet 122.
Trauriger Zustand der Heilkunst im Abendlande um diese Zeit . . . . 123.
Die alten Deutschen und ihre Heilkunst . . . 123.
Die Mönche, Juden und Araber kuriren in absonderlicher Weise . . . . 124.
Das Verfahren der Wundärzte und wie sie bezahlt wurden 124.
Wie die Geistlichkeit zum Kuriren gekommen ist . 125.
Zauberei und Verzauberungen . . . . 125.
Der Glaube, Seuchen und Krankheiten sind Strafgerichte Gottes, besteht . . . . . . 128.
Nur Wunder und nichts als Wunder! An Natürliches denkt man nicht . . . . 130.
Wallfahrten zu den Gräbern der Heiligen, um gesund zu werden . . . . 131.
Die Verehrung der Reliquien . . . . . 132.
Das Zeichen des Kreuzes . . . . . . 134.
Achtes Kapitel. Die Kreuzzüge und das eigentliche Mittelalter in Hinsicht der Heilkunst und des verschiedenen Aberglaubens beim Kuriren . . . . 135.
Man pilgert nach Jerusalem. Peter von Amiens, der Einsiedler . . . . 136.
Die Kreuzzüge und was sie geleistet . . . 137.
Die Sitten der Völker zu dieser Zeit . . . 138.
Die Geistlichkeit in Schlamm und Laster . . . 139.
Der dickste Aberglaube im Volke . . . . 139.
Das Ketzergericht des Pabstes Gregor des Siebenten . 140.
Im christlichen Europa gab es damals keine ordentlichen Schulen . . . . 141.

*

Seite.
Wie es kam, daß in Salerno die erste Universität entstand . . . . 142.
Entstehung vieler hohen Schulen . . . . . 142.
Die scholastische Weisheit . . . . . 143.
Männer von Verdienst. Franz Petrarka . . 145.
Die Heilkunst wird aus den Trümmern wieder hervorgegraben . . . . 146.
Salerno's hohe Schule für die Heilkunst . . 146.
Das Benediktinerkloster Monte Cassino . . . 146.
Der Mönch Constantin, der Afrikaner . . 147.
Gesetze über die Ausübung der Heilkunst . . . 148.
Wie es kam, daß Hospitäler entstanden . . 148.
Wie die verschiedenen Brüderschaften ihre Kranken kuriren 149.
Die Heilkunst wird den Geistlichen entrissen . . 150.
Albernheiten und Kleinigkeitskrämerei der Aerzte 151.
Die Sterndeuterei im 13. u. 14. Jahrhunderte . 151.
Gordons alberne Meinung von der Bewegung der Säfte des Körpers . . . . 152.
Das Urinbesehen . . . . 152.
Kunstkniffe der Aerzte. Petrarka und Pabst Clemens 153.
Des Arztes Arnold Schrift, eine Anweisung zur Marktschreierei . . . . 154.
Die Zergliederungskunst bildet sich aus . . . . 155.
Der Aussatz und was man dabei gethan . . . . 156.
Vom übermäßigen Geschlechtstriebe damals . . 158.
Gesellschaften von Buhldirnen . . . . . . 158.
Freudenhäuser . . . . 158.
Die Magdalenenklöster, die Reuerinnen . . . 159.
Die fürchterliche Feuerpest, das heilige Feuer . 159.
Die schreckliche Weltseuche: der schwarze Tod! . 161.
Der krankhafte Glaubenseifer. Die Juden sind schuld an den Seuchen . . . . 164.
Geißelfahrten. Geisteskranke Schwärmereien . . 164.
Die Tanzwuth, der Veitstanz eine Krankheit . . 164.
Die Kindfahrten . . . . 165.

Seite.
Die Lustseuche oder venerische Krankheit . . . 166.
Wie die Lustseuche entstanden sein mag . . . . 167.
Der Scharbock (Skorbut) . . . . 168.
Der englische Schweiß . . . . 168.
Die Wundarzneikunst, die Bader und Barbierer . 169.
Der Verein von Wundärzten in Paris . . . . 169.
Die herumziehenden Operateure (Steinschneider, Bruchschneider, Augenärzte, Marktschreier u. s. w.) . 170.
Die Sterndeuterei sehr im Schwange . . . . 172.
Albert von Bollstädt der Sterndeuter und Mann des Aberglaubens . . . . 172.
Wie die Gestirne den Menschen beherrschen . . 172.
Der Planetenstand beim Kuriren . . . . . 173.
Die Alchymie oder Goldmacherkunst . . . . 175.
Der Glaube an die Magie greift um sich . . 176.
Roger Baco, weise und doch voll Aberglauben . . 176.
Die schwarze Kunst, Zauberei . . . . . 178.
Der Wunderglaube, die Hülfe der Heiligen bei Krankheiten 179.
Schutzheilige; was man von ihnen hielt. . . 180.
Reliquien. Urinbesehen. Aberglaube beim Blutlassen 180.
Kalender mit Vorschriften, wann abzuführen u. s. w. ist 182.
Der Unsinn mit Geheimmitteln . . . . . 182.
Unflätige Dinge als Heilmittel . . . . . 183.
Rückblick . . . . 183.
Neuntes Kapitel. Die Heilkunst und Heilschwärmerei im sechszehnten u. siebenzehnten Jahrhunderte. Der wunderliche und große Paracelsus. Zauber und Hexenprozesse . . . . 186.
Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst und Entdeckung von Amerika . . . . 186.
Geist der Zeit . . . . 187.
Die Heilkunst aufs Neue sich hebend. Der unglückliche Michael Serveto . . . . 188.
Die Entdeckung des Kreislaufes vom Blute durch Harvey 190.

Seite.
Die Wundärzte werden gescheidter . . . . 191.
Ambrosius Pare . . . . 191.
Die deutschen Wundärzte H. Braunschweig und Hans Gersdorf . . . . 191.
Die Geburtshülfe im 16. Jahrhunderte. Rößlin zu Worms . . . . 192.
Der merkwürdige Arzt Paracelsus . . . . 192.
Paracelsus hält Vorlesungen in deutscher Sprache . 198.
Wie man Paracelsus zu beurtheilen hat . . . 202.
Auf Paracelsus Ansichten fußten später die Homöopathen 204.
Paracelsus findet viele blinde Nachbeter, besonders an Thurneyssen . . . . 206.
Die Heilkunst hebt sich langsam . . . . 206.
Vorurtheile und Aberglauben. Melanchthon . 207.
Hofsterndeuter . . . . 207.
Stöffler verkündet auf das Jahr 1524 eine allgemeine Sündfluth . . . . 208.
Die Sterndeuterei ein Theil der Heilkunst . . 209.
Aus dem Schmelztiegel kommen Gestalten . . 210.
Der Aberglaube in den, nun gedruckten, Kalendern . 210.
Was Chiromantie ist und wie man sie anwandte . 211.
Cometen und andere Himmelserscheinungen Vorboten von großen Ereignissen . . . . . 212.
Das Nordlicht in Frankreich 1621 und was für Schrecken es hervorgerufen . . . . 213.
Die Pluderhosen in der Mark Brandenburg . . 214.
Mißgeburten und ihre unsinnige Deutung . . 214.
Die Erscheinungen zu Eisenach . . . . . 214.
Die weiße und die schwarze Kunst . . . . 216.
Hexen und Hexenmeister. Bündniß mit dem Teufel! . . . . 216.
Cäsars Erzählungen von Hexen. Ketzerei und Zauberei werden vermischt . . . . 219.
Die Tempelherren sind Hexenmeister! . . . 222.
Der Hexenprozeß. Pabst Innozenz und seine Bulle 222.

Seite.
Jakob Sprenger und sein Hexenhammer . . . 223
Sprengers Ansichten vom Weibe . . . . . 223.
Kinderfresserinnen . . . . 225.
Fünf und dreißig Fragen, wie der Prozeß gegen Hexen zu vollführen ist . . . . 226.
Die Hexenfolter . . . . 230.
Hexensuppe. Hexenthurm. Hexenmahl. Hexenpulver. Hexenprobe . . . . 232.
Vernichtung des Hexenglaubens und Aufhebung des Hexenprozesses . . . 236.
Johannes Wier, der freimüthige Menschenfreund! 236.
Loos und mehrere Jesuiten erheben sich gegen das Hexenwesen . . . . 237.
Die holländischen Geistlichen nehmen sich des von Becker in die Enge getriebenen Teufels an . . . 238.
Christian Thomasius, der Zerstörer der Hexen und des Teufels! . . . . 239.
Der liebe Aberglaube in andern Dingen bleibt . . 240.
Der Aerzte unsinniger Aberglauben . . . . . 241.
Talismane . . . . 243.
Teufelsbeschwörungen. Schutzmittel gegen böse Geister 243.
Wier erzählt, wie man Körperleiden durch religiöse Mittel heilte . . . . 245.
Der Stein der Weisen . . . . 246.
Die Gesellschaft der Rosenkreuzer . . . . 247.
Der unglückselige Wahn von Einem Heilmittel gegen alle Krankheiten . . . . 248.
Das Gold ein Heilmittel . . . . 248.
Perlen, Edelsteine beim Kuriren . . . . 249.
Der helldenkenden Aerzte vergebliches Bemühen, das Urinbesehen, das Aderlassen, Abführen u. s. w. ins rechte Licht zu stellen . . . . 250.
Hofurinbeschauer . . . . 250.
Von den Wundergaben der Könige von Frankreich und England . . . . 251.

Seite.
Der siebente Sohn seiner Eltern kann Kröpfe heilen! 252.
Sympathie . . . . 252.
Emanuel König. Simon Schulz . . . . . 252.
Aberglaube über Weiberblut . . . . . . 254.
Rothes Tuch bei Pocken und Masern . . . . 254.
Versehen. Mißgeburten. Der goldene Zahn . . 255.
Woher der Name Quacksalber kommt . . . 257.
Die Herren Apotheker geben Arzneien . . . 258.
Bereicherungen im Gebiete der Heilkunst. Neue Mittel 258.
Wie die Chinarinde nach Europa gekommen ist . 259.
Veränderungen in der Anlage zu Krankheiten . . 259.
Krankheiten des 17. Jahrhunderts . . . . 259.
Bräune. Scharlachfieber . . . . . . 260.
Pockenseuchen . . . . 260.
Der große Arzt Sydenham . . . . . . 261.
Zehntes Kapitel. Licht und Schattenseiten der Heilkunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte . . . . . 263.
Der Geist der Zeit und die Weltlage . . . . 263.
Der große Leibnitz . . . . 265.
Der Professor Stahl . . . . 266.
Friedrich Hoffmann und seine Ansichten . . . 297.
Der begabte Lehrer und Arzt Boerhave . . . 269.
Krankheiten im 18. Jahrhunderte . . . . . 270.
Pest. Gelbes Fieber. Marschfieber. Pockenseuchen. Cholera. Grippe . . . . 270.
Die Pocken und wie man auf die Impfung gekommen . . . . 272.
Eduard Jenner und die Kuhblattern . . . . 273.
Die Pferdemauke und die Kuhpocken . . . . 275.
Die Schutzimpfung in Frankreich und Spanien . . 276.
In Deutschland. Impfanstalt in Berlin. In Italien 277.
Impfgesetze . . . . 278.
Der Mutterkornbrand; die Kriebelkrankheit im 18. Jahrhunderte . . . . 279.

Seite.

Die Wiener Schule . . . . . . 281.
Der große Van Swieten . . . . 281.
Der Hospitäler schlechte Beschaffenheit . . 284.
Kliniken, wie sie entstanden und was sie sind . . 284.
Die Aerzte de Haen, Stoll, Kämpf . . . 285.
Vorgänge des Lebens chemisch erklärt . . . 286.
Die Krankheiten kommen in Familien . . . 287.
Die Natur heraus! die Erfahrung voran! . . 287.
Die Umwandlung der Heilkunst durch John Brown 288.
Joh. Peter Frank. Reil . . . . . 291.
Der hochbegabte Arzt und seltene Menschenfreund Hufeland . . . . 292.
Kernsprüche von Hufeland . . . . . . 293.
Vater Heim . . . . 297.
Schwärmerei. Immanuel Swedenborg . . 298.
Wunder= und Aberglaube. . . . . . 298.
Zuckende Schwärmer in Frankreich . . . 299.
Der Geisteraustreiber Gassner . . . . 299.
Ein böser Geist wird in Dörflingen ausgetrieben . 300.
Der Lohmann wird der Satan abgetrieben . . 301.
Der Prinz von Hohenlohe heilt durch Gebete . . 301.
Schrepfer ein Abenteurer und Wunderthäter . . 304.
Der listige Betrüger Cagliostro . . . . 306.
Der thierische Magnetismus. Anton Meßmer! . . . . 309.
Wie Meßmer auf den thierischen Magnetismus gekommen ist . . . . 314.
Meßmers Lehrsätze . . . . 315.
Die Meßmersche Gesellschaft der Harmonie . . 320.
Harmonische Gesellschaften . . . . . . 322.
Die Meßmersche Schule . . . . . . 322.
Barbarin's Schule . . . . 323.
Puysegur's Schule . . . . 324.
Der thierische Magnetismus geht wieder nach Deutschland! 325.
Vom Somnambulismus . . . . . 326.

Seite.
Ausschweifungen bei der Hellseherei. Würtemberg, das Land der Geister . . . . 327.
Justinus Kerner schwärmt und glaubt . . . 329.
Die Seherin von Prevorst . . . . . 330.
Die Reisen in das jenseitige Geisterreich, in den Mond u. s. w. . . . . 334.
Die Weilheimer Reisende . . . . 335.
Vom Besessensein. Das Mädchen von Orlach . 339.
Die Hellseherin Pigeaire sieht auf eine natürliche Weise durch die Augenbinde . . . . . 347.
Unfug mit dem Somnambulismus . . . . . 347.
Vernünftige Ansichten über den Magnetismus . . . 348.
Die Homöopathie und Samuel Hahnemann 350.
Griesselich in Karlsruhe . . . . 355.
Die Cholera . . . . 358.
Die Kaltwasserkur . . . . 360.
Die beiden Wasserärzte. Hahn . . . . . 360.
Currie und seine Wasserheilungen . . . . 365.
Der Wasserdoktor und Schullehrer Oertel . . 366.
Vinzenz, Prießnitz und Gräfenberg . . . 367.
Branntweinpest und Mäßigkeitsvereine . . . 378.
Der Christophorden . . . . 379.
Pater Mathew . . . . 382.
Kurze Zusammenstellung der Glanzpunkte im Gebiete der neuesten Leistungen der Heilkunst zur Beruhigung und Ermuthigung . . . . 385.
Schwefeläther. Chloroform . . . . 388.

Alphabetisches Namenregister.

Seite.

A.

Abracadabra . . 91
Abulcasis, Arzt . . 121
Aeskulap . . . 27
Aeskulapius . . . 66
Aetius, Arzt . . 113
Albert v. Bollstädt . 172
Albert der Große . 173
Alchymie . . . 175
Alexander der Wundermann . . . 100
Alexander von Tralles . 114
Alexandrinische Schule 53
Amulete . . . 59
Apollo . . . 27
Apollonius v. Tyana . 99
Araber . . . 119
Archagathus . . 66
Aristoteles . . 51
Arnold v. Villanova . 152
Artemis . . . 27
Asklepiaden . . 27
Asklepiades . . 67
Asklepien . . . 28
Astrologie . . . 86

Seite.

Athenäus 70
Auspizien . . . 65
Aussatz . . . 156
Averrhoes . . 122
Avicenna . . . 121

B.

Baco . . . 176
Bader . . . 171
Besessensein . . 339
Boerhave . . 269
Branntweinpest. . 378
Bräune . . . 260
Braunschweig, H. . 191
Brechruhrwurzel . . 259
Brown, John . 288
Buhldirne . . . 158

C.

Cagliostro . . 306
Celsus . . . 71
Chauliac . . . 182
Chinarinde . . . 259
Chiromantie . . 211
Chloroform . . . 389
Cholera . . . 358
Constantin der Afrikaner 142

**

	Seite.
Cordova, hohe Schule	120
Christophorden . .	379
D.	
Dogmatische Schule .	51
E.	
Egypter	18
Einbalsamiren . .	21
Einsiedler . .	131
Empedokles . .	36
Empirische Schule .	55
Essener	89
F.	
Fechtlehrer . .	40
Feuerpest . . .	159
Frank, Joh. Peter	291
G.	
Galenus . . .	73
Gassner . . .	299
Garnus . . .	72
Gaurikus, Astronom .	208
Geheimmittel . .	182
Geißelfahrten . .	164
Geisterbanner . .	103
Gersdorf, H. . .	192
Gnadenbilder . .	104
Goldmacherkunst . .	176
Gordon, Bernh. v. .	152
Gottesgold . . .	182
Gräfenberg . . .	367
Griechen . . .	25
Griesselich . .	355
Grippe . . .	271
Gymnasien . . .	40
H.	
Haen, de . .	285
Hahn, Wasserärzte .	364
Hahnemann . .	350
Handweissagungen .	211
Hanse	138
Harmonische Gesellschaften	322
Harvey . .	119
Heilige . . .	125
Heiltempel . .	29
Heim	297
Hellsehen s. Somnambulismus	
Hexenfolter . .	230
Hexenhammer . .	223
Hexenmahl . .	232
Hexenprobe . .	233
Hexenpulver . .	233
Hexensuppe . .	232
Hexenthurm . .	232
Hexenwesen . .	216
Hippokrates . .	42
Hoffmann, Fr. . .	267
Hofurinbeschauer .	250
Hohenlohe, Prinz von	301
Homöopathie .	350
Hospitäler . .	148
Hufeland . .	292
Hygeia . . .	31
J.	
Jachin, der Zauberer .	85
Jenner, Eduard	273
Impfen . . .	273
Impfgesetze . .	278
Inder . . .	18
Innozenz, Papst	222
Israeliten . .	7
Judenverfolgung . .	163

	Seite.
K.	
Kalenderaberglauben	210
Kaltwasserkur	360
Kampfschulen	39
Kasten, indische	14
Kerner, Justin	329
Ketzergericht	140
Kindfahrten	165
Kinderfresserinnen	225
Kliniken	284
Klöster	111
König, Emanuel	252
Kreuz, Zeichen des heil.	136
Kreuzzüge	137
Kriebelkrankheit	280
Krinas	71
Krisenzimmer	323
Kuhpocke	274
L.	
Lazaruskrankheit	157
Leibnitz	265
Leoniceno	189
Linacre	189
Loos	237
Lustseuche	166
Lyceum	53
M.	
Magie	83
Magnetismus	309
Mäßigkeitsvereine	378
Mathew, Pater	382
Melanchthon	207
Meßmer	310
Methodische Schule	68
Mißgeburten	214
Mondini de Luzzi	155
Monte Cassino	146
Musa, Anton	71
Mutterkornbrand	279
N.	
Neuplatonische Sekte	87
O.	
Oertel	366
Oribasius	95
Orlach, Mädchen von	339
P.	
Paracelsus	193
Paräus	191
Paulus v. Aegina	181
Peripathetische Schule	53
Pest des Antonin	80
Petrarka	145
Pitard	169
Planetenstand	173
Plato	49
Pluderhosen	214
Pneumatische Sekte	70
Pocken	272
Pockenseuchen	260
Prießnitz	367
Priesterärzte	18
Primerose	251
Pythagoras	36
Pythagoräischer Bund	39
Q.	
Quacksalber	257
R.	
Reliquienverehrung	132
Rhazes	122
Römer	61

Seite.		Seite.	
Rosenkreuzer . .	247	Swedenborg . . .	298
Rößlin . .	192	Sydenham . .	261
S.		Sympathie . 59 u.	252
Salerno, Schule zu	142	T.	
Sammonikus . .	91	Talisman . 20 u.	243
Scharbock . .	168	Tanner . . .	238
Scharlachfieber . .	260	Tanzwuth . . .	164
Schlafwachen . .	326	Tetraskopie . .	214
Scholastische Weisheit	143	Teufelsbeschwörungen	243
Schrepfer . . .	304	Teufelsbündniß .	217
Schwarze Kunst .	178	Thales . . .	36
Schwarzer Tod . .	161	Themison . .	68
Schwefeläther . .	388	Therapeuten . .	90
Schweiß, englischer .	168	Thessalos . .	69
Schulz, Simon .	253	Thurneysser . .	206
Schutzheilige . .	180	U.	
Seelenwanderung .	22	Urinbesehen . .	152
Seherin von Prevorst	339	V.	
Serveto, Michael .	189	Van Swieten .	281
Sibyllinische Bücher .	65	Veitstanz . .	165
Siechhäuser . .	157	Venerische Krankheit	166
Skorbut . . .	168	Versehen . .	255
Somnambulismus .	326	W.	
Spee . . .	238	Weiberblut . .	254
Sprenger, Ketzerrichter	223	Wiener Schule .	281
Stahl, Professor .	266	Wier . . .	236
Stein der Weisen .	246	Wundarzneikunst .	169
Sterndeuterei . 86 u.	209	Wunderglaube . .	181
Stertinius . . .	71	Wunderzeit . .	132
Stöffler . . .	208	Z.	
Stoll, Max . .	285	Zahn, der goldene .	256

Erstes Kapitel.

Uranfang der Heilkunst. — Die Heilkunst bei den Israeliten, Indern und Aegyptern.

Wie leicht einzusehen, ist der Ursprung der Heilkunst eben so alt als das Menschengeschlecht selbst; die Schwäche des Menschen, der Trieb sich zu erhalten, der Drang seinem Nächsten beizustehen, waren ihre Urquellen; ein leidendes Wesen und ein mitleidiges Herz: und der erste Kranke, der erste Arzt waren vorhanden. Im Anfange der Menschheit — und einen Anfang muß man doch annehmen — gab es gewiß nur einfache und leichte Körperleiden, denn die ersten Menschen oder das Urvolk lebten, wie Alles schließen läßt, in kindlicher Reinheit und Unschuld, jugendlich schön und gesund im Frieden mit der mütterlichen Natur und in inniger Eintracht mit der Gottheit oder dem höchsten Wesen. Alle Sagen aus grauer Vorzeit sind mit Klagen erfüllt über den Verlust jenes herrlichen Zustandes der Zufriedenheit und Gesundheit, und über die Entartung des Menschengeschlechtes.

Verschiedene Zufälle, Zeitumstände, Bedürfnisse mußten den Menschen, der sich Anfangs wahrscheinlich nicht einmal durch eine Sprache von seinen Mitgeschöpfen, den Thieren, unterschied, veranlassen und behülflich sein, um seine Anlagen und Fertigkeiten zu entwickeln und auszubilden. Dieses gilt nicht nur für alle Verhältnisse des Lebens und Strebens, sondern auch für die Art und Weise, Krankheiten und Gebrechen zu heilen. Mit Mühe mußte der Erde das abgewonnen werden, was zum Lebensunterhalte nöthig war. Jäger durchstreiften nach Beute den Wald, Fischer warfen ihre Netze in Flüsse und selbst in das hohe Meer und der Landmann baute im Schweiße des Angesichts das Feld. Diese Anstrengungen wurden nun noch dadurch erschwert, daß der Mensch nach den verschiedenen Himmelsstrichen mannichfachen Hemmungen begegnete, welche er entweder glücklich überwand oder auch an ihrer Uebermacht scheiterte. Vor Allem mußte er sein Dasein gegen die Elemente schützen. Hitze und Frost, Regen und Schnee, Wind und Wetter stürmten auf ihn ein; die Erde erbebte in ihrer Tiefe unter seinen Füßen und hauchte schädliche Dünste oder verzehrende Flammen aus; der Blitz entzündete die Hütte und zerstörte das schützende Obdach; angeschwellte Flüsse verließen das Ufer, überschwemmten vernichtend die Saaten und ließen in stehenden Wässern die Keime des Verderbens zurück. Da fingen Siechthum, Schmerz und Krankheit an, immer zahlreicher sich dem Menschen zuzugesellen und zeitig begann der Tod den Faden des Lebens mürbe zu reiben. Auch durch den Menschen selber wurden die Uebel vermehrt, je mehr

sich nämlich seine gesellschaftlichen Verhältnisse veränderten und vermehrten. So ward das erste und heiligste Gesellschaftsband, das Familienleben, wie reich auch an den reinsten Freuden, bald eine Quelle des Leidens und der Trauer. Schmerzhafte Geburt bedrohte das Leben der Mutter und des Kindes, dessen zartes Alter noch lange tausendfachen Gefahren ausgesetzt blieb. Waren diese glücklich überstanden, so stürzten Leidenschaften, Liebe und Haß, den Jüngling in neue Gefahren, brachten ihn mit den Genossen in Zwietracht und brachen dem Laster die Bahn. Als die Familien zu Stämmen, die Stämme zu Völkern anwuchsen, wurden die Bedürfnisse größer, die Zwistigkeiten anhaltender, die Besitzthümer streitiger und das Recht des Stärkern durch Blutvergießen geltend gemacht. Der Krieg schwang seine Fackel über die Erde, und Seuchen und mannichfaches Elend schlossen sich ihm an. Aber auch als unter der Herrschaft der Gesetze sich Staaten gebildet, war der Zustand des Menschen gefährdet; herrschsüchtige Brüder machten ihn zum Sclaven, naturwidrige Sitten und Gebräuche verkümmerten sein Dasein, sinnliche Genüsse und entkräftender Luxus untergruben die Wurzeln seiner Gesundheit. Die Seele des Menschen erfüllte sich mit Sorgen, sah sich von Begierden und Leidenschaften, von Irrthümern und Lastern bekämpft. Und nun bedenke man, daß der Mensch noch ungebildet war, noch in einer Art völliger Kindheit lebte. In diesem Zustande folgt er nur dem Instinkte, dem Naturtriebe, er ist, wie die Erfahrungen aller Zeiten und Völker lehren, unfähig, an eine Kette von Ursachen zu denken, er sieht

nur Wirkungen. Zwar wird er durch die ursprüngliche Anlage seines Verstandes getrieben, jeder Erscheinung eine Ursache beizulegen, allein zu ungeübt im Denken und zu ungeduldig, längere Forschungen anzustellen, nimmt er zur ersten besten, zur nächsten Ursache seine Zuflucht. Er läßt jede Wirkung durch eine dunkle Kraft geschehen, er leitet daher jede Wirkung, deren Ursache ihm nicht gleich in die Augen fällt, von einem höhern Wesen ab. Ist die Wirkung für ihn wohlthätig, so ist ein freundliches, und im entgegengesetzten Falle ein feindliches, oder erzürntes Wesen der Urheber.

Solche Wirkungen unbekannter Ursachen waren natürlich auch Krankheiten. Wem anders konnten sie zugeschrieben werden als einem feindlichen oder erzürnten Wesen? Als das griechische Heer vor Troja lag, war es der Gott Phöbus Apollo, welcher jene ansteckende Seuche, die in dem Lager wüthete und Menschen und Vieh dahin raffte, veranlaßt hatte, weil sein von den Griechen beleidigter Priester um Rache flehte. So oft in Rom in den ersten Zeiten der Republik eine Volkskrankheit herrschte, lag dem Oberpriester die Pflicht ob, die Ursache des Zorns der beleidigten Gottheit auszumitteln, um sie versöhnen zu können. In der heiligen Schrift kommen ähnliche Fälle vor. Dieser Volksglaube erhielt sich durch alle Zeiten und kommt auch noch jetzt hie und da vor. Im Mittelalter war dieser Glaube allgemein. Und werden nicht noch heutzutage ansteckende Krankheiten und andere Unglücksfälle, welche sowohl einzelne Personen als ganze Städte und Staaten betreffen, häufig der erzürnten Gottheit beigemessen?

Diese Vorstellung vom Entstehen der Krankheit bei dem Menschen, der das höhere Wesen sich immer als ein Wesen seiner Art dachte, leitete auf den Gedanken, die feindliche Gottheit zu gewinnen, und die beleidigte zu versöhnen. Er gab also in beiden Fällen das hin, was ihm am liebsten war, denn dies mußte ja auch der Gottheit das Liebste sein. Der wandernde Hirte, dessen Reichthum in der Viehzucht bestand, brachte seinem Gotte das beste Stück der Heerde zum Opfer. Selbst in dem ältesten Geschichtsbuche, der heiligen Schrift, kommen mehrere Belege hiezu vor. Der gebildete Grieche und Römer erbaute Tempel und stellte prächtige Feierlichkeiten zu Ehren seines Gottes an, wenn allgemeine Plagen das Land drückten. Das Mittelalter baute in diesem Falle Kirchen und Altäre, stiftete Klöster, hielt feierliche Umzüge u. s. w., und späterhin stellte man bei solchen traurigen Zeitumständen alle öffentliche Lustbarkeiten ein, hielt Bußtage und Betstunden, Alles, um den Zorn Gottes zu besänftigen.

Wer sich durch irgend ein Talent, eine besondere Fähigkeit vor seinen Mitmenschen hervorthat, wurde bei der Urwelt für ein solch höheres Wesen gehalten; nützte er durch dasselbe, so wurde er geliebt, schadete er, so wurde er gefürchtet, in beiden Fällen aber als eine Gottheit verehrt. Das Mittelalter und auch die spätere Zeit ahmten hierin wiederum, wie in so vielen Dingen, der Urwelt nach, und erschuf sich so im ersten Falle seine Wunderthäter, Heilige und Gesandte Gottes, und im letzten seine Zauberer und Schwarzkünstler.

Sobald nun die Vorstellung von einer Gottheit gebildet war, so war auch nach der Denkungsart jener Zeiten nichts natürlicher, als daß man ihr ähnliche Ehrerbietung erwies, welche man den Vornehmsten der Familien und Stämme zu erweisen gewohnt war. Man baute der Gottheit eine eigne Wohnung, in welche der sinnliche Mensch ein Sinnbild (Symbol) derselben setzte, um sie verehren zu können, und diese Wohnungen hießen in der Folge Tempel, Moscheen, Synagogen und Kirchen. Man stellte ferner zum Dienste der Gottheit eigene Personen an, welche Ehre immer den Vornehmsten einer Familie oder eines Stammes zu Theil wurde. Diese mußten opfern und überhaupt alle gottesdienstlichen Handlungen und Gebräuche (Förmlichkeiten, Zeremonien) verrichten, und erwarben sich durch ihre Geschäfte eine besondere Ehrerbietung und einen Ruf von Heiligkeit, und man gewöhnte sich, sie als Freunde der Götter und Vermittler zwischen diesen und den Menschen zu betrachten.

Krankheiten wurden, wie schon erwähnt, als die unmittelbare Wirkung einer feindlichen, beleidigten oder erzürnten Gottheit angesehen, welche durch Opfer und andere Gebräuche versöhnt werden mußte. Man brachte also die Kranken an heilige Oerter oder in die Tempel, und ließ durch die Priester mit der beleidigten Gottheit unterhandeln, somit machte die Heilung der Krankheiten einen Theil des Gottesdienstes und des Geschäftes der Priester aus. Es ist also leicht begreiflich, wie man die Heilkunst als eine von den Göttern herstammende ausgeben konnte, und warum sie lange Zeit in den Händen der Priester sich befand. — Doch verlassen

wir diese allgemeinen Ansichten und betreten wir den Pfad, wo uns die ersten Strahlen der Geschichte leuchten, das ist, wo der ungebildete Mensch verschwindet und wir ihn auf der ersten Stufe der Bildung, in der Gesellschaft erblicken.

Die Heilkunst bei den Israeliten. Die Israeliten stammten von einer Hirtenfamilie ab, siedelten sich in Egypten an und vermehrten sich in einigen Jahrhunderten aus 72 Seelen zu einer Menge von 600000. Der Druck, welchen sie von den Pharaonen erdulden mußten, brachte sie zu dem Entschlusse, Egypten zu verlassen und sich einen andern Wohnsitz aufzusuchen. Diesen Entschluß vollzogen sie mit Beihülfe Moses, welcher ihr Anführer, Befreier und Gesetzgeber wurde. Dieser weise Mann, durch den Unterricht, den er in Egypten genoß und durch eignes Nachdenken gebildet, hatte den Vorsatz, sein Volk durch eine weise Gesetzgebung zu beglücken, welche dahin abzweckte, sie zu bessern und gebildetern Menschen zu machen. Unter diesen Gesetzen befanden sich auch solche, wie man sich bei Krankheiten und Seuchen zu verhalten habe, z. B. über das Verfahren mit Aussätzigen, oder des Aussatzes verdächtigen Personen, die Anempfehlung der größesten Reinlichkeit, ein sehr löbliches und wohlthätiges Gesetz; die Speisegesetze; die Reinigungsgesetze nach der Verunreinigung durch das Wochenbette, durch den Monatsfluß, den Geschlechtsgenuß, die Selbstbefleckung, den Samenfluß u. s. w. Während eine Frau die Regeln hatte, durfte

der Mann nicht bei ihr liegen, weil er unrein wurde. Vielleicht daß von diesem Gesetze Mosis der Glaube herstammt, welcher nachgehends weiter ausgebildet wurde und noch bis zur Stunde existirt, daß das Blut, welches durch die Reinigung abfließt, eine giftige Eigenschaft besitze. Auch todte Körper zu berühren, war nach Mosis Gesetzen verboten, und der es that oder thun mußte, wurde für unrein gehalten u. s. w. So gut auch seine Absichten waren, so erging es ihm wie den meisten Gesetzgebern, seine Gesetze wurden verdreht, falsch verstanden, oder nicht befolgt, und die Israeliten waren in Sachen der Heilkunst nicht aufgeklärter als die Egypter, die wir bald kennen lernen werden und von denen ohnehin das Meiste entlehnt war. Auch bei ihnen waren die Priester im Besitze der Heilkunst und übten sie aus. Die Krankheiten hielten auch sie für Strafen der Gottheit, und nahmen, um sich von ihnen zu befreien, zu derselben ihre Zuflucht. Die Pest, welche zu Davids Zeiten so fürchterlich wüthete, war eine Strafe Gottes, welche das unschuldige Volk für den Fehltritt seines Königs büßen mußte (2. Buch Samuel. Cap. 24). Das Kind, welches dieser König mit dem Weibe des Uria, den er meuchlings ermorden ließ, zeugte, schlug der HErr, daß es todtkrank war und am siebenten Tage starb (2. B. Samuel. C. 12.), und Joram, der König von Juda, endigte sein Leben an einer zweijährigen, höchst schmerzhaften Krankheit, welche die Aerzte nicht heilen konnten, weil sie eine Strafe Jehova's war (2. B. d. Chronik, C. 21.). Ahasia, der König von Israel, fiel durchs Gitter und starb, weil er sich wegen seiner Krankheit bei den Götzen zu Ekron Raths erholen

ließ (2. B. der Könige C. 1.). Dem Assa wird es zur Sünde angerechnet, daß er bei den Aerzten, wahrscheinlich eines benachbarten heidnischen Volkes, und nicht bei dem HErrn, das ist, in dem Tempel bei den Priestern, Hülfe suchte, als er an seinen Füßen krank war (2. B. d. Chronik C. 16.). Die Propheten Elia und Elisa gaben sich mit Heilung der Krankheiten ab, aber nicht als Aerzte sondern als Propheten, denn sie heilten nicht mit Arzneien, sondern mit Auflegen der Hände, Gebeten und andern Zeremonien. Den König Hiskia heilte der Prophet Jesaia, daß er ihm Feigen auf seine Geschwüre legen ließ (2. B. d. Könige C. 20.). Man fragte die Gottheit und nicht die Aerzte, welchen Ausgang die Krankheit nehmen würde, wie die angeführten Beispiele und mehrere andere beweisen. Der Aussatz, eine sehr gewöhnliche Plage der Völker des Morgenlandes, war auch bei den Israeliten häufig und wurde nach Mosis Vorschriften, durch Absonderung von den Gesunden, durch Waschen, Reinigungen und andere Religionsgebräuche geheilt. Jeder war verbunden, wenn er aussätzig wurde, zu dem Priester zu gehen, welcher ihm vorschrieb, wie er sich zu verhalten habe, und dieser Vorschrift mußte genau nachgelebt werden. War der Kranke wieder genesen, so mußte er sich dem Priester abermals zeigen, der ihn sodann rein sprach, und ihn durch diese Zeremonie in die Gesellschaft wieder aufnahm, aus der er, so lange seine Krankheit dauerte, ausgeschlossen war. Dafür aber war der Kranke verbunden, dem HErrn eine Gabe zum Dankopfer zu bringen. Die Schwermuth, in welche Saul zuweilen verfiel, wurde da-

durch verursacht, weil der Geist Gottes von ihm gewichen war und ein böser Geist auf göttlichen Willen ihn plagte. Syrach scheint nüchterner zu denken, denn er räth, den Arzt zu gebrauchen, aber der Grund, den er anführt, weil ihn Gott erschaffen, würde eben so gut beweisen, daß man sich von Dieben und Räubern plündern oder von wilden Thieren zerreißen lassen müsse, und da er es auch für eine Strafe Gottes erklärt, dem Arzte in die Hände zu fallen, so ist es klar, daß er im Ganzen genommen die Meinung seiner Zeitgenossen theilte, welche alle Krankheiten für göttliche Strafen hielten. In den Gefangenschaften, in welche beide Stämme geriethen erlernten sie in Chaldäa und Assyrien die Lehre dieser Völker von dem Einflusse der bösen Geister (Dämonen), und nun wurde eine Art von Schwermuth, in welcher sich der Kranke von einem solchen bösen Geiste besessen glaubte, einheimisch und verbreitet. Der Zustand dieser Leute war schrecklich. Sie gingen nackt oder in zerrissenen Kleidern, rasten, brüllten, überfielen die, welche ihnen in den Weg kamen, verwundeten und beschädigten sich selbst, zerrissen ihre Ketten, mit denen sie gebunden waren, und wohnten an öden Orten oder in Gräbern. Nach der von den Chaldäern erlernten Lehre von den bösen Geistern, wurden überhaupt Krankheiten den Einwirkungen böser Geister zugeschrieben, wovon mehrere Stellen der Bücher des neuen Testamentes zeigen. Die Gesundheitsquelle Bethesda zu Jerusalem, zu welcher viele Kranke jährlich wallfahrteten, um von ihren Leiden befreit zu werden, erhielt ihre Heilkraft von einem Engel, welcher zu gewissen Zeiten in sie herabstieg und das

Wasser in Bewegung setzte. Durchgängig wimmelte nun Alles von bösen und guten Geistern, welche Krankheiten heilen und hervorbringen. So wurde ein Aberglaube von dem andern verdrängt, Irrthümer häuften sich auf Irrthümer und nirgends gewahren wir eine Spur von Aufklärung über die Art und Weise, Krankheiten zu heilen.

Forschen wir nach **dem Zustand der Heilkunst bei den Indern,** indem wir in das höchste Alterthum hinaufsteigen. Da man Indien als die Wiege der Bildung zu betrachten pflegt, welche von hier aus den Israeliten und andern asiatischen Völkern sich mittheilte, so werfen wir zuvor einen Blick auf das wunderbare Land, da Land und Klima für die Beschaffenheit und Bildung des Volkes stets von so hoher Bedeutung sind. Fast so groß wie ganz Europa wird Indien durch das Weltmeer, durch mächtige Ströme und durch das höchste Gebirge der Erde begrenzt. Wunderbar soll der Eindruck sein, wenn diese Kette des Hymalaya's mit seinen schneeglänzenden Häusern, woran sich die Sonnenstrahlen brechen, aus den Orangen- und Palmenwäldern der Thäler gesehen wird. Von dieser Bergwand senkt sich ganz Indien wie ein Terrassenland herab, fruchtbar wie kein anderes und bei einer Länge von 27 Breitengraden im Besitze aller Abstufungen des Klima's. Die hohe Hitze wird theils durch heftige Stürme und fürchterliche Gewitter unterbrochen, theils durch die frische von den Bergen wehende Luft, durch die anhaltenden Regengüsse und die regelmäßigen Passatwinde abgekühlt. Ganz besondern Einfluß auf die Bildung der alten Völker übt die Bewässerung des Landes aus, namentlich wenn durch

die eigenthümliche Natur mächtiger Ströme die Einbildung und die Thatkraft eines Volkes sehr erregt wird. Und dies ist vorzugsweise in dem reich bewässerten Indien der Fall, wo vor allen der herrliche Ganges, der noch jetzt wie kein anderer Strom der Erde seine Ufer mit Tempeln, Pagoden, Hallen und Städten bedeckt sieht, frühe schon dem Inder ein Gegenstand heiliger Verehrung und frommer Pilgerfahrt ward. Der Inder verehrt in dem Ganges ein Wesen, das dem Lande Fruchtbarkeit und Regen spendet, indem er zur Zeit der Passatwinde 30 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand steigt und geschwollen durch dreimonatlichen Regen und geschmolzenen Schnee dahinströmt. Auch die andern Flüsse, namentlich der Indus, schwellen bedeutend an, und erzeugen dadurch jene üppige Fruchtbarkeit, mit welcher kein anderes asiatisches Land wetteifern kann. Daher der Reichthum und die Schönheit der an Düften und Farben überschwänglichen indischen Pflanzenwelt, welche die edelsten Gewürze, alle Arten Räucherholz und Südfrüchte in Menge, doch keine heiligere Pflanze erzeugt, als den Lotos, welchen der Inder als ein Sinnbild göttlicher Geheimnisse verehrt. Nicht minder reich ist die Thierwelt ausgestattet mit ihren Elephanten, Löwen, Tigern, Affen, Schlangen und prachtvollen Vögeln, von welchen Pfauen, Papageien und Nachtigallen die undurchdringlichen Wälder beleben. Die Schätze des Mineralreiches waren schon den Alten bekannt, wenn sie Indien das Goldland, das Land der Edelsteine nannten, die von hieraus in andere Länder geführt wurden. In dieser üppigen Natur lebt, über 100 Millionen stark, eine Mensch-

heit, die noch heute seit den ältesten Zeiten ihre ursprüngliche Eigenschaften besitzt. Die Gestalt des Inders ist groß und schlank, das Antlitz sanft und voll, das Haar fein und schwarz, die Hautfarbe dunkel und obwohl wegen häufiger Unterjochung und Bedrückung Laster und Entartung sich eingeschlichen haben, so sind doch die Tugenden der Sanftmuth, Mäßigkeit und Gastfreundschaft in Indien sehr verbreitet. Dazu kommt nun noch ein milder, einsam sinnender Geist und eine rege Einbildungskraft.

Der Weisheit der Inder muß jedenfalls ein hohes Alter zugestanden werden. Uralt sind die Denkmäler der Kunst, sowohl die, welche unterirdische Felsengrotten, als auch die Granitfelsen über der Erde in staunenerregende Tempelgewölbe umgewandelt und außerdem viele religiöse Bauwerke vollendet hat. Eben so die Schriften über Gotteslehre, Gesetzgebung u. s. w. Es darf unumwunden behauptet werden, daß es wohl kein Volk giebt, welches ältere Religionsbücher besitzt, als die indischen sind.

Die älteste Religion der Inder bestand in dem Glauben an ein einiges höchstes Wesen, das man Parabrahmana nannte und ohne Tempel und Abbild verehrte, weil sein Ruhm so groß sei, daß es kein Bild von ihm geben kann. Später legte man dem höchsten Wesen drei Haupteigenschaften bei, nämlich Schaffen, Erhalten und Zerstören und dachte sich dann für jede dieser Eigenschaften eine besondere Gottheit, von welchem dem Brahma das Schaffen, dem Wischnu das Erhalten und dem Schiwa das Zerstören zugetheilt wird. Jene

Gottheiten bilden nun in ihrer Vereinigung die heilige Dreiheit der Inder; sie wurden einzeln verehrt und mit ihren Eigenschaften dargestellt, und erzeugten dadurch endlich eine beispiellose Vielgötterei, in Folge dessen der Glaube an das einzige Weltwesen verdrängt wurde.

Nach indischem Begriffe ist die Seele des Menschen ein Ausfluß der Gottheit; sie hat ihren Sitz im Gehirn, wo sie eingeschlossen ist, wie Luft in einem Gefäße, wenn dieses zerbricht und sie bereits während ihres irdischen Daseins einen hohen Grad der Veredlung erreicht hat, kann sie sofort zur göttlichen Weltseele zurückkehren, der sie entflossen ist. Aber dieser Veredlung soll sie in dem Läuterungshause des Körpers theilhaftig werden, und alle in einem frühern Leben erworbene Schuld in der menschlichen Hülle abbüßen oder noch andere Reinigungsproben bestehen. Sie soll in Menschengestalt die Sinnlichkeit und Schwere des Körpers überwinden und sich durch Weisheit dem göttlichen Geiste so viel als möglich zu nähern suchen, der zu ihrem Besten mehrmals in irdischen Gestalten erschienen ist und ihr sein heiliges Gesetz offenbart hat. Diese indische Lehre der Seelenwanderung hat einen großen Einfluß auf die ganze Denk- und Gefühlsweise des Volkes ausgeübt, welches die Vergehen gegen den Nächsten so ansah, als wären sie gegen die Gottheit selbst gerichtet, die Pflanze und das Thier als von der Gottheit kommend betrachtete und fromme Menschlichkeit übte.

Die Religion und Wissenschaft war bei den Indern in dem ausschließlichen Besitze einer einzigen sehr bevorzugten Klasse von Menschen, die man die Kaste der

Brahmanen nannte und in vier Abtheilungen hinaufstiegen. Zuerst wurde der Brahmana ein Brahmatschari (Brahmabeflissener, dann ein Grihastha (Hausvater), der seinen Beruf durch die Ehe und im gewöhnlichen Leben bewährt, hierauf ein Vanaprastha (in den Wald gehender, d. h. fromme Abgeschiedenheit Suchender), und endlich ein Samjasi (der Alles abgelegt, oder verlassen hat), wodurch die höchste Weihe und ein tiefschwärmerischer Zustand bezeichnet ist. Der junge Brahmane empfing stufenweise die Ausbildung, um in Hainen bei einfacher Pflanzenkost und sehr geregelter Lebensweise die Sinnlichkeit bemeistern zu lernen und dem Uebersinnlichen nachzuhängen. Ein Theil davon lebte später streng klösterlich und fern vom Umgange mit Menschen, nur höhern Betrachtungen ergeben, in Wäldern; ein anderer, der sich ebenfalls der einfachsten Lebensart und Enthaltsamkeit befleißigte, beschäftigte sich mit Ausübung der Heilkunst. Leuten dieser Abtheilung schrieb man die Kunst zu, durch gewisse Mittel die Fruchtbarkeit vermehren, die Erzeugung von Knaben oder Mädchen befördern und die Krankheiten mehr durch die Lebensweise (Diät) und äußere Mittel als durch eigentliche Arzeneien heilen zu können. Viele von ihnen irrten in Städten und Dörfern umher, gebehrdeten sich wie Einsiedler und Selbstpeiniger und übten eine Art Zauberkunst aus, während die bessern unter ihnen mit Hülfe des übersinnlichen Glaubens heilten. Der große Alexander, der Napoleon des Alterthumes, hatte die geschicktesten indischen Aerzte um sich, welche, was die Griechen nicht verstanden, die Bisse giftiger Schlangen heilten. Durch einen Herold

war im Lager ausgerufen worden, daß jeder von einer Schlange Gebissene sich vor des Königs Zelt begeben und dort behandelt werden solle. Aber auch andere Krankheiten heilten jene Aerzte, obwohl viele von ihnen, die sich im griechischen Lager aufhielten, als Gaukler und Charlatane ihr Wesen trieben und Geheimmittel verkauften.

Als sich unter den Indern die Vielgötterei verbreitete, bekam auch die Heilkunst ihren Gott, den Götterarzt Dhanfantaris, der den Göttern die Amrita, den Trank der Unsterblichkeit darbietet. Ihm wird sogar ein Werk über die Heilkunst zugeschrieben, das vielfachen Aberglauben enthält. In den spätern Schriften der Inder ist dies nicht nur auch der Fall, sondern es offenbart sich zugleich ein ungeheures Sittenverderbniß. So ist z. B. Tollheit eine Strafe für Ungehorsam gegen die Eltern, Augenschmerzen dafür, daß man eines andern Weib begehrt hat, Leibschmerzen, wenn man mit einer Person andern Glaubens zusammengegessen, Husten, wenn man einen Brahmanen getödtet, Steinschmerzen, Strafe für Blutschande mit der Mutter, Durchfall, wenn man sein unschuldig Weib umgebracht hat u. dergl. m. Die Heilmittel bestehen in Almosen, Fasten und Schenkungen an die Priester.

Wir scheiden nun von Asien, um nach Afrika überzugehen und hier in **Egypten** ein Land zu betreten, welches schon den Alten als die geheimnißvolle Heimath der Wissenschaften und Künste erschien und auch für uns noch in räthselhaftes Dunkel gehüllt ist. Egypten

ist östlich und westlich von Wüsten begrenzt; fruchtbar ist nur der schmale Landstrich, durch welchen der Nil sich schlängelt. Dieser Fluß mit seinen regelmäßigen jährlichen Ueberschwemmungen ist die Lebenspulsader des Landes und der Erwecker aller geistigen Thätigkeit; der befruchtende, für heilig gehaltene Strom giebt den Stoff zu religiösen Vorstellungen und Bildern her, aber auch Wissenschaften und Künste, namentlich Sternkunde, Meßkunde, Wasserbaukunst und Bauwissenschaft werden dadurch ins Leben gerufen und eigenthümlich beseelt. Wo die Fruchtbarkeit des üppigen Nilthals einen so auffallenden Unterschied bildet von dem Sandmeer der arabischen und libyschen Wüsten, wo das Land unter dem ewig heitern afrikanischen Himmel bald grünende Saaten und blühende Fluren, bald einen unendlichen Wasserspiegel zeigt, wo Thiere, wie Krokodille, Ibis und Schlangen dem überraschten Menschen begegnen, da wird die Einbildungskraft wie nicht leicht in einem andern Lande beschäftigt, da sieht man jederzeit ein wunderbares Naturleben vor sich, das den Glauben an höhere Wesen auf eine ganz besondere Weise erzeugen muß. Von dem egyptischen Volke wurden Gestirne, Naturkräfte und Thiere in Bildern verehrt. Die Anbetung der Thiere hat schwerlich ihren Grund in dem Nutzen, welchen die Thiere dem Menschen gewähren, sondern in der heiligen Scheu vor dem geheimnißvollen, dem Thiere inwohnenden Leben, das der rohe Naturmensch nicht für eine niedere Stufe des seinigen, sondern als ein höher gestelltes betrachtet, welches sicherer und unfehlbarer sich kundgiebt.

In Egypten finden sich, genau betrachtet, die ersten Spuren der Heilkunst und die ersten Nachrichten von Aerzten. Die Beschaffenheit des Landes, die Ueberschwemmungen des Nils, die stehenden Wasser und Pfützen, welche nach denselben zurückblieben, und die Luft mit faulen Ausdünstungen erfüllten, veranlaßten wahrscheinlich häufige Krankheiten. Die Noth zwang auf Mittel zu sinnen, um sich von ihnen zu befreien, und davor zu sichern. Das erste leitete auf die Erfindung der Heilkunst, das zweite auf die Erfindung der Gesundheitslehre (Diätetik), welche beide Wissenschaften, wenn sie auch in Egypten nicht entstanden sein sollten, dennoch von den Egyptern sorgfältig gepflegt worden sind. Die Kenntniß und Ausübung der Heilkunst, so wie überhaupt alle Gelehrsamkeit war im Besitze der Priester. Wer krank war suchte bei ihnen in den Tempeln der Götter für seine körperlichen Leiden Hülfe. Durch die Priester wurde das Heilgeschäft ein Theil der Religion, und aus diesem Grunde war es für jeden Egypter Pflicht, allen den Gesundheitsvorschriften, welche sie, den Begriffen der Zeit gemäß, für wirksam hielten, auf das Pünktlichste nachzuleben. Diese Sorge gereicht ihnen zwar keinesweges zu einem Vorwurfe, und war gewiß in ihrem Lande nothwendiger als in irgend einem andern, nur die Mittel, die sie hiezu anwandten, zeigen von Mangel an Kenntnissen und Einsicht und einer Ungeschicktheit Erfahrungen anzustellen. An Verbesserung und Reinigung der Luft dachten sie nicht, sondern sie glaubten genug gethan zu haben, wenn der Körper von dem, was sich, ihrer Meinung nach, Unreines darin angesammelt hatte,

gereinigt würde. Deßwegen mußten sie jeden Monat drei Tage lang ihren Körper durch Abführungen, Brechmittel und Klystiere ausleeren, welches aus der Absicht geschah, um sich vor Krankheiten zu sichern.

Sie mußten öfters baden, sich salben und überhaupt die größeste Reinlichkeit beobachten. Ihre Pünktlichkeit erstreckte sich auch auf ihre Geschäfte, wo jedem, sogar der Umgang mit dem Weibe, eine bestimmte Zeit angewiesen war. Und dies hing durchaus nicht vom freien Willen ab, sondern alles war durch Vorschriften, welche als göttliche Gebote galten, festgesetzt. Auch die Wahl ihrer Speisen und Getränke hing nicht von ihrer Willkür ab, sondern war ihnen vorgeschrieben. In einigen Gegenden durften diese, in andern wieder andere Nahrungsmittel genossen werden. Die Nahrung der Kinder bestand fast einzig in Wurzeln und Früchten. Einige Thiere durften sie, weil sie für unrein gehalten wurden, nicht genießen, einige nur monatlich an einem bestimmten Tage. Die Priester hatten eine noch strengere Lebensordnung zu beobachten; sie durften beinahe gar kein Fleisch, ausgenommen von den Opferthieren, genießen, mußten sich von allem Salze, besonders dem Meersalze, fernhalten, weil dieses der Schaum des Typhon, einer freundlichen Gottheit, hieß. Auch die Hülsenfrüchte und Zwiebeln waren ihnen zu essen verboten, deren Genuß jedoch dem Volke erlaubt war. Die Zwiebeln hatten auch nach ihrer Meinung die Kraft, Krankheiten abzuhalten, deßwegen hingen sie sie an ihren Häusern auf und betrachteten sie als ein Zauberschutzmittel (Talisman), welches der Krankheit den Eingang in dasselbe verwehren

könne. Wie überhaupt mehr Aberglauben aus Egypten stammt, so scheinen auch die Talismane und Amulette in diesem Lande erfunden worden zu sein. Auch setzten die Egypter, auf geheime übersinnliche Künste, Zauberformeln, Besprechungen und dergleichen viel Vertrauen. Es war Volksglaube, daß man durch diese Mittel alle Krankheiten heilen, und durch Besprechungen die Mannskraft schwächen könne. Sie hatten gewisse Kräuter, denen sie übernatürliche Kraft beilegten, und die als Heilmittel in großem Ansehen standen. Ein gewisses Kraut (Hynocephalia) wurde für eine göttliche Pflanze und für ein Gegengift gegen alle Gifte gehalten. Es mußte aber mit Vorsicht eingesammelt werden, denn wenn man die Pflanze ganz aus der Erde grub, so wurde man davon getödtet.

Die Entstehung der Krankheiten leiteten sie, wie alle ungebildeten Völker, von der Einwirkung der bösen Geister ab, und die Genesung von denselben erwarteten sie gleichfalls von ihren Göttern, dem Osiris, der Isis, dem Seraphis, in deren Tempel sie ihre Kranken brachten. Hier erwarteten sie, daß ihnen die Gottheit im Traume erscheinen und ein Heilmittel anzeigen würde, dessen sie sich sodann bedienten. Beliebte es dem Gott, dem Kranken kein Mittel anzuzeigen, so gebrauchten die Priester außer einigen größtentheils gleichgültigen und unwirksamen Arzeneien, abergläubische Mittel zur Heilung der Krankheiten, mußten aber dabei einen vorgeschriebenen Gang befolgen, von dem sie, mochte nun der Kranke genesen oder sterben, bei Todesstrafe nicht abweichen durfte. So durfte z. B. kein Priester in hitzigen

Krankheiten vor dem vierten Tage etwas unternehmen, damit nicht etwa durch unzeitige Eingriffe die Heilkraft der Natur in ihrem Walten gestört würde.

Den Gestirnen schrieben die Egypter auch einen großen Einfluß auf den menschlichen Körper zu. Sie waren der Meinung, der Körper bestehe aus 36 Theilen, welche von eben so vielen Dämonen (Mittelgeister feindlicher Art) beherrscht würden und von deren Willkühr Gesundheit und Krankheit abhinge, deßwegen mußte man sich dieselben durch Verehrung, Anbetung und Opfer geneigt zu machen suchen, um die Gesundheit zu erhalten. Täglich waren in dem Tempel der Isis, der Gesundheit wegen, Räucherungen verordnet, um die Luft von den übeln Ausdünstungen, welche sich die Nacht hindurch angesammelt hatten, zu reinigen. Man räucherte deswegen des Morgens mit Harz, gegen Mittag mit Myrrhen und Abends mit einem heiligen Mittel, Kyphy genannt.

Aber nicht bloß auf die Lebenden, sondern auch auf die Todten erstreckte sich die heilkundige Pflege der Egypter. Dahin gehört das Einbalsamiren der Leichen, auf deren Erhaltung der religiöse Glaube einen so hohen Werth legte, weil er an die Fortdauer des Körpers die Fortdauer der Seele knüpfte, denn nach seiner Lehre lebte der gehörig einbalsamirte und beigesetzte Mensch an einem Orte der Reinigung und Buße, Amenthes geheißen, frei von den Sorgen der Erde unter der milden Herrschaft des Gottes Osiris und der Isis ein ruhiges Leben fort. Wenn aber der aufbewahrte Körper in Asche zerfällt, verläßt ihn auch die Seele,

schließt sich in einen Thierleib ein und nachdem sie alle Thierleiber angenommen, kehrt sie nach 3000 Jahren in einen Menschenkörper zurück. Dies ist die Lehre von der Seelenwanderung, welche das Volk erhielt.

Die künstliche Bereitung oder Einbalsamirung der Leichen lag den Priestern ob, oder doch zu ihrer Kaste gehörigen Künstlern, den Taricheuten. War ein Egypter gestorben, so begaben sich die Angehörigen sogleich zu den Taricheuten, die ihnen dreierlei Modelle von Mumien (einbalsamirten Leichen) vorlegten, kostbare, minder kostbare und ganz geringe, so daß die Einbalsamirung nach den ersten Modellen ein Attisches Talent Silber (gegen 1350 Thlr.), nach den letzten nur 20 Minen (die Mine 22 Thlr. 12 Gr.) betrug. Nach getroffener Uebereinkunft wurde die Leiche den Priestern überlassen, doch die Leichen schöner und vornehmer Frauen erst drei oder vier Tage nach dem Tode, weil vorgekommene Fälle den Verdacht der Unkeuschheit gegen die Taricheuten erregt hatten. Der heilige Schreiber bezeichnete dann die Stelle des Einschnittes, ein Beamter, der Paraschistes genannt, machte ihn mit einem äthiopischen Steine, nahm aber sogleich die Flucht, weil er von den Verwandten des Todten mit Steinwürfen verfolgt wurde. Das Gehirn wurde nun mit einem krummen Eisen durch die Nase herausgezogen und die Schädelhöhle mit Spezereien gefüllt. Dann wurden auch die andern mehr flüssigen und der Verwesung leicht ausgesetzten Theile aus dem Körper herausgenommen, die festen aber ausgewaschen, der Unterleib, den man zuvor mit Palmwein gereinigt, mit Myrrhen,

Zimmt und andern Gewürzen angefüllt und die Leiche dann 70 Tage in eine Natronlauge gelegt. Die Eingeweide wurden in einen Kasten gethan und in den Nil versenkt, damit er es dem Meere zutrage, wobei einer der Taricheuten im Namen des Todten ein Gebet sprach. Nach 70 Tagen wurde die nun fertige Mumie abgewaschen, künstlich, um alle Theile des Körpers in ihrer natürlichen Lage zu erhalten, in feine Binden von Linnen und Byssus gewickelt, das Gesicht mit einer gypsüberzogenen bemalten Maske (Larve) bedeckt und hierauf den Verwandten übergeben, welche die Mumie in einem genau der Gestalt des Todten angepaßten Behälter aus Sycomorus-Holz in ihrem Friedhof beisetzten. Nach dem zweiten Verfahren wurde der Leib nicht geöffnet, sondern durch den After eine Art Cederntheer oder aus Cederholz gewonnenes Brenzöl in den Darmkanal gesprüzt, dann der Körper die angegebene Zeit in Natronlauge gelegt und am 70. Tage das harzige Cederöl wieder herausgezogen, dem die durch das ätzende Natron aufgelösten Eingeweide nachfolgten. Wie wir jetzt durch die Fortschritte in der Chemie wissen, hatte bei dieser Bereitungsweise die Holzsäure und das darin enthaltene Kreosot den größesten Antheil, daß die Leiche sich zur Mumie umwandelte. Nach der dritten und wohlfeilsten Art wurde der Leib durch Syrmäa, ein zusammengesetztes Abführmittel, gereinigt und dann ebenfalls 70 Tage lang in Lauge gelegt. Wahrscheinlich gab es außer diesen drei noch andere Einbalsamirungsweisen, da man viele ausgetrocknete Körper in den Sand verscharrt und mit Kohlen bedeckt findet, deren fäulnißwidrige Eigen-

schaft mithin den Egyptern nicht unbekannt gewesen sein muß.

So dachte und handelte ein Volk, dessen Bildung und Weisheit man öfter übermäßig erhoben hat, in Sachen, welche die Erhaltung seines Körpers betrafen. Wohin wir blicken, sehen wir die dickste Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit. Alles Selbstdenken wurde durch den Priesterorden gelähmt. In diesem wurden die Wissenschaften vom Vater auf den Sohn vererbt und wer nicht ihres Standes und ihrer Abkunft war, hatte keinen Theil an diesen Schätzen des menschlichen Verstandes. Der Mensch war damals noch nicht in dem Besitze der köstlichen Erfahrungen, über welche wir jetzt gebieten, und sein Geist überdies noch nicht so gewandt, sie zu benützen und damit zu wuchern. Auf dem heißen Boden Afrika's trockneten die kaum lebendigen Keime der geistigen Thätigkeit und Bildung zu einer seelenlosen Mumie zusammen. Wenden wir nun unsern Blick vom duftigen und schwülen Morgenlande ab und richten wir ihn nach Westen.

Zweites Kapitel.

Die Griechen. Anfang der Heilkunst bei denselben.

Das Volk, welches sich schon früh auf einen hohen Grad der Ausbildung hinaufschwang, die wohlthätig auf alle Jahrhunderte wirkte, und welches selbst, als es schon längst von der Erde weggeblüht war, durch die Ueberreste seiner Geisteswerke zum zweiten Male die Morgenröthe der Bildung dem Menschengeschlechte spendete, war das griechische. Es bestand, so wie alle Völker des Erdbodens, ursprünglich aus wilden Hirtenstämmen, welche sich von der Viehzucht ernährten und in Höhlen wohnten. Die nahe Lage des Landes an Egypten und Syrien lockte mehrere Flüchtlinge aus diesen und andern angrenzenden Gegenden, um sich mit ihren Colonien, die sie mit sich führten, auf diesem milden Erdstriche niederzulassen.

Kein Land im Süden Europa's war so wie die griechische Halbinsel bedacht und ausgestattet worden, um der Natur zu ihrer Verherrlichung durch den Menschen zu dienen. Wir erblicken ein meerumgebenes Busen- und Küstenland und eine Gruppe von Inseln, dessen Klima, rauh auf den Gebirgen, mild in den Thälern, durchaus gesund und angenehm ist. Während die Schneegipfel des Hochgebirges mit den Pflanzen des äußersten Nordens bedeckt sind, gedeiht in den Ebenen eine herrliche Fruchtwelt, fast der gleich, die in den Gegenden unter den Wendekreisen angetroffen wird. Ueber den malerischen Formen der Bergzüge, über den reichen mit Reben-, Oel- und Feigengärten geschmückten Thälern, über den üppigen Triften und grünenden Wäldern, über den Strömen und den durch vielfache Buchten und Vorgebirge eingeschnittenen Küstensäumen ist ein sanfter heiterer Himmel ausgespannt. Ein solches Land mußte alle Ankömmlinge reizen; mit seinen Wiesen und Feldern mußte es den Bebauer des Bodens, mit seinen Bergen und Wäldern den Hirten und Jäger, mit seinen Küsten und Häfen den Seefahrer zur Ansiedlung einladen, und Allen volle Befriedigung und reiche Mittel zur Vervollkommnung des Daseins gewähren. Kein Wunder also, daß hier ein Volk gedieh, welches das wurde, was es eben geworden ist.

Auf ewige Zeiten ist das griechische Volk eine Erscheinung in der Geschichte der menschlichen Ausbildung, welche zwar verschwunden ist, deren Wirkung aber dauern wird, so lange die Erde von gebildeten Völkern bewohnt bleibt. Seine Sprache ist eine der wohlklingendsten,

anmuthigsten und ausgebildetsten, welche je gesprochen wurde. Die Baukunst, die Malerkunst, die Dichtkunst haben bei den Griechen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; ihr Geschmack war ausgebildet, ihre feine Geschmeidigkeit und ihr Benehmen im Umgange unnachahmlich. Ihre Redner, ihre Geschichtschreiber bleiben stete Muster, denen die größten Männer der spätesten Zeiten nachzuahmen strebten und sich aus ihnen bildeten. Und diese Ausbildung war keinesweges nur ein Vorzug der Gelehrten und der höhern Volksklassen, sondern das ganze Volk hatte an derselben Theil.

Auch die Wissenschaften, wenngleich sie nicht alle von ihnen erfunden worden sind, haben ihnen doch mehr als den übrigen Völkern der alten Welt zu verdanken, denn sie brachten dieselben zuerst in eine bestimmte Form; da nun eine bestimmte Form der Erkenntniß eben das ist, was ihre Vermehrung und Verbesserung in zukünftigen Zeiten bewirkt, so sind wir den Griechen die Grundlage beinahe aller unserer Wissenschaften schuldig. Auch die Heilkunst erhielt durch sie ihre bestimmte Form und verdankt ihnen, daß sie zu dem Range einer Wissenschaft erhoben wurde.

Die ältesten Griechen hatten mit allen ungebildeten Völkern auch das gemein, daß sie Krankheiten für Schickungen oder Strafen der Gottheit ansahen und keine andern Mittel dagegen anwandten als Sühnopfer und Gebete. Von dem Apollo, dessen Schwester, der Artemis, seinem Sohne, dem Aeskulap oder besser Asklepios und mehrern andern Ober- und Untergottheiten glaubte man, daß sie Krankheiten erregen und die

Menschen damit strafen, aber auch wieder davon befreien könnten. Apollo wurde vorzüglich als eine solche Gottheit verehrt. Jeden, der plötzlich starb, tödtete sein fernher treffender Pfeil. Entstand eine Seuche, so stieg er vom hohen Olymp (Gebirge) herab, auf seiner Schulter rasselte der goldene Köcher, verderbender Pfeile voll, mit denen er Menschen und Vieh tödtete. Aber von seinen Haupthaaren träufelte auch der Heilbalsam, die Panace, auf die Erde herab, wovon ein Tropfen Leben und Gesundheit wieder gab. Er lehrte den Aerzten die Kunst das Leben zu verlängern und war selbst der Erfinder der Heilkunst. Es wurden ihm daher Tempel erbaut, in welchen er verehrt ward, Priester zu seinem Dienste angestellt, und die Kranken nahmen zu diesen Tempeln und zu seinen Priestern ihre Zuflucht, um die verlorne Gesundheit wieder zu erhalten. Asklepios, sein Sohn, genoß die nämliche und später fast die ausschließliche Verehrung, die sich schon früh über ganz Griechenland verbreitete. In seinen Tempeln, von welchen die berühmtesten sich zu Kos, Epidaurus, Pergamos und Knidos befanden, wurde die Heilung der Kranken auf ähnliche Weise wie in Egypten besorgt. Seine heilkundigen, einem bestimmten Geschlechte angehörigen Priester, die man die Asklepiaden nannte, wurden vorzugsweise die Aerzte des Volkes und seine Tempel, welche Asklepien hießen, Orte der Wallfahrt für alle Kranke. Diese mußten mehrere gottesdienstliche Handlungen und Zeremonien mit sich vornehmen lassen. Unzählige religiöse Waschungen, eine Menge von Gebeten, Räucherungen, Opfern und andere geheime Vorbereitungen mußten

mehrere Tage lang vorhergehen, ehe der Kranke in den Tempel gelassen wurde. Während dieser Zeit der Vorbereitung waren die Priester beschäftigt, den Kranken mit abentheuerlichen Erzählungen von den Wunderkuren ihres Gottes zu unterhalten, ihm die Geschenke vorzuzeigen, welche die von den schwersten Krankheiten Genesenen als Beweise ihres Dankes in dem Tempel zur Weihe gegeben hatten, und sie trafen überhaupt alle Anstalten, um die Einbildungskraft zu beschäftigen und zu erhöhen. Hierzu kam noch die große Heiligkeit, welche diesen Tempeln beigelegt wurde. Kein Ungeweihter durfte in den Bezirk, in dem sie lagen, treten, noch vielweniger sich dem Tempel nahen. Sie waren in heiligen schauerlichen, Ehrfurcht erregenden Hainen erbaut, und ringsum standen Säulen, an welchen die Weihetafeln hingen, auf denen nicht nur die Namen und die Krankheit der Genesenen, sondern auch die Mittel aufgezeichnet waren, welche geholfen hatten. In dem Schatten dieser Haine sprudelten öfters Gesundheitsquellen, in welchen die Kranken badeten. Das Baden selbst war mit Reiben, Kneten, Streichen der Glieder verbunden. Alles dieses, nebst den sanften Tönen einer schmelzenden Musik, bezauberte die Einbildungskraft des Kranken und versetzte ihn in eine neue Welt. War der Kranke durch diese Zeremonien und Weihungen genug vorbereitet, so durfte er sich erst in den Tempel verfügen.

Fast durchgehends sprach sich in der Anlage und Einrichtung des Asklepios-Tempels Sinn für das Zweckmäßige und Naturheilsame aus. Der erhabene Geschmack, in welchem die Tempel der Griechen erbaut waren, die

Kunst, die daran verschwendet war, die Heiligkeit, die ihnen zugemessen ward, läßt es leicht begreifen, daß derjenige, der sich voll Hoffnung, von seinen Leiden befreit zu werden, und voll Erwartung, was weiter mit ihm vorgehen werde, der Wohnung der Gottheit nahte, beim Anblick derselben und beim Hineintreten in ein neues Erstaunen versetzt wurde. Ueber der Thüre des Asklepios-Tempels zu Epidaurus waren die Worte eingegraben: „Nur reinen Seelen ist hier der Eingang erlaubt." Inwendig erblickte man den heilenden Gott in der Ehrfurcht gebietenden Gestalt eines kräftigen, bärtigen Greises von Elfenbein und Gold auf einem Throne sitzend, dessen Gesicht Ernst und Milde ausdrückte, und einfach mit einem Gewande (Pallium) bekleidet, dessen regelmäßiger Faltenwurf stets die rechte Schulter und den größten Theil des Oberleibes frei ließ, als ein Zeichen der Rüstigkeit und um bei thätiger Hülfsleistung nicht im Wege zu sein. Seltener war er mit umhülltem Haupte gebildet, öfter mit einem Lorbeerkranze oder einer Strahlenkrone geschmückt, gewöhnlich einen knotigen von einer Schlange umwundenen Stab oder einen Szepter in der Hand haltend. Zu seinen Füßen sah man zuweilen eine Kugel oder einen Krug. Von Thieren hatte er meistens den wachsamen Hahn neben sich; aber auch die Eule, der Adler, Habicht und Widder waren ihm heilig; vor allen aber die Schlange. Bei allen Völkern des Alterthumes hatte dieses Thier eine religiöse Bedeutung, gewiß wegen seiner wunderbaren Natur, seines feurigen Blickes und seiner schnellen, geheimnißvolle Kreise beschreibenden Bewegungen, und wegen des

Schreckens, den seine plötzliche Erscheinung verursacht. Man verehrte in der Schlange ein Wesen von wahrsagender Kraft, und durch das Hautabwerfen veranlaßt, ein Sinnbild der Verjüngung, Gesundheit und Unsterblichkeit. Kein Wunder also, wenn sie dem Asklepios beigesellt wurde. In späterer Zeit pflegten sogar die Priester gezähmte und abgerichtete Schlangen in ihren Tempeln, um dadurch den Glauben an Götteroffenbarung zu bestärken und durch mancherlei Gaukeleien mit diesen Thieren die Einbildungskraft der Kranken zu erhitzen. Zuweilen erblickte man neben dem Asklepios die Gestalt seiner Tochter Hygeia in langem, faltigem Gewande, wie sie in der Linken eine Schlange und vor dieser eine Schale mit Opferbrei hält, was andeutet, daß man aus dem Fressen der Schlange ersehen soll, daß die Krankheit einen guten Ausgang nimmt. Zwischen beiden Gottheiten stand dann gewöhnlich eine zwerghafte, in einen Mantel gehüllte Gestalt, ein Bild der sich wieder entwickelnden Gesundheit; sie hatte den Finger auf den Mund gedrückt, zum Zeichen, daß man die Geheimnisse der Gottheit verschweigen müsse.

Die Kranken wurden also in einen solchen Tempel gebracht, voll Erwartung einer gnadenvollen Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche. Da sie nun beständig, Tag und Nacht, bis zur Veränderung ihrer Krankheit daselbst verblieben, so war es wohl kein Wunder, daß ihnen die Gottheit im Traume erschien und ein Genesungsmittel anzeigte. Träumte nun den Kranken von einem gewissen Mittel, so wurde dasselbe ohne Weiteres angewandt. Hatte aber die Einbildungskraft des Träumenden einen

andern Gegenstand aufgefaßt, mit dem sie sich beschäftigte, so erzählte der Kranke seinen gehabten Traum den Priestern, welche niemals in Verlegenheit kamen, denselben auszulegen und das Mittel anzudeuten, welches die Gottheit unter der geheimen Hülle gemeint habe. Ja sie konnten sogar für den Kranken träumen, wenn dieser nicht wollte oder konnte. Die Heilmittel, welche die Gottheit den Träumenden anzeigte, oder welche der den Traum auslegende Priester in dem Traumbilde fand, waren oft so widersinnig, so abgeschmackt und abergläubisch als die, welche unsere Hellseherinnen, Somnambulen u. s. w. in ihrer Verzückung und Verrückung sich selbst oder Andern verordnet haben. So z. B. wurde dem Redner Aristides Gyps und Schierling verordnet und er zog sich durch fortwährendes Erbrechen, welches er auf Asklepios Rath vornahm, die Wassersucht zu.

Daß sich die Griechen in den ersten Zeiten ihrer Verfassung, da sie sich noch kaum von ihrem wandernden Hirtenleben losgerissen und eine bürgerliche Gesellschaft zu bilden angefangen hatten, von ihren Priestern täuschen lassen konnten, findet man begreiflich und verzeihlich zugleich. Sie lebten noch in der Kindheit und waren Kindern ähnlich, deßhalb ergötzte und befriedigte sich ihr Verstand mit kindischen Vorstellungen. Aber leider erhielten sich dieser Aberglaube, diese Tempel und Priesterärzte bei jenem wegen seiner Bildung so berühmten Volke durch alle Zeiten hindurch, selbst dann noch, als die Heilkunst eine eigene Wissenschaft war, der sich mitunter sehr denkende Männer widmeten, und als es Aerzte genug gab, welche auf eine natürliche Art ihre

Kunst ausübten. Sogar in dem aufgeklärtesten Freistaate Griechenlands, zu Athen, und zwar in dem so gepriesenen Zeitalter des Perikles, als dieser Staat den höchsten Gipfel seiner Macht und seines Glanzes erstiegen hatte, und als die größten Männer hier zusammenlebten, trifft man diesen Aberglauben ohne irgend eine Milderung oder Abnahme an.

Wie Alles was der einfach denkende Mensch sich in seinem kindlich unschuldigen Sinne erbaut, späterhin mit und ohne Absicht gemißdeutet und gemißbraucht wird, so ging es auch mit dem Tempeldienste der Asklepiaden. Aberglauben und Betrug mischen sich in starkem Maße hinein. Das Geschlecht der Asklepiaden (d. h. der Priester des Asklepios) bewohnte hauptsächlich den Peloponnesos und die Insel Kos und betrachtete den Tempeldienst als sein Eigenthum und sein heilkundiges Wissen als ein Geheimniß, was in der Familie forterben und auch hier nur besondern Geweihten mitgetheilt werden sollte. Späterhin wurde auch Fremdlingen gestattet, nach empfangener Weihe an den Familiengeheimnissen der Asklepiaden Theil zu nehmen. Wem dieses höhere Wissen offenbart werden sollte, der mußte einen mächtigen Eid leisten, welcher noch vorhanden ist und ein schönes Licht auf den frommen und sittlichen Sinn jener dunkeln Zeit wirft, er lautet also:

„Ich schwöre beim heilenden Apollo, beim Asklepios, bei der Hygeia und Panakeia, alle Götter und Göttinnen zu Zeugen nehmend, nach Vermögen und Gewissen diesen Schwur und diese Verschreibung vollständig befolgen zu wollen; meinen Lehrer in dieser Kunst

den Erzeugern (Eltern) gleich zu achten, und ihm Alles, was zum Lebensunterhalte gehört und er sonst bedürfen sollte, mitzutheilen; seine Nachkommen wie meine leiblichen Brüder anzusehen, und sie, wenn sie es verlangen, diese Kunst ohne Entgelt oder schriftliche Bedingung zu lehren; an Lehren und Vorträgen und dem ganzen übrigen Unterricht meine Söhne, die Söhne meines Lehrers, und die eingeschriebenen, durch den ärztlichen Eid gebundenen Lehrlinge Theil nehmen zu lassen, sonst aber Niemanden. Die Lebensweise der Kranken zu deren Bestem nach Vermögen und Gewissen auzuordnen; jeder Beschädigung aber und jedem Frevel zu wehren; auch auf Bitten Niemandem ein tödtliches Gift zu reichen oder einen Rath dazu an die Hand zu geben, gleicherweise keinem Weibe ein zum Verderben der Frucht dienendes Mittel zu gewähren; keusch und fromm mein Leben zu bewahren. In welches Haus ich auch eingehe; dieses nur zum Wohle der Kranken zu betreten, frei von jedem unwillkürlichen Unrecht und, außer jedem andern Laster, von unreiner Begierde nach Frauen und Männern, Freien oder Sklaven. Was ich während des ärztlichen Geschäftes, oder auch ohne dies, sehen und hören möchte über das Leben der Menschen, was nicht weiter verbreitet werden darf, zu verschweigen. Wenn ich diesen Schwur gewissenhaft halte und nicht verletze, sei mir Segen beschieden im Leben und in der Kunst, und Ruhm bei den Menschen für ewige Zeiten; dem Uebertreter aber und Meineidigen widerfahre von Allem das Gegentheil."

Aus dem eben Mitgetheilten ersehen wir, daß die Heilkunst allein in den Händen der Priester sich befand

und einen Theil der Religion bildete. So lange nun die Griechen im Jugendalter ihres Lebens und Strebens standen, so herrschte bei ihnen, wie überhaupt in der Jugend, Glauben und Einbildung vor; aber als sie mit den zunehmenden Jahren reifer und mündiger wurden, da kühlte sich die Begeisterung ab, die Griechen sahen die Welt in einem weniger zauberischen Lichte und man versuchte den geheimnißvollen Schleier, der auf den Dingen ruhte, zu heben. Auf das Staunen, Bewundern folgt naturgemäß das Nachdenken. Man stellte Betrachtungen an über das Weltall, über Sein und Werden, über den menschlichen Geist und seine sittliche Vervollkommnung, und so kam man unvermerkt auch dahin, die Natur, die Beschaffenheit des Menschen zu untersuchen. Es bildeten sich Meinungen und Lehren über den Bau des Körpers, über die Verrichtungen seiner Theile; man erforschte die Seele, ihre Kräfte und Fortdauer, dachte über den Grund der Krankheit und ihre Heilung nach und stellte so die ersten Lehrmeinungen über Natur- und Heilwissenschaft auf. Auf diesem Wege ward die Heilkunst aus den heiligen Tempeln, aus den Händen der Priester entführt und auf den Markt des Lebens gebracht, um, allmählich, von der Sonne der Oeffentlichkeit beleuchtet, dauernd zu gedeihen. Statt der bisherigen Priesterinnungen bildete sich eine Art von Schulen, indem nämlich ein denkender Kopf Gleichgesinnte um sich sammelte und mit ihnen seine Ansichten durchsprach, verhandelte, weiter entwickelte, und das gerade gab Pflanzstätten für das Bestreben ab, die Ver-

nunft allein in seinem Thun und Glauben als Richtschnur anzuerkennen.

Wir wollen einige Männer nennen, die die Heilkunst und mit ihr die Wissenschaften überhaupt den Priestern entzogen haben. Zuerst Thales aus Milet. Er stellte über die Natur, den Ursprung der Dinge und den Menschen Untersuchungen an und fand auf diesem Wege manche nützliche Wahrheiten. Später lebte Empedokles; er bildete die Lehre von den vier Elementen, Feuer, Luft, Wasser, Erde. Die Elemente selbst dachte er sich wieder in die kleinsten, ganz gleichen Theile zerlegt, aus denen Alles entsteht und in die sich Alles wieder auflöst. Ferner theilte er Ansichten mit über das Athmen, die Zeugung, Befruchtung und über die fünf Sinne. So sagt er, das Auge sieht, weil es selbstleuchtend ist und es strömen ihm die Leuchtpunkte der sichtbaren Dinge entgegen und vereinigen sich mit ihm. Eben so erklärt er das Riechen, Fühlen und Hören. Im Ohre kannte er schon, wahrscheinlich durch Thierzergliederungen, einen schneckenartigen Knorpel, der von der Luft erschüttert einen Ton von sich giebt, welchen die Seele wahrnimmt. Auch über den Wahnsinn hat er Betrachtungen angestellt. Früher als dieser Weise lebte Pythagoras. Er ist einer der bedeutendsten und wunderbarsten Erscheinungen des heidnischen Alterthums und hat einen mächtigen Einfluß auf die damalige Heilkunst ausgeübt.

Pythagoras wurde 584 vor Christi Geburt auf der Insel Samos (jetzt Susam-Adassi genannt und türkisch) geboren. Sein Vater hieß Mnesarch und war

ein Getraidehändler, der ihn mit auf Reisen, unter andern nach Italien nahm. Später bereiste er selbst Indien, Persien, Egypten. In dem letztern blieb er über 20 Jahre. Ueberall stellte er gelehrte Forschungen an und bereicherte seinen tiefen Geist. Er starb 80 Jahre alt zu Metapont. Nachdem er seine Reisen beendet hatte, ging er nicht nach Samos zurück, sondern begab sich nach Kroton in Großgriechenland, wo er eine Verbrüderung Gleichgesinnter stiftete, zu dem hohen Zwecke, das Leben zu veredeln und es zu reinigen von den Schlacken der Sinnlichkeit. Der Aufnahme in diesen Bund gingen strenge Prüfungen und niedere Weihen voran, und viele Jahre hindurch mußten die Jünger ein unverbrüchliches Schweigen beobachten und Zuhörer sein, ohne selbst das Antlitz des Meisters zu erblicken, bis dieser dem Geprüften und in den innern Bund Aufgenommenen geradezu das Geheimniß seiner Lehren mittheilte. Mit feierlicher, priesterlicher Würde leuchtete er ihnen voran, und seine Person soll eine hinreißende Macht besessen haben. Die Lebensweise der Ordensgenossen war streng geregelt und zeigte Spuren von indischen und egyptischen Satzungen, doch wurde Alles durch die den Griechen eigne Anmuth gemildert. Es bestand zwar nüchterne, einfache Kost, klösterliche Zucht, früh und spät strenge Selbstprüfung, regelmäßiges Studiren und einsames Spazirengehen, aber dazu gesellten sich die Musik und die Dichtkunst. Die aufgehende Sonne wurde mit Gesang und mit Klängen der Lyra (Leier) begrüßt und am späten Abend luden wiederum Leiertöne zum leichten Schlummer ein.

Den Begriff Gott finden wir bei Pythagoras als eine Naturkraft aufgefaßt, die durch sittliche und geistige Eigenschaften veredelt ist. Der Gottheit untergeordnet und von ihr ausgegangen sind drei Arten von Geistern: Götter, böse Geister und Helden; sie erfüllen die Luft, schicken Gesundheit und Krankheit zu und theilen der Seele durch Träume und Ahnungen zukünftige Dinge mit. Ein Ausfluß der Gottheit ist auch die Seele des Menschen, deren edelster Theil, welcher zu allem Guten und Erhabenen treibt, im Gehirne sitzt, deren niederer Theil aber im Herzen wohnt, und Begierden und Leidenschaften erweckt, wodurch der Mensch sinnlich und thierisch wird. Die höhere vernünftige Seele steigt bei dem Tode des Körpers wieder in den Aether empor, um in einen andern thierischen oder menschlichen Körper überzugehen und zwar so lange durch mehrere Gestalten fort, bis sie geläutert zu ihrer Urquelle zurückkehrt. Diese Ansicht enthielt also eine Art Seelenwanderung. Was die Heilkunst des Pythagoras betrifft, so beruhte sie zwar auch auf Glaubenssätze, doch nahm sie auch die Musik und natürliche Heilmittel zu Hülfe. So wandte man z. B. die Meerzwiebel, den Kohl, Anis, Senf u. dergl. an. Aeußerlich waren nur Umschläge, Bähungen und Salben in Gebrauch, alle schneidenden Werkzeuge aber verbannt. Noch kürzlich erwähnen wollen wir die schönen goldenen Sprüche, welche uns Pythagoras hinterlassen hat: 1. Die Jugend ist an Gehorsam zu gewöhnen, damit sie es leicht finde, dem Ansehen der Vernunft zu gehorchen. 2. Man führe die Jugend auf die beste Lebensbahn, die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten

machen. 3. Stillschweigen ist besser als nichtige Rede. 4. Der Weise macht sich auf Alles bereit, was nicht in seiner Macht steht. 5. Thue was du für recht hältst, wie auch dein Volk darüber urtheile. 6. Es ist feig, den von Gott angewiesenen Posten früher zu verlassen, als er es erlaubt. 7. Auf Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes. 8. Niemand ist frei, der sich nicht vollkommen selbst beherrscht. 9. Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Grenzen kennt.

Pythagoras Verbrüderung, welche man den Pythagoräischen Bund nannte und der durch seine einfache Lebensregeln und durch seine Heilwissenschaft wohlthätig wirkte, erging es, wie allem Großen und Ungewöhnlichen, er wurde unter dem Vorwande, die Herrschaft sich sträflich anzueignen, verfolgt und viele von seinen Genossen getödtet; die übrigen zerstreuten sich. In der Stille dauerte jedoch der Orden fort, indeß nur als eine Verbindung gleichgesinnter Freunde und als eine Art Schule, in der die Meinungen sich mit der Zeit änderten. Wir sehen, daß dieser Bund freilich nur in schwachem Maße die Heilkunst selbstständig zu machen strebte. Doch es war nunmehr die Bahn gebrochen und andere denkende Geister traten auf, die sich bemühten, das Heilen vom Zwange des Priesterthumes und der Schulweisheit zu befreien. Die Flüchtlinge des pythagoräischen Bundes zerstreuten sich über ganz Griechenland und übten unter dem Namen Periodeuten (d. i. Heilkünstler) die Heilkunst aus.

Noch ein anderes Ereigniß gab Anlaß zur Veröffentlichung der Heilkunst, nämlich die Kampfschulen.

Schon seit den ältesten Zeiten machten Leibesübungen einen Haupttheil der Erziehung bei den Griechen aus, wodurch nicht nur dem Körper Stärke, Gewandtheit und Anmuth, sondern auch dem vom Kraftgefühle der Gesundheit getragenen Geiste eine Frische und Lebendigkeit zugetheilt ward, die dem Fremden die Griechen immer jung erscheinen ließ. Die Gebäude, wo die Kampfspiele und Leibesübungen vorgenommen wurden, nannte man Gymnasien, sie waren mit Anlagen, Säulen und Hallen geschmückt, wo Standbilder, Gemälde und andere Kunstwerke zu sehen waren. Hier erhielten die Jünglinge Unterricht im Kämpfen, Fechten und Ringen und sie bildeten sich nicht nur körperlich, sondern auch geistig aus, da an diesen Orten sich zugleich die Weisen und Lehrer des Ortes aufhielten. Die Fechtlehrer (Gymnasten) besaßen mancherlei Kenntnisse, die Gesundheit und das Ebenmaß des Körpers zu erhalten und wurden so allmählich vom Volke als Aerzte angesehen und bei Krankheiten zu Rathe gezogen. Sie legten besonders Gewicht auf eine einfache regelmäßige Lebensweise, auf Enthaltsamkeit und Mäßigung, und es versteht sich von selbst, daß sie damit gar vielfache Gebrechen heilten.

Die Oeffentlichkeit dieser Kampfschulen bewirkte größtentheils, daß die vorhandenen Asklepien, welche wir schon kennen gelernt, das Geheimnißvolle bei ihren Krankenheilungen verminderten und solche Personen, die lernbegierig waren, frei zutreten ließen, auch ihre Kenntnisse durch natürliche Beobachtungen vermehrten. Es waren besonders zwei Schulen der Asklepiaden berühmt, nämlich die eine zu Knidos, die aber sich nicht über das

Einzelne erheben konnte und in jedem Zeichen von Unwohlsein eine besondere Krankheit erblickte, welche sie mit starken Ausleerungsmitteln kurirte, — und die andere zu Kos, welche viel berühmter war, denn sie beobachtete auf eine überlegte und scharfsinnige Weise die Zeichen der Krankheit und vorzüglich welchen Ausgang sie nehmen würde. Und dieser Schule verdanken wir den Urvater der eigentlichen Heilkunst, Hippokrates, den Mann, dessen unbefangene Beobachtungsgabe und dessen selbstständiges Handeln ewig Muster bleiben und die Wahn- und Truggestalten mit verscheuchen wird, die beim Heilen der Krankheiten der Aberglaube und die Marktschreierei, der stinkende Eigennutz und die Geheimnißkrämerei heraufbeschworen haben.

Drittes Kapitel.

Selbstständige Entfaltung der Heilkunst durch Hippokrates. Die Zeit und die Männer nach ihm. Irrthümer und sonderbare Ansichten über Krankheitsheilungen.

Hippokrates, welcher in den Schriften Vater der Arzeneiwissenschaft, Fürst der Aerzte, göttlicher Greis, Orakel von Kos genannt wird, wurde 400 Jahre vor Christi Geburt auf der Insel Kos geboren und starb etwa im 104. Jahre zu Larissa. Er stammte aus altem Priesteradel und war ein Sohn des Asklepiaden Heraklides und der Phänarete. Frühzeitig schon ward er in die heilkundigen Geheimnisse seines Tempels eingeweiht, doch weiß man nicht, wer ihm außerdem Unterricht ertheilt hat. Als er herangereift an Körper und Geist, entschloß er sich die Heilkunst selbstständig zu machen und von jedem Innungszwange zu befreien; kein Wunder also, daß ihm der enge Tempel nicht mehr genügen konnte; er trat mit klarem Sinne und menschenfreundlichem Geiste hinaus in die offene Schule des Lebens

und der Welt. Die Heilkunst treibend, begab er sich unausgesetzt auf Reisen durch ganz Griechenland, Kleinasien bis zu den nördlichen Küstenländern des schwarzen Meers. Hierbei sammelte er sich reiche Erfahrungen über Länder, Menschen und Krankheiten. Verheerende Seuchen, namentlich die Pest zu Athen, gaben Anlaß, daß er sich vielfach den Dank und Lohn seines Vaterlandes erwarb und daß ihn Alle als einen edlen, uneigennützigen, das Wohl seiner Mitmenschen allein berücksichtigenden Mann feierten und daß er schon dadurch die Bewunderung der Nachwelt nach Jahrtausenden genießt. Die letzten Jahre seines hohen Alters brachte er in Thessalien zu und starb, wie schon erwähnt, in der Stadt Larissa, bei welcher noch im zweiten Jahrhundert nach Christo sein Grabmal gezeigt ward. Es ist eine schöne Sage, daß auf diesem Grabe sich ein Bienenschwarm angebaut hatte, dessen Honig als ganz besonders heilkräftig von Müttern und Ammen gegen die Schwämmchen der Säuglinge gesucht, und mithin das Andenken des großen Arztes auch vom Volksglauben gefeiert wurde.

Als Hippokrates lebte und wirkte — und das ist gewiß nicht unwichtig zu merken! — stand Griechenland in der Blüthe seiner bürgerlichen und geistigen Größe. Damals lebten die berühmtesten und ewig gefeierten Dichter, Geschichtschreiber, Redner, Weise, Bildhauer, Maler; damals erstanden fast in allen griechischen Städten die prachtvollen Kunstwerke, die herrlichen Standbilder, kurz alles Hohe und Schöne. Natur und Schönheit war zu jener Zeit Eigenthum des griechischen Volkes, das heißt, davon war es allenthalben durchdrungen, und

eben dieser milde und klare Sinn für die Natur trug und beseelte Hippokrates und schärfte seinen Blick für die Erscheinungen des kranken und gesunden Lebens. In seinen wenigen aber gediegenen Schriften zeigt jede Zeile edle Einfalt, kindliche Treuherzigkeit und lautere Wahrhaftigkeit an und sie sind für jedes empfängliche Gemüth eine Quelle des reinsten Genusses.

Hippokrates besaß nur eine sehr mangelhafte Kenntniß vom Baue des menschlichen Körpers. Er kennt noch keine Muskeln, sondern nur Fleisch; von Nerven hat er keinen Begriff, und was er darunter meint, sind Sehnen und Bänder. Das Gehirn hält er für einen drüsigen Schwamm, der die Feuchtigkeiten des Körpers anzieht. Eine genauere Kenntniß scheint er von den Knochen gehabt zu haben. Doch ohne diese allerdings nöthige Wissenschaft mochte sein großer Geist ahnungsvoll Kranksein und Gesundsein erkannt haben. Nach seiner Ansicht entsteht die Krankheit durch eine verdorbene Flüssigkeit oder eine andere wahrnehmbare Ursache, und die Weisheit der Natur sucht den Frieden der Elemente wieder herzustellen und die Hindernisse zu beseitigen. Damit dies geschehe, gehe in dem Innern ein siegreicher Kampf vor und zwar in drei Zeitabschnitten, nämlich im Anfange und in der Zunahme, auf der Höhe und bei der Abnahme der Krankheit. Im ersten Zeitabschnitte erscheint der Stoff der Krankheit reizend, gährend und roh; im zweiten wird seine Schärfe milder und die Aufregung legt sich etwas, oder aber er wird durch die Lebenswärme gekocht; im dritten Abschnitte wird dieser Stoff gänzlich umgewandelt und so auf eine entschei-

dende Weise (Krise) irgendwie ausgeleert, worauf der Kranke genest; stirbt er, so war der feindliche Stoff mächtiger als die Lebenswärme und die schützende Naturkraft. Ein ganz besonderes Verdienst hat die Ansicht Hippokrates von der Krankheit, darin, daß sie das Alter, Geschlecht, die Gewohnheit, Lebensweise, die Ortsbeschaffenheit, Jahreszeit, Witterung und das Klima, überhaupt die Verhältnisse der Erde und Luft scharfsinnig berücksichtigte und den jedesmaligen allgemeinen Krankheitszustand in Anschlag brachte. Hippokrates sah sich ferner, und das ist sein unvergänglichster Vorzug, als ein Diener der Natur an, er sagte: „Die Natur ist der Arzt der Krankheit!" Wo ihr auch nicht das Werk der Heilung gelang, erkannte er dennoch ihr Streben, das Wohl des Kranken herbeizuführen, und so hielt er es für seine Hauptaufgabe, sie in ihrem Wirken zu beobachten, zu belauschen und in ihren Neigungen, in ihrer Absicht zu unterstützen. Wo diese Naturkraft sich aber mächtig genug zum Vollbringen der Heilung zeigte, da griff er in ihr weises Walten nicht ein. Nach der Beobachtung, daß sich entgegengesetzte Zustände aufheben, beseitigte er die Anfüllung mit Entleerung, die Ausleerung mit Anfüllung, die Wärme mit Kälte, die Kälte mit Wärme u. s. w., und nach dem Fingerzeige der Natnr, daß ein inneres allgemeines Leiden durch ein äußeres Uebel erleichtert oder verscheucht werde, rief er zum Besten des leidenden Theils in einem andern, der mit ihm in einer gewissen Verbindung stand, einen krankhaften Zustand hervor. Er bediente sich hierzu des Aderlasses, der Abführungen und anderer Arzneien.

Auch wundärztliche Kuren verrichtete er und selbst das Glüheisen wandte er an. Sein Hauptaugenmerk, sowohl in Krankheiten als während der Gesundheit, war auf die regelmäßige Lebensweise gerichtet, wobei er aber die Natur und die Gewohnheit des Menschen mit großer Genauigkeit berücksichtigte. Er hat Vorschriften über den Gebrauch des Weines, Wassers, der Bäder und aller jener Sachen mitgetheilt, welche die Heilkraft der Natur heben und unterstützen.

Ehe wir von diesem großen Manne scheiden, können wir es nicht unterlassen, sowohl zum Nutzen und Frommen des Lesers, als auch zum Beweise, wie klar und richtig Hippokrates dachte und lehrte, nur einige seiner „Aphorismen (zu deutsch: kurze Lehr-Sätze)" hier folgen zu lassen: Das Leben ist kurz, die Kunst lang, die Gelegenheit flüchtig, der Versuch gefährlich, das Urtheil schwierig. Es muß aber nicht allein der Arzt das Nöthige thun, sondern auch der Kranke, die Umgebungen und die äußern Umstände. — Sehr alte Leute vertragen das Fasten am leichtesten, nächst ihnen, die im männlichen Alter stehenden, weniger leicht die Jünglinge, am allerwenigsten aber die Kinder, zumal die lebhaftern. — Im Winter und Frühling erzeugt der Leib die meiste Wärme, auch ist der Schlaf am längsten. Daher bedarf man zu dieser Jahreszeit auch mehr Nahrung, denn je größer die inwohnende Wärme, desto stärker das Nahrungsbedürfniß. — Diejenigen, welche einen gesunden Körper haben, können denselben durch Arzneimittel schnell zerrütten, eben so diejenigen, welche schlechte Nahrungsmittel genießen. — Die sich körperlich wohl befinden

können durch Arzenei leicht gefährdet werden. — Gewisse Krankheiten richten sich nach den Jahreszeiten und verhalten sich zu denselben bald gut bald schlecht; eben so gewisse Lebensalter zu bestimmten Jahreszeiten, Gegenden und Lebensweisen. — In den Jahreszeiten, wo an einem Tage Hitze und Kälte abwechselt, darf man auf Krankheiten rechnen, wie sie im Herbste vorkommen. — Südwinde bringen schweres Gehör, Schwindel, Eingenommenheit des Kopfes mit sich und machen träge und schlaff. Krankheiten der Art befinden sich daher in ihrem Gefolge. Bei herrschenden Nordwinden giebt es Husten, Halsbeschwerden, Stuhlverstopfungen, Harnstrenge, Frostschauer, Brust- oder Seitenschmerzen. Wenn daher diese vorherrschen, hat man Krankheiten der Art zu erwarten. In trocknen Zeiten giebt es hitzige Fieber. Wenn nun der größere Theil des Jahres so gewesen ist, so darf man in der Regel solche Krankheiten erwarten, welche jener Luftbeschaffenheit entsprechen. — Der Herbst ist schlimm für Schwindsüchtige. — Hinsichtlich des Lebensalters kommen folgende Krankheiten vor: bei Neugebornen Schwämmchen, Erbrechen, Husten, Schlaflosigkeit, Zusammenfahren, Entzündung des Nabels und Ohrenfluß. — Zur Zeit des Zahnens, Zucken im Zahnfleisch, Fieber, Krämpfe, Durchfälle, gemeiniglich wenn die Augenzähne hervortreten, zumal bei Kindern, die sehr stark und hartleibig sind. — Bei zunehmendem Alter Entzündung der Mandeln, Einwärtsbeugen der Halswirbel dicht unter dem Hinterhaupte, Engbrüstigkeit, Anfang zur Steinkrankheit, Spulwürmer, Warzen mit dünnem Stiele, Anschwellen der Ohrdrüsen,

Kropf und andere Geschwülste. — Bei mannbar werdenden außer diesen Uebeln langwierige Fieber und Nasenbluten. — Bei Jünglingen Blutspucken, Abzehrung, hitzige Fieber, Fallsucht u. s. w. — Bei alten Leuten endlich Athmungsbeschwerden, Schnupfen, Schleimhusten, Harnstrenge, Harnbrennen, Gliederschmerzen, Schwindel, Schlagfluß, Zehrkrankheiten, Jucken über den ganzen Körper, Schlaflosigkeit, dünner Stuhlgang, Fließen der Nase, Gesichtsschwäche, Staar, schweres Gehör. —

Hätten die Aerzte, die nach Hippokrates gelebt, den Weg, es war der einfachste Weg der Natur, ferner betreten, den er angebahnt hatte, welch ein Gewinn für die Wissenschaft wäre es gewesen, wie schnell würde sich die Heilkunst vervollkommnet haben, wie viele Abwege und Verirrungen würden vermieden worden sein und welchen Vortheil hätte das Menschengeschlecht dadurch erhalten! Aber das Schicksal wollte, es sollte nicht so sein! Man wandte sich weg von dem Gestirn, das so hell und glänzend am Horizonte leuchtete und folgte Irrlichtern, welche in Schlamm und Mooricht führten. Es ging Hippokrates wie es jedem großen Manne gegangen ist, der mit der Wünschelruthe seines hellen Geistes eine Wahrheit entdeckt, und durch seinen Fleiß und sein Nachdenken zu Tage gefördert hat. Die Nachfolger, welche nun mit leichter Mühe die entdeckten Goldminen aus dem ausgegrabenen Schachte vollends herausholen, von den Schlacken befreien und zu einem nützlichen Gebrauche verwenden können, scheuen entweder die Arbeit, oder lassen sich von Irrthum oder

Ehrsucht verblenden, und graben statt dessen die in der Nähe liegenden unedlen Metalle hervor.

Bald nach diesem großen Manne bildeten sich unter den griechischen Aerzten verschiedene Sekten, die mehr oder minder von dem Pfade der reinen Erfahrung und Beobachtung abwichen. Dem Geiste des Zeitalters gemäß, war der Hang zu der sogenannten Weltweisheit oder Philosophie allgemein. Man verlor sich in weitläufige Spitzfindigkeiten, ersann Spielwerke des Verstandes und zwar in der Stube, in den Sprechhallen und nicht am Krankenbette, wandte sie aber bei Krankheiten an und that natürlich Schaden damit. Man nahm die Lehre von den Elementen an, nach welcher der menschliche Körper, so wie jeder thierische, aus Luft, Feuer, Erde und Wasser besteht und in welche er nach dem Tode wieder aufgelöst wird. Jedes dieser vier Elemente hatte eine eigne Beschaffenheit. Dem Feuer wurde eine heiße, der Luft eine trockene, der Erde eine kalte und dem Wasser eine feuchte beigelegt. Aus dieser Meinung entstand die Lehre von den vier Hauptsäften, dem Wasser, Schleim, Blut und Galle.

Hier müssen wir eines Mannes gedenken, dessen Name und Schriften ewig gefeiert werden müssen, obschon die Heilkunst keinen großen Fortschritt durch ihn gemacht hat, da er die Dinge mit überirdischer Beschauung und mit allerdings erhabener Schwärmerei auffaßte. Dieser Mann war ein Athener und hieß Plato. Er ward 429 vor Christo geboren und unter reichen und vornehmen Verhältnissen von den angesehensten Männern sorgfältig in allen körperlichen und geistigen

Uebungen geleitet. In seiner Jugend betrieb er die Dichtkunst und wollte sich eigentlich den Staatsgeschäften widmen. Er wurde von seinem Vater Ariston zu dem weltberühmten Weisen Sokrates geführt, der Nachts vorher geträumt haben soll, er habe einen jungen Schwan auf seinen Knien sitzen, dessen Flügel schnell gewachsen und der jetzt unter den lieblichsten Gesängen zum Himmel aufgeflogen sei. Nach der durch Neid, Wahn und finstere Vorurtheile herbeigeführten Hinrichtung des Sokrates floh er zu dem sehr berühmten Euklid nach Megara, dann nach Cyrene in Afrika, von da begab er sich nach Egypten, Großgriechenland und dreimal zu dem Fürsten Dionys nach Sicilien und trat endlich als Lehrer auf. Er starb in höchsten Ehren an seinem 81. Geburtstage. Plato wandte die oben erwähnte Lehre von den Elementen auf die Entstehung der Krankheiten an, welche nach seiner Meinung durch den Mangel oder Ueberfluß oder überhaupt durch das Mißverhältniß dieser Elemente erzeugt würden. Nach dieser Lehransicht wurden die Kräfte der Heilmittel erklärt: Durch kühlende Mittel wurden hitzige, durch hitzige feuchte Krankheiten geheilt u. s. w. Stimmten die durch die Sinne wahrnehmbaren Eigenschaften eines Heilmittels mit den sinnlichen Eigenschaften einer der Hauptfeuchtigkeiten überein, so mußte auch das Mittel auf diese Feuchtigkeit wirken, es verbessern oder fortschaffen. So viele Gattungen von Feuchtigkeiten angenommen wurden, so viele Gattungen gab es auch von fortschaffenden (ausführenden) Mitteln, und diese Eintheilung der Arzeneimittel war und blieb lange Zeit die Grundlage der Lehre von den Heilmitteln.

Alle, welche sich zu diesen Ansichten bekannten und danach handelten, faßte man unter dem Namen der dogmatischen Schule (Dogma heißt auf griechisch Lehrmeinung) zusammen. Ein solches Verfahren verleitete nothwendig zu der abgeschmacktesten und unsinnigsten Behandlungsart der Kranken. Petron, ein späterer Arzt aus dieser Schule, heilte jedes hitzige Fieber, ohne Unterschied, auf folgende Weise. Er wartete bis das Fieber anfing nachzulassen, dann gab er seinen Kranken kaltes Wasser zu trinken, um den Schweiß zu befördern, dadurch glaubte er die Krankheit zur Entscheidung zu bringen. Bewirkte er diese hierdurch nicht, so gab er Salzwasser als Brechmittel. Ward das Fieber endlich entschieden, so ließ er seinen Kranken Schweinefleisch essen und Wein trinken, so viel sie wollten. Im Bluthusten legte Chrysipp Binden an, um das Blut zu stillen.

Noch eines sehr weisen und berühmten Mannes müssen wir hier erwähnen, der zwar die Heilkunst nicht an und für sich betrieb, jedoch auf diese insofern einen großen Einfluß hatte, als er mit besonderer und kaum da gewesener Geistesschärfe schöne Gedanken über Natur und Menschheit zu Tage brachte und das vernünftige Denken und Thun seiner Zeit, ja bis zu unsern Tagen, leitete. Er hieß Aristoteles. Derselbe wurde 46 Jahre später als Plato geboren. Sein Vater Nikomachus war Leibarzt des Königs Amyntas von Macedonien (Großvater Alexanders des Großen). Nach dem Tode seiner Eltern, die er früh verlor, wurde er von einem Verwandten Namens Proxenus erzogen. Kaum 17

Jahre alt, kam Aristoteles nach Athen und verweilte daselbst 20 Jahre lang im Umgange mit seinem Lehrer Plato. Nach dessen Tode verließ er Athen und lebte drei Jahre bei seinem Mitschüler und Freunde Hermias, dem er, nach dessen Gefangennahme und darauf erfolgter Kreuzigung durch den Perserkönig Artaxerxes in Delphi eine Statüe errichten ließ. Aristoteles floh mit seiner Gemahlin, einer Tochter dieses Freundes, nach Mitylene und ward von dort aus vom König Philipp zum Erzieher des damals 15jährigen Alexanders des Großen durch folgenden Brief berufen: „Ich habe einen Sohn, aber ich danke den Göttern weniger, daß sie mir ihn gegeben, als daß sie ihn zu Deiner Zeit geboren werden ließen; ich hoffe, daß Deine Sorgfalt und Deine Einsichten ihn meiner und seines künftigen Reiches würdig machen werden." Er erfreute sich während der ganzen Berufszeit der Gunst und Achtung des Königs und der Königin. Alexander wurde in alles Wissen eingeweiht und ihm das tiefste Bewußtsein von dem, was das Wahrhafte ist, eingeprägt. Die dauernde Freundschaft, die Alexander dem Aristoteles bewahrte, würde als das höchste Zeugniß für Aristoteles dienen können, wenn er eines solchen bedürfte. Denn während Alexander, dieses glänzende Musterbild griechischer Jugendkraft, an der Spitze Griechenlands sein rächendes Eroberungswerk vollbrachte, dachte er, wie Napoleon nach ihm, immer an Kunst und Wissenschaft. Was von neuen Thieren und Gewächsen in Asien gefunden wurde, ließ Alexander in Natur, Zeichnung oder Beschreibung dem Aristoteles mittheilen. Der römische Schriftsteller Plinius schreibt:

Etliche Tausend Menschen, welche von der Jagd, dem Fisch= und Vogelfang lebten, die Aufseher der Thiergärten nnd Vogelhäuser des Persischen Reiches, erhielten durch Alexander den Befehl, an Aristoteles von allen Orten alles Merkwürdige abzuliefern. So ward Aristoteles recht eigentlich der Vater der Naturgeschichte. Als Alexander seinen Zug nach Asien angetreten, kehrte Aristoteles nach Athen zurück. Hier lehrte er auf einem öffentlichen Platze, dem Lyceum. Es war dies eine Anlage, welche Perikles zum Exerciren der Rekruten hatte machen lassen; sie bestand in einem Tempel des Apollo und in Spaziergängen und Säulenhallen, durch Quellen und Baumpflanzungen belebt. Diese Spaziergänge nannten die Griechen Peripatoi und deßhalb belegte man die Schule des Aristoteles mit dem Namen: peripatetische Schule. So lehrend lebte dieser Mann 13 Jahre in Athen. Zu seinen Vorträgen hatte alle Welt Zutritt. Nach Alexanders Tode wurde er der Gottlosigkeit angeklagt und entfloh nach Chalcis auf Euböa, dem jetzigen Negropont, wo er schon im folgenden Jahre 322 v. Christo, 63 Jahre alt, starb. Nach seinem Tode wurde er in seiner Vaterstadt fast göttlich verehrt.

Der mehrfach erwähnte Alexander der Große von Macedonien gab Anlaß, daß die griechischen Wissenschaften nach Egypten zurückgingen und ihren Hauptsitz in Alexandria aufschlugen, einer Stadt, die Alexander erbaut und nach sich benannt hatte. Auf diese Weise bildete sich die sogenannte alexandrinische Schule. Die Ptolemäer, Alexanders Nachfolger, nahmen sie unter

ihre schirmende Obhut, denn Griechenland schritt allmählich seinem Verfalle entgegen. Die Heilkunst, die bisher im Kreise des Volkslebens erzogen und gebildet war, begab sich nun in den Schutz der Fürsten und siedelte sich an den Höfen an, wo ihr, namentlich in Syrien, Pergamos und Egypten, die erhabenste Pflege zu Theil ward. Alexanders Nachfolger beuteten die durch den Sieg aufgeschlossenen entfernten Länder und den nach den indischen Meeren ausgebreiteten Handel zum Besten der Wissenschaften aus. So bildeten sich in Alexandria große Sammlungen für Naturgeschichte und Bücherkunde, für welche in den Bibliotheken des Museums und im Tempel der Serapis ungeheure Schätze zusammengehäuft waren. Gelehrte aller Fächer, durch die Zerrüttung des Vaterlandes aus der griechischen Heimath verscheucht und mit königlicher Freigebigkeit verpflegt, durften unbeschränkt die herrlichen Sammlungen benutzen und ihre ganze Zeit dem Lernen und Lehren widmen. Allein der Ueberfluß an Hülfsmitteln konnte wohl die Gelehrsamkeit bereichern, aber nicht dazu beitragen, daß der Menschengeist Neues und wohl Nützliches schaffte. Die Blüthe des geistigen Lebens war dahin, und in der schwelgerischen Ueppigkeit des äußern Lebens erstickte vollends die sittliche Kraft, ohne welche Nichts, also auch nicht Kunst und Wissenschaft gedeihen. In allen geistigen Bemühungen zeigte sich ein beschränkter und kleinlicher Sinn, natürlich auch in der Heilkunst, die jedoch auf dem Wege reiner Erfahrung in Alexandria mannichfach bereichert wurde. Sie verdankte dies insonders der Erlaubniß der Ptolomäer, menschliche Leichen

zu zergliedern. Die große Anzahl der alexandrinischen Aerzte und wahrscheinlich auch die Häufigkeit der verschiedensten Krankheiten in einer volkreichen und genußsüchtigen Hauptstadt hatte auch wohl zur Folge, daß man die Lehre, die Gesundheit zu erhalten, genauer feststellte und die innere Heilkunst von der äußern, der Wundarzneikunst, trennte.

Ganz im Gegensatze zu der oben erwähnten dogmatischen Schule bildete sich eine andere, die empirische (d. h. auf reine Erfahrung gehende). Diese verachtete alle Grübeleien und Wortklaubereien, sie verwarfen den Glauben an übersinnliche Wahrheit, sie säeten den Zweifel. Die ersten Aerzte, die aus dieser Sekte hervorgingen, sind keineswegs gering zu schätzen, sondern haben sich im Gegentheil ein bleibendes Verdienst um die Heilkunst erworben, denn sie sind es, die den ersten Versuch machten, die Kunst zu beobachten und Erfahrungen anzustellen, auf gewisse Regeln zu gründen. Für diesen Versuch hat ihnen die Heilkunst und folglich auch die Menschheit sehr viel zu danken. Sie waren auf dem richtigen Wege, der zur Wahrheit führt und welchen die größten Aerzte aller Zeiten gewandelt sind, aber — sie kamen wieder von ihm ab und geriethen auf irrsame Pfade. Sie, welche vorher die Schule der dogmatischen Aerzte aus diesem Grunde verlassen und eine eigne Sekte gestiftet hatten, weil sie den Irrthümern, welche jene durch ihre spitzfindige Schwärmereien und Kleinlichkeitssucht in die Heilkunst brachten, gram waren, und zu stürzen trachteten, zogen sich jetzt auf gleiche Weise, nur im umgekehrten Falle, jenen Vorwurf zu. Ihr Haß

vor Allem was Nachforschen hieß, verleitete sie zur Vernachlässigung der Vorkenntnisse zur Heilkunst. Es lag ihnen nichts daran zu erfahren, was die Krankheit erzeugt, sondern nur was sie hebt. Dadurch sanken sie zur Trägheit und Unwissenheit herab, und entarteten, besonders in spätern Zeiten, zu Quacksalbern. Sie vervielfältigten die Heilmittel ins Unendliche, und gebrauchten jedes, was ihnen in die Hände kam, war es noch so abergläubisch und abgeschmackt. Selbst der Arzt Serapion, welchen man sogar als Stifter dieser Sekte erklärt, empfahl gegen die fallende Sucht das Gehirn des Kameels, den Koth des Krokodills, Hasenherz, Schildkrötenblut u. s. w.

Mit Entstehung dieser Sekte zog sich über die Heilkunst ein Ungewitter herauf, welches die schönen Blüthen, die Hippokrates und seine ächten Nachfolger hervorgelockt hatten, mit einem Male darnieder schlug: nämlich die Streitigkeiten und Zänkereien, welche sehr bald unter den beiden Schulen, der dogmatischen und empirischen Aerzte, entstanden. Beide Sekten haßten und verfolgten sich auf die bitterste Weise; was die eine behauptete, es mochte wahr oder falsch sein, wiedersprach die andere und suchte es lächerlich zu machen. Der wüthendste Parteigeist herrschte unter ihnen, dieser böse Feind, welcher, er mag toben wie und wo er will, immer Unkraut unter den Waizen säet. Nicht für die Wissenschaft, diese verloren sie gänzlich aus dem Gesicht, für ihre Meinungen stritten sie so erbittert, und die Folge davon war, daß die Wissenschaft — Nichts dabei gewann, aber unendlich viel verlor, und in ihren Fortschritten, wo nicht rückwärts

ging, doch stille stand, und das heißt eben so viel. Irrthum trat nun an die Stelle der Wahrheit, und Unwissenheit an die Stelle der Erfahrung und des Nachdenkens. Das Betragen der Aerzte gegen einander und ihre Zänkereien konnten wohl nicht dazu beitragen, daß das Volk in Dingen, die sein Leben und seine Gesundheit betrafen, aufgeklärt wurde oder großes Zutrauen zu den Aerzten faßte; vielmehr scheint es, als ob die Priester daraus Vortheil gezogen haben, um den Glauben des Volks an ihre Wunderkuren zu erhalten und zu befestigen, da sich die gerühmte Einsicht der Aerzte einander widersprach. Denn selbst zu Perikles Zeiten, wie schon weiter oben erwähnt worden, wurden die Kranken in Menge in den Asklepientempel zu Athen gebracht, welche durch ein Wunder von dem Gotte ihre Genesung erwarteten. Das Volk suchte bald bei dem wissenschaftlichen Arzte, bald bei den Tempelärzten, bald bei Pfuschern und Quacksalbern, Kräutersammlern, bald bei abergläubischen Mitteln und Gebräuchen, Befreiung von seinen Krankheiten. Diese Erscheinung wird uns gewiß nicht auffallend und befremdend vorkommen, und wir werden diese Vermuthung sicher wahrscheinlich finden, da wir ja das Nämliche bei unsern Zeitgenossen gewahr werden! Wem kann es unbekannt sein, daß in unserm so sehr gerühmten und aufgeklärten Zeitalter Wunderdoktoren, Geheimnißkrämern, Afterärzten, alten Weibern und abergläubischen Mitteln mehr Vertrauen von Hoch und Niedrig geschenkt wird, als wahren gründlichen Aerzten!

Der Glaube, daß man durch Zauberformeln, Anhängsel, Sympathien, magische Mittel und

andere dergleichen abergläubische Sachen, Krankheiten heilen könne, war bei den Griechen und ihren Nachbarn so gut Volksglaube, als bei den unaufgeklärtesten Völkern. Um das Blut bei Wunden zu stillen, wurden Beschwörungsformeln angewendet. Ueberhaupt scheint der Glaube an die Heilkräfte gewisser Worte und Formeln in Griechenland und auch selbst zu Athen allgemein herrschend gewesen zu sein. Sokrates gab sich bei dem Charmides, mit dem er gern ein Gespräch anknüpfen wollte, für einen Arzt aus, der ihm seinen Kopfschmerz, woran dieser damals litt, durch eine Beschwörungsformel heilen könne, welche ihm ein Thrazier gelehrt hätte. — Der Thrazier Zamalxis stand wegen seiner Zauberkünste, womit er alle Krankheiten zu heilen vorgab, in großem Rufe, und gab in dieser Kunst Unterricht. Die fallende Sucht, welche für eine unmittelbare Schickung der Götter gehalten und deswegen auch die „heilige Krankheit" genannt wurde, glaubte man auf keine andere Weise als durch übernatürliche Mittel heilen zu können. Man stellte sich vor, daß bald diese, bald eine andere Gottheit dieselbe veranlaßte. Wenn z. B. die Kranken während des Anfalls einen Laut von sich hören ließen, der dem Ziegengeschrei ähnelte, und die Zuckungen den Körper auf die rechte Seite zogen, so war die Mutter der Götter, Cybele, die Urheberin. Hatten die Kranken Schaum vor dem Munde stehen, und schlugen sie mit den Füßen um sich, so war es Mars, der Kriegsgott, der die Krankheit verursacht hatte u. s. w. Um einen mit der fallenden Sucht Behafteten zu heilen, wurden daher Reinigungen, Beschwörungsformeln, Opfer und mehrere

andere abergläubische Gebräuche angewendet. Es gab Landstreicher und Betrüger in Menge, welche sich rühmten, diese schreckliche Krankheit auf obige übernatürliche Weise heilen zu können, und die, wie es immer zu gehen pflegt, Glauben und Vertrauen fanden. Diese nahmen mit den Kranken allerlei Zeremonien vor, verboten ihnen das Baden, den Genuß gewisser Speisen, das Tragen schwarzer Kleider, auf Ziegenfellen zu schlafen, und weder die Hände noch die Füße übereinander zu schlagen, da alles dieses die Genesung verhindere. Wurden die Kranken gesund, so legten sie den glücklichen Erfolg ihrer Kunst bei, genasen die Kranken nicht, oder starben sie, so wälzten sie die Schuld auf die Götter, wie es solche Betrüger von jeher zu machen pflegten.

Amulete (mit Bildern, Inschriften, wunderlichen Schnörkeln versehene Steine, Platten u. dergl. m.) waren etwas Gewöhnliches, deren sich die Griechen bedienten, indem sie solche um den Hals oder sonst wo am Körper trugen, um sich von Krankheiten zu befreien. Selbst in dem Hause des Perikles herrschte dieser Aberglaube. Als ihn einer seiner Freunde in seiner letzten Krankheit besuchte, zeigte er ihm das Amulet, welches ihm seine Weiber um den Hals gehängt hatten, mit den Worten: Siehe wie krank ich bin, daß ich mir sogar diese Thorheit gefallen lasse.

Ferner glaubten sie an Sympathien und sympathetische Mittel, sie glaubten, daß die Knochen von hingerichteten Personen die Kraft besitzen, Krankheiten zu heilen. Ein Mittel wider die fallende Sucht war, daß man mit der Hirnschale eines Hingerichteten bei

Nacht Wasser aus einer Quelle schöpfte und es den Kranken aus derselben trinken ließ. Pillen, welche aus dem gepülverten Hirnschädel eines Gehängten bereitet waren, wurden für ein Mittel wider den Biß eines wüthenden Hundes gehalten. (So berichtet Plutarch im Leben des Perikles Th. I. S. 431.)

Auch die Lehre von der Seelenwanderung that der Heilkunst Abbruch; denn der Glaube, wenn ein Leichnam nicht beerdigt würde, so käme die Seele desselben nicht an den Ort seiner Bestimmung, nämlich in die elisäischen Felder, brachte es dahin, daß die Leichen der Verstorbenen übertrieben berücksichtigt wurden. Wer einen Unbegrabenen liegen sah, mußte ihn begraben oder wenigstens mit Sand bedecken; wer es unterließ oder gar den Leichnam muthwillig entweihte, wurde hart bestraft. Deßwegen war den Griechen das Oeffnen des menschlichen Körpers und die Besichtigung seiner Theile so sehr erschwert, und wenn es einer wagte, so wurde er vom Volke für einen Verbrecher gehalten und auch so genannt.

Viertes Kapitel.

Das römische Volk und seine Heilkunst.

Die Römer waren seit ihrem Ursprung ein kriegerisches, eroberungssüchtiges Volk. Wohin sie kamen, richteten sie Verheerung und Verwüstung an. In Unteritalien, Griechenland, Asien und Afrika schüttelten sie die Blüthen, die sich so schön entfaltet hatten, ab, so daß die gehofften Früchte nicht zur Reife kommen konnten, und in Spanien, Gallien (Frankreich) und andern Gegenden zerstörten sie die gesunde saftvolle Knospe an dem Blüthe und Früchte verheißenden Baume. Völker, die sie nie beleidigten, die in friedlicher Eintracht ihren Acker bebauten, wurden von ihnen aufgesucht, unterjocht und vertilgt, und das nur, weil es ihre Eroberungssucht und ihr kriegerischer Geist so haben wollte. Und hatten sie Ruhe von außen, so waren es innere Zwiste, wozu ihre bürgerliche Einrichtung und ihre Staatsverfassung beständig Anlaß geben mußte, welche den herrschsüchtigen

Römer in einer rastlosen Thätigkeit erhielten. Wie konnte der Römer unter solchen Umständen an die sanften Künste des Friedens denken, wie konnte er seinen Verstand anders als einseitig ausbilden? Jahrhunderte lang stand Rom, ehe es Wissenschaften und Künste in seinen Mauern beherbergte, und diese fanden sogar nur mit Mühe, mit Widerspruch Aufnahme, und wurden mehr wie verbotene Waare als aus freiem Betriebe von den durch die Römer unterjochten Griechen in diese Hauptstadt der Welt eingeführt. In keiner Wissenschaft, in keiner Kunst haben die Römer etwas erfunden, sondern bloß den Griechen nachgeahmt. Ihr Geschmack liebte das Prächtige und den Pomp. Aber er hatte noch eine andere Richtung, die wahrscheinlich aus ihrer Neigung zum Kriege entsprungen war, nämlich diese, daß die angenehmsten öffentlichen Lustbarkeiten und Ergötzungen, welche man den Römern veranstalten konnte, die letzten Zuckungen eines im Todeskampfe begriffenen Geschöpfes, gleichviel, ob dieses ein wildes Thier oder ein Mensch war, gewesen sind. Wer dem Volke Fechterspiele und Thierhetzen veranstaltete, konnte Alles von ihm verlangen. In der ersten Zeit ihres Staatslebens waren zwar ihre Sitten und ihre Lebensweise einfach, nüchtern und unbescholten, und ihre Tugendstrenge nöthigte selbst ihren Feinden Achtung und Ehrfurcht ab. Als aber durch ihre Eroberungen und Plünderungen alle Schätze der Welt in Rom zusammengehäuft wurden, stieg die Verderbniß der Sitten und die Verschwendung und der Luxus auf eine unnatürliche, noch nie vorhandene Höhe. Die Summen, welche mancher Römer oft an einem

Tage verschwendete, sind ungeheuer und würden in unserer Zeit sogar mancher Schatzkammer einen argen Stoß versetzen. Der Aufwand, den sie an ihrer Tafel, in ihrer Kleidung, ihrem Gefolge u. s. w. machten, übersteigt alle unsere Begriffe. Ihre Tafeln waren, wenigstens für unsern Gaumen, mit den abgeschmacktesten Speisen besetzt, welche ungeheure Summen Geld kosteten. Man reizte den Magen durch Brechmittel, um den Gaumen aufs Neue kitzeln zu können. Inländische und ausländische Weine aller Art perlten in ihren Pokalen, und um saufen zu können, nahm man sogar dursterregende Gifte (wie H. N. Plinius erzählt). Die Bäder, deren jeder reiche Römer sein eignes hatte, machten ebenfalls einen großen Abstand mit den Bädern aus der frühern, nüchtern Zeit des Volks. Das Bad Scipio's, in welchem dieser große Mann, der Schrecken der Einwohner von Karthago, seinen von ländlichen Arbeiten ermüdeten Körper badete, war klein und finster, wie prächtig dagegen waren die Bäder der spätern Zeiten, wie ausgeschmückt mit Marmor, Gemälden und Standbildern. Welche Verschwendung wurde mit den köstlichsten Salben und Balsamen getrieben! Nicht bloß der Körper und die Kleider, sondern auch die Fußböden und andere Theile der Zimmer wurden damit begossen, ja man verschlang sie sogar, damit sie durch die Schweißlöcher wieder hervorbrechen und so den Weichling in Balsamduft hüllen sollten. Und wer nicht so dachte und sich so betrug, war ein Mensch ohne Lebensart (sagt Seneka im 86. Briefe). Schwelgerei, Ueppigkeit und die ungebundenste, ausgelassenste Lebensweise waren, zumal zu den Zeiten

der römischen Kaiser, allenthalben verbreitet und hatten tiefe gefährliche Wurzeln geschlagen.

Die Religionsbegriffe der Römer hatten sie von den Völkerschaften, mit denen sie in Berührung gekommen, besonders aber von den Griechen entlehnt. Sie waren der Vielgötterei und allem daraus entspringenden Aberglauben zugethan. Aber der religiöse Glaube wurde bei den Römern auch mit den Einrichtungen des Staates genau verbunden. Um in den ersten Zeiten eine rohe und ungebildete Menschenmasse, die sich in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigen wollte, im Zaume zu halten, würden selbst die strengsten Gesetze nicht ausgereicht haben, man mußte daher auf ein Mittel denken, welches auf diese Gemüther einen starken Eindruck machen konnte. Dieses Mittel, welches wie ein Zauber wirkte, und worauf sich die Stifter des Staates verlassen konnten, fanden sie in der Benutzung der Religionsmeinungen jener Menschen und nahmen daher bei der Gesetzgebung beständig darauf Rücksicht. Um den öffentlichen Versammlungen, wo über die Angelegenheiten des Staats berathschlagt wurde, mehr Feierlichkeit und Würde zu geben, wurden sie immer mit gottesdienstlichen Handlungen eröffnet. Alles was öffentlich geschah und nur einigermaßen wichtig war, wurde unter dem Beistande der Götter unternommen. Romulus, der Begründer des römischen Staates, führte aus dem Lande Etrurien die Wahrsagerei ein, nach welcher aus dem Vogelflug, den Himmelsbegebenheiten, den Eingeweiden der Opferthiere bestimmt werden sollte, ob die Götter an dem Unternehmen Wohlgefallen oder Mißfallen hatten. Diese

gottesdienstlichen Geschäfte (Auspizien, Besichtigungen) wurden den vornehmen Familien (den Patriziern) anvertraut und diese waren auch allein zu Priesterämtern fähig, denn eine eigentliche Priesterzunft fand bei den Römern nicht statt. Jene Verordnungen wurden besonders in den ältern Zeiten für heilig gehalten und Niemand wagte es, die Auspizien zu bezweifeln.

Die sibyllinischen Bücher*) wurden für heilig und ihre Aussprüche für untrüglich gehalten. Ferner stand bei den Römern die Traumdeuterei in großem Ansehen. Sie glaubten, daß die Götter den Menschen im Traume zu erscheinen pflegten, um ihnen ihren Willen zu offenbaren, sie vor bevorstehenden Unglücksfällen zu warnen und dergl. mehr.

Wie der römische Schriftsteller Plinius sagt, stand Rom über 600 Jahre, ohne daß es Aerzte in seinen Mauern hatte. Nach dem Beispiele der Egypter und Griechen und anderer alter Völker, suchten auch die Römer bei ihren Gottheiten Hülfe und Befreiung von Krankheiten. Als im Jahre 322 nach der Erbauung Roms eine ansteckende Krankheit herrschte, gelobte man, dem Apollo einen Tempel zu erbauen, um die Plage von der Stadt

*) Zum römischen Könige Tarquinius kam nämlich eine unbekannte Alte und bot ihm neun Bücher, welche Weissagungen in griechischer Sprache enthielten, zum Verkauf an. Als der König wegen der hohen Forderung den Ankauf verweigerte, warf die Alte drei Bücher, und abermals drei Bücher ins Feuer, worauf Tarquinius die drei noch übrigen um den anfänglichen Preis kaufte und als geheime Aussprüche für wichtige Staatsvorfälle der Obhut zweier, später zehn Männer übergab.

abzuwenden. Es wurden die sibyllinischen Bücher nachgeschlagen und alle darin enthaltenen Vorschriften befolgt, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Ueberhaupt mußten jedesmal, wenn Volkskrankheiten und Seuchen in Rom wütheten, diese Bücher von den damit Beauftragten (den Zehnmännern, Decemvirn) aufgeschlagen werden, um in ihnen die Mittel zu finden, wodurch die Seuche vom Volke abzuhalten sei. Man opferte dem Apollo und andern heilenden Gottheiten, der Minerva, dem Merkur, der Göttin des Heils (Dea salus), that zu ihnen Gelübde, hielt sogenannte Göttermahlzeiten, stellte Umgänge, Schauspiele an, und ließ, wie bei der Seuche, welche 391 nach Erb. d. Stadt zu Rom herrschte, die Schauspieler aus Etrurien kommen, um die erzürnten Götter zu versöhnen. Eine andere Seuche, welche um 294 v. Christo in Rom ausbrach, war die Veranlassung, daß der Gottesdienst des griechischen Asklepios nach Rom verpflanzt wurde und als Aeskulapius seinen Wohnsitz daselbst nahm. Er wurde mit großer Feierlichkeit von Epidaurus nach Rom abgeholt, man erbaute ihm auf der Tiberinsel einen Tempel nach dem Muster des griechischen und verehrte ihn auf die nämliche Weise.

Der erste namhafte Arzt oder vielmehr Wundarzt, welcher nach Rom kam, war Archagathus, ein Grieche aus dem Peloponnes. Gewinnsucht hatte freilich schon vorher nach und nach griechische Abentheurer, Bader, Kräuterhändler u. dergl. nach Rom gelockt oder sie durch die Sklaverei in den Dienst der römischen Großen gebracht, wo sie dann als Freigelassene ihr rohes

ärztliches Gewerbe in Buden trieben und den Müssiggängern zur Kurzweil dienten. Dies Gesindel wurde, wie sich denken läßt, von den Römern tief verachtet und bespöttelt. Dem Archagathus ging es aber nicht so. Er wurde gütig aufgenommen, erhielt das Bürgerrecht und es wurde ihm auf öffentliche Kosten eine Bude auf dem Acilischen Scheidewege gekauft, um in derselben sein Gewerbe zu treiben. So angenehm er Anfangs bei Allen war, so verhaßt machte er sich durch seine Neigung zum Schneiden und Brennen, und zog sich dadurch den Ekelnamen Henkersknecht, Fleischer zu. Was weiter mit ihm vorgegangen ist, ob er zu Rom blieb oder vertrieben wurde, wissen wir nicht, aber so viel steht fest, daß er durch sein Betragen den Römern einen tiefen Haß gegen die Aerzte und Heilkunst einflößte.

Als nach den Siegen des Lucullus und Pompejus Schaaren von griechischen Weisen, Dichtern und Rednern nach Rom strömten, fanden sich auch immer mehr gelehrte Aerzte ein und unter ihnen namentlich Asklepiades aus Prussa in Bithynien, der durch sein Betragen der Heilkunst und den griechischen Aerzten Achtung und Ansehen zu verschaffen wußte. Er war ein feiner, weltkluger und gefälliger Mann, der die Fähigkeit vollkommen besaß, zu plaudern und sich nach den Launen seiner Kranken zu schmiegen, so wie er die Kunst verstand, auf seine Vorgänger zu schimpfen, und selbst den ehrwürdigen Schatten des Hippokrates nicht unangetastet ließ. Er versicherte, nur er sei im Besitze der wahren Heilkunst, und zu Rom müsse dieselbe ganz anders ausgeübt werden, als in Griechenland. Er stellte

zuerst den Grundsatz, daß man sicher, schnell und angenehm heilen müsse, verwarf den Gebrauch stark wirkender Arzneien, hielt sich mehr an die Lebensweise, wendete schlafmachende Reibungen, Schaukeln der Kranken in Hängebetten und andere unthätige Bewegungen (Fahren u. s. w.), Bäder und zwar Tropfbäder, kaltes Wasser innerlich und äußerlich, aber vor allem den Wein an. Durch diese leichten und ansprechenden Mittel, so wie durch verschiedene Kunstgriffe verstand er es, sich bei Vornehmen und Geringen beliebt zu machen: mit einem Worte, er war der größte Charlatan, aber dabei, was nicht immer der Fall ist, ein Mann von feiner Lebensart. Vieles zu seinem Rufe und Ansehen trug der Umgang mit den ausgezeichnetsten Römern bei. Er hatte die Unverschämtheit zu prahlen: Niemand, der für einen Arzt gehalten werden wolle, müsse jemals krank sein, und wie viel muß diese Großsprecherei zu seinem Rufe beigetragen haben, da er wirklich das seltene Glück genoß, nie krank gewesen zu sein und durch einen Fall von der Treppe in sehr hohem Alter starb.

Dieser Mann legte den Grund zu einer neuen Sekte oder Schule, welche in Rom viel Glück machte, und von seinen Nachfolgern weiter ausgebildet wurde; man nannte sie die methodische Schule, weil sie nach leichtfaßlichen Regeln handelte. Der erste, welcher diese Sekte weiter zur Entwickelung brachte, war Themison von Laodicea, ein Schüler des Asklepiades. Nach seiner Ansicht bestand der Körper aus festen und lockern, schlaffen Theilen und danach richtete er seine Behandlung ein. Dadurch, daß diese Sekte das Heil-

geschäft so leicht und spielend hinstellte, brachte sie der Heilkunst vielen Schaden, indem sie die unberufensten Gesellen des rohen Haufens heranzog und Aerzte entstehen ließ, die ihre angeborne Grobheit durch Prahlsucht Hochmuth und Rechthaberei noch vergrößerten. Niemand beförderte dieses leidige Unwesen mehr als der Schüler des eben genannten Arztes Thessalos von Tralles, der früher ein Handwerker war, und selbst roh und ungebildet, die Heilkunst in sechs Monaten zu lehren versprach, und daher einen Troß von Schülern aus dem gemeinsten Pöbel hinter sich her zog, mit welchen er seine Kranken besuchte, eine Unsitte einführend, die schon der Spott des Alterthums gegeißelt hat. Er schimpfte auf alle seine Vorgänger, verwarf Alles, was bis auf ihn in der Heilkunst gelehrt worden war, versicherte, daß nur er allein die Kunst besäße, Krankheiten zu heilen, und nannte sich: Ueberwinder der Aerzte! Es war ihm mehr darum zu thun, seinen Beutel als die Kunst zu bereichern, und deswegen richtete er sich nach den Launen seiner Kranken auf eine für jeden edlen Mann und vorzüglich für den Arzt höchst verwerfliche Weise.

Die Lehrmeinung und Ansicht von der Krankheit, welche diese methodische Sekte hatte, beruhte auf folgenden drei Punkten, unter welche sie alle Arten von Krankheiten brachten. Sie leiteten die Krankheiten ab: 1) Von einer widernatürlichen Schlaffheit des Körpers; 2) Von einer widernatürlichen Spannung des Körpers; und da sie nicht alle Krankheiten unter diese beiden Gattungen bringen konnten, so nahmen sie 3) noch eine gewisse Beschaffenheit des Körpers an, wo entweder die

Schlaffheit oder die Spannung vorherrschte, beide Zustände aber gleichzeitig vorhanden waren. Die Erforschung der einzelnen Ursachen, wodurch die Krankheiten entstehen, hielten sie für überflüssig und unnütz. Dieses erleichterte ihnen freilich die Ausübung ihrer Kunst unendlich und war ein Kissen der Faulheit, wodurch sie alles Nachdenken und mühsames Beobachten unterdrückten, aber die Wissenschaft und die armen Kranken mußten wohl schlecht dabei fahren.

Bald nach der Entstehung der methodischen Sekte bildete sich in Rom eine andere, die pneumatische. Sie nahmen nämlich ein thätiges, geistiges Wesen an, das sie Pneuma nannten, welches alles durchdringt, sich sowohl im gesunden als auch im kranken Zustande des Körpers wirksam zeigt und auf dessen richtigen oder unrichtigen Verhältnissen Gesundheit und Krankheit beruhet. Der Stifter dieser Sekte oder Schule hieß Athenäus aus Attali, ein Mann, welcher in großem Ansehn bei seinen Zeitgenossen stand und von allen Aerzten, die seiner erwähnen, mit Ruhm genannt wird. — So unrichtig nun auch mehrere Ansichten dieser Sekte waren, und so sehr sie auch Spitzfindigkeiten und Kleinigkeitsjägerei trieben, so zeichnen sie sich doch vor den meisten Aerzten ihrer Zeit dadurch aus, daß sie sich der bei den Aerzten einreißenden Trägheit und Unwissenheit widersetzten, und daß sie Männer waren, welche über ihren Beruf nachdachten. Obschon sie kaum ein Jahrhundert bestanden, so haben sie doch manches Gute gestiftet.

Noch zu erwähnen ist hier ein medizinischer Schriftsteller, welcher ohngefähr zur Zeit des Kaisers Augustus

in Rom lebte und Cornelius Celsus hieß. Es war dies ein Mann, welcher, er mag nun ausübender Arzt gewesen sein oder nicht, der Heilkunst zur wahren Zierde gereichte. Seine noch vorhandene Schrift zeigt von tiefen Kenntnissen und hellem Verstande, und mehrere darin enthaltene Grundsätze sind noch heute brauchbar.

So verachtet und verhaßt die Heilkunst und die Aerzte in den frühern Zeiten in Rom waren, so sehr wurden sie, als die Kaiser den römischen Staat beherrschten, geschätzt und für ihre Kunst belohnt. Julius Cäsar ertheilte allen Aerzten das Bürgerrecht. Antonius Musa wurde von seinem Herrn, dem Augustus, den er von einer langwierigen Krankheit heilte, reichlich beschenkt, von dem Senat in den Ritterstand erhoben und ihm eine Statüe neben der des Aeskulap errichtet. Krinas aus Massilien, welcher seinen Kranken nach dem Stundenzeiger vorschrieb, wenn sie essen, trinken und Arzeneien nehmen mußten, erwarb sich durch seine Praxis einen so großen Reichthum, daß er auf den Bau der Mauern seiner Vaterstadt zehn Millionen Sesterzien (eine Sesterzie 15 gute Pfennige) verwenden konnte, und doch noch bei seinem Tode eine eben so große Summe hinterließ. — Ein gewisser Stertinius diente dem Kaiser nur aus Gefälligkeit für 50,000 Sesterzien, indem er versicherte, daß er durch seine Kunst in der Stadt 60,000 verdienen könne.

Und diese Leute, welche sich in Rom durch die Ausübung ihres Berufes so große Reichthümer erwarben und so viel Ehre genossen, waren die erbärmlichsten Pfuscher und wahre Quacksalber, welche ein Zeitgenosse,

Plinius mit den gehässigsten Farben schildert und das mit Recht. Die Aerzte, sagt er, sind begierig, sich durch Erfindung neuer Meinungen Ruhm zu verschaffen und treiben ein Gewerbe mit unserm Leben. Daher entspringen jene unglücklichen Zänkereien an den Krankenbetten, wo jeder ein anderes Urtheil fällt, damit es ja nicht den Schein haben möge, als wäre er der Meinung seines Amtsbruders. Ein solches Betragen hat zur Folge gehabt, daß sich Jemand auf sein Grabmal die Inschrift setzen ließ: „Er starb an der Menge seiner Aerzte." Mit jedem Tage ändert sich die Art zu heilen und wir lassen uns durch den Wankelmuth der Griechen bei der Nase herumführen, da es doch offenbar ist, daß jeder, welcher dem andern an Beredtsamkeit überlegen ist, sich zu unserm Herrn über Leben und Tod aufwirft.

Ein gewisser Garnus aus Massilien, ein Marktschreier, der auf alle Aerzte, die vor ihm gewesen waren, schimpfte und sie herabsetzte, führte den Gebrauch der kalten Bäder ein, und nun sah man alle Consulare (oberste Beamte) im kalten Bade sitzen, bis sie am ganzen Körper erstarrten. Die damaligen Aerzte hatten die Gewohnheit, in Begleitung eines zahlreichen Haufens ihre Besuche zu machen und belästigten dadurch die Kranken nicht wenig. Da man nach des oben erwähnten Thessalus Verfahren ohne sonderliche Mühe und ohne großes Nachdenken Arzt werden, Ansehn und Reichthum erlangen konnte, so war es kein Wunder, daß Menschen aus allen Ständen, welche sich durch ihr Geschäft nur kümmerlich ernährten, dieses verließen und Heilkünstler wurden. Schuhmacher, Färber, Tischler, Schlosser ver-

ließen ihre Professionen uud wurden Aerzte. Besonders zeigten sich diejenigen, welche bei den Gewürzkrämern Spezereien gemischt, und die, welche bei den Malern Farben abgerieben hatten, anmaßend. Diese Leute hatten die Erlaubniß, ungestraft zu morden. Es gab kein Gesetz, welches die Unwissenheit der Aerzte bestrafte und der Pfuscherei Einhalt that. Die ersten Spuren von Gesetzen für Arzte und Heilwesen finden sich erst unter der Regierung des Kaisers Nero vor. Von dieser Zeit an scheint man auf diesen Gegenstand der Polizei mehr Rücksicht genommen zu haben. Das ärztliche Wirken wurde nach einem gewissen Plane eingerichtet, worüber die Obrigkeiten die Aufsicht führen mußten. Es wurden den Aerzten gewisse Vorrechte und Freiheiten ertheilt, sie erhielten besondere Titel und Würden, aber sie mußten sich auch den vorgeschriebenen Gesetzen unterwerfen. So war der Zustand der Heilkunst in Rom bis zur Zeit des Kaisers Markus Aurelius und Luzius Verus, unter deren Regierung (164 nach Christi Geburt) ein Mann nach Rom kam, welcher als der zweite Umgestalter der Heilkunst nach dem Hippokrates zu betrachten ist und mit welchem für die Geschichte der eigentlichen Heilkunst eine neue Zeit beginnt. Er hieß G a l e n u s. Doch ehe wir uns näher über ihn unterhalten, wollen wir noch einmal hinsehen, wie weit denn bis zu dieser Zeit in Rom die Aufklärung über die Heilkunst fortgeschritten war.

Aufrichtig gesagt, finden wir noch immer bei dem römischen Volke keine Spur von Aufklärung über medizinische Dinge. Sie wandten Sühnopfer als Heilmittel

an; erwarteten Hülfe von abergläubischen Mitteln, Besprechungen, Amuleten, Zaubereien. Sie glaubten an den Einfluß der Gestirne auf den menschlichen Körper, und beobachteten die Stellung der Planeten, wenn sie Arzeneien nehmen wollten. Ausländische, aus Arabien oder Indien kommende Mittel mußten es sein, wenn der Römer Vertrauen zu ihren Kräften haben sollte, die inländischen wurden verachtet, wenn sie auch eine gleiche Wirksamkeit besaßen. Eben so mußten auch die Aerzte Ausländer sein, wenn sie ihr Glück machen sollten. Die gröbsten ausländischen Charlatane, Quacksalber und dergleichen Betrüger mehr machten zu Rom ihr Glück, und erwarben sich Ehre und Reichthum. Ein griechischer Arzt, denn das war Mode, mußte es sein, wenn man zu des mehr erwähnten Plinius Zeiten einen Arzt rufen ließ, und wenn auch der Kranke kein Wort griechisch und der Arzt kein Wort lateinisch verstand und noch so unwissend war, genug es war Mode, daß man sich von griechischen Aerzten kuriren ließ. Wenn sie auch einsehen, sagt dieser Schriftsteller, was zu ihrer Wohlfahrt dient, so glauben sie doch nicht, ja um so weniger. Daher kommt es, daß in der Heilkunst das stattfindet, was wahrlich in keiner andern Kunst der Fall ist, daß man jedem, der sich für einen Arzt ausgiebt, sofort Glauben beimißt, da doch bei keiner Lüge die Gefahr größer ist.

Fünftes Kapitel.

Der Arzt Galenus. Sein Leben und Einfluß.

Als der große und geistesscharfe Arzt Claudius Galenus das Licht der Welt erblickte, stand Rom unter der Leitung von Kaisern auf der Höhe seiner Macht. Es beherrschte alle Länder von den Ausflüssen des Rheins bis zu den Wüsten Afrikas und von den Säulen des Herkules bis an das kaspische Meer und den persischen Meerbusen. Roher Uebermuth und wilde Genußgier erfüllten das Leben der Reichen, während die untern Volksklassen völlig vernachlässigt in Elend und Verbrechen versanken. Galenus wurde im Jahre 131 unsrer Zeitrechnung zu Pergamos, einer Stadt in Kleinasien, geboren. Sein Vater hieß Nikon, ein sehr gelehrter Mann und Baumeister, der ihn mit liebevoller Weise zuerst selbst in mehrern Wissenschaften unterrichtete und ihm dann die besten Lehrer gab. Nachdem er die Ansichten der Weltweisen gehörig kennen gelernt hatte, ging er nach Alexandria und studirte die Heilkunst.

Als er sich gründlich damit vertraut gemacht hatte, verließ er diese Stadt und durchreiste mehrere Gegenden Asiens und Europa's, um sich zu bilden und seine Kenntnisse zu erweitern. Acht und zwanzig Jahre alt, sah er seine Heimath wieder und ließ sich dort als Arzt nieder. Da aber in seiner Vaterstadt ein Aufstand ausbrach, flüchtete er sich und wählte Rom zu seinem Aufenthalte. Vier Jahre lebte er hier und genoß die Achtung und den Umgang der gelehrtesten und angesehensten Männer, welche damals in Rom lebten. Obwohl er die Absicht haben mochte, in dieser Hauptstadt für immer zu bleiben, so brachten ihn doch Neid, Verläumdung und Kränkung, die er von tief unter ihm stehenden, schlechtgesinnten Amtsbrüdern erfuhr, das gewöhnliche Schicksal ausgezeichneter Geister, zu dem Entschlusse, Rom wieder zu verlassen. Er kehrte daher im 38. Lebensjahre wieder nach Pergamos zurück, blieb jedoch daselbst nicht lange, denn er wurde von den Kaisern Markus Aurelius und Luzius Verus, welche ihn schätzten, zurückgerufen, um sie auf ihrem Feldzuge nach Deutschland zu begleiten. Da er dieses Anerbieten ausschlug, so machte ihn Markus Aurelius zum Leibarzt des jungen Kaisers Commodus. Wie lange sein zweiter Aufenthalt in Rom gedauert hat, ist ungewiß, wie es scheint, hat er den größten Theil seines Lebens daselbst zugebracht. Er starb in den siebenziger Jahren seines Alters mit Ehre und Ruhm überhäuft, welche ihm noch Niemand hat rauben können. Bald nach seinem Tode genoß er fast göttliche Verehrung und so gehaßt er von den Aerzten seiner Zeit war, deren Unwissenheit

und Marktschreierei er bei jeder Gelegenheit auf das Empfindlichste rügte, so geachtet war er von den Aerzten, die nach ihm lebten.

Dieser große Mann durchwanderte mit einem Alles umfassenden Geiste jedes Feld des menschlichen Wissens und man darf ohne Uebertreibung dreist behaupten, daß er sich alle bis zu seiner Zeit entdeckten Schätze der Wissenschaften zu eigen gemacht habe. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, warf er sich auf die Heilkunst, welche, wie wir gesehen, in einem höchst traurigen, entarteten Zustande war, und sie gewann durch seinen Scharfsinn und Eifer eine neue Gestalt. Nur ein Geist, wie der seinige, konnte alle Schwierigkeiten, die sich ihm darboten, besiegen und alle Hindernisse glücklich beseitigen, und alles das leisten, was er geleistet hat. Seine Ansichten und Lehren von der Heilkunst haben fast anderthalb Jahrtausend geherrscht. Er nahm sich den großen Hippokrates zum Vorbilde und war keiner der damals bestehenden Sekten zugethan, indem er wohl einsah, daß der Sektengeist dem fortschreitenden Geiste Fesseln anlegt. Von ihm bis auf das fünfzehnte Jahrhundert herab beteten ihm alle Aerzte sklavisch nach und mehrere seiner Lehren sind noch jetzt gäng und gäbe. Hätte man da fortgefahren, wo Galen stehen geblieben, so würde die Heilkunst viel eher der Vollendung entgegen gegangen sein. Er machte den zweiten Versuch, die Heilkunst zu vervollkommnen, die Aerzte aus ihrer Trägheit aufzurütteln und in ihnen das eigne Nachdenken zu erwecken. Man hielt, so schildert er selbst sein Zeitalter, das Forschen

nach Wahrheit für die Beschäftigung eines Wahnsinnigen, hingegen ging die Sorge eines jeden dahin, sich Reichthümer zu erwerben, bürgerliches Ansehen zu verschaffen und dem Vergnügen nachzujagen. Man rechnete es sich schon zum Verdienste an, daß man die Wissenschaften dulde, aber sich mit ihnen abzugeben, etwas in ihnen zu leisten, darum bekümmerte sich Niemand. Nach dem Maße, wie sich einer bei den Großen und Vornehmen beliebt zu machen und einzuschmeicheln verstand, war er auch ein Gelehrter und diese sogenannten Gelehrten beschäftigten sich auch den ganzen Tag mit nichts Anderm, als diesen Personen ihre Aufwartung zu machen und ihnen bei jeder Gelegenheit ihre Ergebenheit zu beweisen. Man erschien auf dem Markte und vor den Gerichten, ging auf den Tanzboden und in die Reitbahn, vertändelte seine Zeit mit Spielen und Liebeshändeln, und den Abend und die Nächte brachte man mit Schmausereien hin. Hier ertränkte man sich in Wein, hier unterhielt man sich, nicht von gelehrten und andern anständigen Dingen, sondern man stritt sich über die Größe der Pokale, und derjenige erhielt den Preis, der die größten und meisten Becher hinunterstürzen konnte. Wurde einer dieser Wüstlinge krank, so ließ er nicht den rechtschaffenen, in seiner Kunst erfahrnen Arzt rufen, sondern den Prahlhans, den Charlatan, der die Kunst verstand zu schmeicheln, unterthänig zu scheinen, in die Launen des Kranken sich zu fügen und zu thun was dieser befahl. Sie stehen vor ihren Kranken, sagt Galen, diese Wichte, und lauern auf seinen Wink, Sklaven gleich. Nicht dem Arzte, der seine Wissenschaften inne hatte, sondern

dem Schmeichler und Speichellecker, dem Lärmmacher standen die Palläste der Vornehmen offen.

Galen schöpfte seine Kenntnisse zur Ausübung der Heilkunst fast einzig aus der Zergliederung von Thieren, besonders Affen, da die Gelegenheit, menschliche Leichen zu öffnen, nur selten war; das an den Thieren Beobachtete übertrug er, freilich ohne einen großen Unterschied zu machen, auf den Bau des Menschen. Die Kenntniß der Nerven und Muskeln wurde durch ihn bedeutend erweitert, und seiner Schilderung der Blutbewegung durch das Herz und die Gefäße fehlt nur wenig, um ihn für den ersten Entdecker des Kreislaufs anzusehen. Auch an lebenden Thieren stellte er mit Durchschneidung von Nerven und Muskeln häufige Versuche an, um die Verrichtungen einzelner Theile genauer zu erforschen und so die Lebensthätigkeit des Körpers besser kennen zu lernen. Er nahm dreierlei Grundkräfte an: natürliche Kräfte in der Leber, Lebenskräfte im Herzen und thierische Kräfte im Gehirne, die in diesen Hauptsitzen insgesammt durch eine Urlebenskraft beseelt werden. Vielfach beschäftigte sich Galen mit den Verhältnissen zwischen Seele und Leib, wobei er dem Leibe einen Vorrang einräumte und die Seele von ihm abhängig machte. Wir verdanken Galen die Eintheilung der Krankheitsursachen, die genaue Bestimmung der Krankheitserscheinungen und eine sorgfältige Erforschung des Pulses. Er hält bei Behandlung der Krankheiten streng auf die Zeiträume ihres Verlaufes, er dringt auf Nachahmung und Unterstützung der Natur und nimmt ganz besondere Rücksicht auf Jahreszeit, Witterung,

Leibesbeschaffenheit und Lebensart des Kranken. Er nimmt vier Lebenszeiten an: Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter. Das Greisenalter hält Galen für eine naturgemäße Krankheit. Ueber Anwendung der Luft und Nahrungsmittel, Bewegung und Ruhe, der Muttermilch, Vermeidung der kalten Bäder für Neugeborne u. dergl. giebt er zweckmäßige Regeln. Auf die regelmäßigen Spaziergänge hält er viel und das Reiten hat er zuerst als Heilmittel empfohlen.

Schließlich müssen wir noch, ehe wir von Galen scheiden, einer Seuche gedenken, welche zu seiner Zeit, unter den Kaisern Antoninus und Commodus, herrschte und die Pest des Antonin genannt wurde. Sie drang um das Jahr 165 aus dem entferntesten Osten bis nach Gallien (Frankreich), nachdem ihr Erdbeben, Mißwachs, Ueberschwemmungen und Kriegsunheil vorhergegangen. Ohne daß Jemand im Allgemeinen unwohl wurde, bekam er einen üblen Geruch im Munde, Entzündung im Halse, rothe Augen, Brustschmerzen, eine Art Schnupfen, stinkende ruhrartige Durchfälle und einen Ausschlag von Pusteln, der schwarz aussah und trocken blieb. Später starben dann Hände und Füße vom Brand ergriffen ab. Diese den Pocken ähnliche Pest wüthete besonders in den heißen Sommermonaten. Sie mußte um so mehr zunehmen, als Luzius Verus mit seinem Heere in Antiochien und Laodicea die sinnlosesten Ausschweifungen beging und auf seinem Siegeszuge nach Rom den unerhörtesten Lüsten aller Art fröhnte.

Sechstes Kapitel.

Zustand der Heilkunst nach Galens Tode bis zur Theilung des römischen Weltreiches.

Galen starb und mit ihm ging der eigne Forschungsgeist der Aerzte auf lange Zeit schlafen. Nur bei wenigen seiner Nachfolger finden sich Spuren von selbstständigem Nachdenken, die meisten waren Leute, die das höchste Ziel darin sahen, daß sie aus den Schriften Galens erbärmliche Auszüge und Abschriften machten. Diese Abschreiber wurden wieder von andern abgeschrieben, und in kurzer Zeit erging es den Lehrsätzen und Schriften des Galen wie Vorfällen im täglichen Leben, die weiter ausgeplaudert und folglich mit jedem Augenblicke mehr verdreht und entstellt werden. Ungeachtet sein Ansehn unter den Aerzten, die nach ihm lebten, und die Verehrung, mit welcher sie ihm huldigten, sehr groß war, so entwich doch sein Geist immer mehr von ihnen. Sie

begnügten sich mit der leeren Schale seiner Worte, beteten ihm buchstäblich nach, ohne ihn zu verstehen oder nur verstehen zu wollen. Die Heilkunst sank tief herab und blieb Jahrhunderte lang in diesem traurigen Zustande. Galens Tod erfolgte unter der Regierung des Kaisers Septimius Severus (ganz zu Anfange des dritten Jahrhunderts). Das römische Reich sank von der Höhe seiner Macht, welche es sich durch so viele Kraftanstrengungen errungen und durch so viel Blut erkämpft hatte, immer tiefer herab und ging ohne Rettung seinem Untergange entgegen. Vielleicht hätten gute und weise Fürsten seinen Fall noch lange verhindern können, aber das Schicksal wollte es nicht so. Die elendesten Menschen wurden auf den Thron erhoben, und von eben so elenden und nichtswürdigen Menschen wieder verdrängt. Mit Ausnahme einiger weniger Edlen, ging ihre Sorge nicht etwa dahin, dem sinkenden Staate wieder aufzuhelfen, sondern wie sie ihre zügellosen Laster und Gelüste vollkommen befriedigen konnten. Die guten Bürger wurden unter diesen Regierungen gemißhandelt, verfolgt und gemordet, und niederträchtige Schmeichler und Helfershelfer jener hohen Bösewichter wurden mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäuft. Kein Wunder also, daß die allgemeine Sittenverderbniß immer mehr und mehr um sich griff, daß Weichlichkeit, Wohlleben und ihre Begleiterin, die Faulheit, immer mehr Anhänger fanden, daß Wissenschaften und Künste, so wie die Sorge für die leidende Menschheit mit jedem Tage mehr in den Hintergrund traten und der gröbste Aberglaube überall williges Gehör und herzliche Aufnahme fand.

Ganz natürlich waren Aufklärung, Selbstdenken und Forschen nach Wahrheit gänzlich verdrängt. Aber das war noch nicht Alles. Um jene Zeit begann nämlich der Hang zur Schwärmerei, welcher zwar schon lange, aber mehr vereinzelt, unter einigen Völkerschaften geherrscht hatte, wie eine Art Geisteskrankheit sich beinahe über die ganze gebildete Welt zu verbreiten und große Verheerungen anzurichten. Dieser Hang entwickelte sich unter dem heißen Klima des Morgenlandes und wandelte von diesem in das Abendland hinüber. Und was ist wohl ansteckender als die Schwärmerei? Unsere eignen Erfahrungen müssen uns sagen, daß dies leider der Fall ist. Die Anlage zu dieser gefährlichen Neigung liegt in der Seelenkraft des Menschen, die wir Einbildung nennen und welche, wie eine hübsche Magd, gar oft über den Herrn im Hause, über den Verstand herrscht.

Zuerst müssen wir hier nun von der Magie oder der Kunst, nach gewissen Regeln oder Vorschriften durch Anwendung natürlicher Dinge übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, reden. Dieselbe bildete sich bei den Chaldäern, Egyptern, Persern, Indern und hatte schon bei den ältern Griechen und Römern Eingang gefunden. Nach der Lehre der persischen Magie gab es zwei Wesen, ein gutes und ein böses, welche aber dem höchsten Wesen, das sie die grenzenlose Zeit nannten, unterworfen sind. Das gute Wesen (Ormuzd) wohnt in einem ewigen Licht, das böse hingegen (Ahriman) in ewiger Finsterniß. Ersteres beglückt die Menschen, erhält mit wachsamer Sorgfalt

die Bewegung der Planeten, die Ordnung in den Jahreszeiten, die richtige Mischung der Elemente. Das böse Wesen aber sucht Alles, was das gute thut, zu zerstören und liegt beständig mit ihm im Kampfe, wird aber endlich von jenem überwunden und dergestalt von ihm verschlungen, daß sich Alles in ein Lichtreich endigt. Um sich jener Quelle des Lichts zu nähern und mit den guten Geistern zu vereinen, mußte man sich der höchsten Reinheit des Körpers und Geistes befleißigen, ein beschauliches Leben führen und sich von dem Irdischen so viel als möglich loszumachen suchen; man mußte fasten, beten, sich der Liebe, des Weins und der Fleischspeisen enthalten. Man mußte die Kenntniß von gewissen Kräutern besitzen, um in die Zukunft blicken zu können. Gewissen Kräutern legte man die Kraft bei, die Geister anzulocken oder auch zu vertreiben. Ueberhaupt glaubte man, daß die Magier über die Geister gebieten und sie durch gewisse Formeln und Künste zwingen könnten, übernatürliche, dem Menschen unbegreifliche Dinge zu verrichten. Diese Schwärmerei fand so sehr Eingang, daß selbst viele römische Kaiser ihr anhingen und sie in Schutz nahmen. Mehrere trieben sogar die Künste der Magie selbst. Da man als Eingeweihter dieser übernatürlichen Wissenschaft sich für ein höheres Wesen hielt und in dem Wahne lebte, als ob man durch sie die Macht bekäme, über die unwandelbaren Naturgesetze nach Willkühr zu schalten und zu walten, so ist es nicht zu verwundern, daß man die ausübende Heilkunst mit ihr in Verbindung brachte. Warum sollte man auf eine natürliche Art die Krankheiten heilen können, die der

ungebildete Mensch von jeher nicht als Wirkungen welche nach bestimmten Gesetzen der Natur erfolgen müssen, anzusehen gewohnt ist, sondern welche er für unmittelbare Schickungen eines höhern Wesens hält und welche nach den Lehren der Magie für Wirkungen böser Geister gehalten wurden. Die Magie konnte demnach nicht lehren, die natürlich Ursache aufzusuchen, durch welche die Krankheit entstanden war, um sie auf dem Wege, den die Erfahrung angewiesen hat, zu heben; sondern sie mußte Anweisungen geben, wie der Urheber einer Krankheit, der böse Geist, bezwungen und vertrieben werden könne. Der Weg, den sie zur Erreichung dieses Zweckes vorzeichnete, waren Amulete, Beschwörungsformeln, Händeauflegen u. s. w. Man bediente sich der Amulete, welche wir schon S. 59 erwähnt haben, in verschiedenen Absichten, z. B. um recht tapfer zu werden, aber auch um sich vor Krankheiten zu sichern oder diese zu beseitigen. Der egyptische Zauberer Jachin vertrieb angeblich durch seine Amulete und Beschwörungsformeln Krankheiten und weit verbreitete Volksseuchen. Galen selbst rühmt ein solches egyptisches Amulet gegen die Magenbeschwerden. Plinius erwähnt deren mehrere. Den nämlichen Endzweck suchte man auch durch Beschwörungsformeln zu erreichen, worin die Babylonier und Chaldäer der damaligen Zeit Meister waren, und welche mit ihrer Kunst in den Ländern umherzogen, und von der Dummheit der Menschen — ein nicht seltener Fall — ihren Unterhalt zogen.

Es scheint, als ob die spätern Römer ihren Kaisern eine Schmeichelei zu erweisen glaubten, daß sie diese für geborne Magier (Zauberkünstler) anerkannten. Zu dem Kaiser Vespasian wurden während seines Aufenthaltes in Alexandria Blinde und Lahme gebracht, welche dadurch ihre Genesung erlangten, daß der Kaiser dem Blinden ins Angesicht spie und dem Lahmen seinen kranken Fuß berührte. Die Schriftsteller Tacitus und Sueton theilen diese Thatsachen mit.

Ein Zweig dieser geheimen Weisheit war die Sterndeuterei (Astrologie) oder die Lehre von dem Einflusse der Gestirne auf den Menschen und auf die Bestimmung seiner Schicksale. Die Chaldäer hielten jedes Gestirn für eine Gottheit, und diese Meinung legte den Grund zu dieser Wissenschaft. Die Bilder des Thierkreises stehen nach dieser Lehre mit den Theilen des menschlichen Körpers in genauer Verbindung. Jedem Bilde ist ein Theil des Körpers untergeordnet. Der Widder beherrscht das Haupt, der Stier den Hals, die Zwillinge die Arme, der Krebs die Brust, die beiden Seiten und die Schultern u. s. w. Die Gesundheit und Krankheit, die Gemüthsart und die Schicksale des Menschen hängen von dem Stande des Planeten ab, unter welchem er geboren worden ist. Dieser Glaube und die Kunst, den Lauf der Gestirne in diesem Sinne zu deuten, fand zu jenen Zeiten allgemeinen Beifall unter Hohen und Niedern, und wurde für eine Wissenschaft gehalten, welche über die Zukunft untrügliche Aufschlüsse geben könne. Mehrere römische Kaiser hielten besoldete Chaldäer oder Mathematiker, wie sie

genannt wurden, und fragten sie bei den wichtigsten Angelegenheiten ihrer Regierung um Rath.

Da in dieser Zeit die echte wahre Gelehrsamkeit immer mehr schwand, und sich des menschlichen Geistes ein immer mehr zunehmender Hang zu Wunderkünsten und Geheimnissen bemächtigte, so trat natürlich der kalte, prüfende Verstand in den Hintergrund und die Einbildung und der Wahn heckten bunte Weisheit aus und brachten sie auf den Markt des Lebens. Heute erscheint sie uns als Unsinn. Alexandria war ganz besonders ihre Urquelle und von da aus verbreitete sie sich über die übrige Welt. Es bildete sich eine eigne Sekte oder Schule, die neuplatonische, die viel Schwärmerei und Träumerei zu Tage förderte. Die Anhänger derselben nahmen Ein höchstes Wesen an, welches der Urheber alles Guten ist, welches Alles durchdringt, überall und nirgends ist und Alles hervorgebracht hat. Sie nannten dieses Wesen den Gott aller Götter, die Einheit aller Einheiten, das Ueberverständliche und so weiter. Dieses Wesen, lehrten sie, habe Alles auf eine unbegreifliche Weise aus sich erzeugt. Aus ihm sind die Geister, welche auf der höchsten Stufe stehen, und Götter genannt zu werden verdienen, hervorgegangen. Die Geister, welche auf diese bessern Wesen folgen, sind die Erzengel, die Engel, die Dämonen, die Heroen und die Seelen. Sie vervielfältigten diese Art von Göttern ins Unendliche, denn jeder fügte denen, die sein Vorgänger aufgenommen hatte, neue bei. Sie glaubten, daß dieselben den Menschen, die sich ihrer würdig gemacht haben, erscheinen. Einige rühmten sich auch dieser Erscheinungen. Die

Lehre von den Dämonen wurde in dieser Zeit von den Genossen der neuplatonischen Sekte weiter ausgebildet, welche sie in gute und böse Dämonen eintheilten. Die bösen Dämonen bewirken die irdischen Uebel in der Welt, und auch die Krankheiten; die guten hingegen sind die Beschützer der Menschen. Erstere können durch Reinigungen vertrieben, aber durch Unsauberkeit und gewisse Speisen angelockt werden. Endlich eigneten sie auch einem jeden Menschen seinen Engel und seinen Dämon zu. Ihr Gottesdienst bestand in Beten und in Opfern von Weihrauch und Früchten. Thieropfer verabscheuten sie. Ihr Trachten ging dahin, die Seele von den Banden des Körpers, in welchen sie zur Strafe wie in einen Kerker eingeschlossen ist, loszumachen, Gott selbst zu beschauen und in das Wesen Gottes selbst verwandelt zu werden. Zu dem Anschauen Gottes gelangt man zwar erst nach dem Tode, jedoch können große Geister schon in diesem Leben, obwohl auf kurze Zeit, dieses Glückes theilhaftig werden, wie es denn auch einige dieser Schwärmer von sich rühmten. Sie entledigten sich alles Wustes des Körpers und aller irdischen Lust, vermieden den Umgang mit Menschen, entzogen sich den Freuden der Liebe, und nahmen zwei Seelen an, welche im Menschen wohnen, die eine erhält er von Gott, die andere von den Gestirnen, von deren Willen diese letztere auch abhängt, und dergleichen Unsinn mehr.

Auch unter den Juden gab es damals mehrere solche schwärmerische, oder wie sie sich nannten, philosophische Sekten. Die Juden, welche zu Alexandria lebten, dem berühmtesten Marktplatze der Gelehrsamkeit der

alten Welt, wo Käufer und Verkäufer aus allen Erdgegenden zusammenströmten, wurden zuerst mit der Denkweise und den Ansichten der Griechen bekannt. Wir wollen von den vielen Sekten, die unter ihnen vorhanden waren, nur zwei erwähnen. Zuerst die Essener deren Ursprung ungewiß ist. Sie bestrebten sich eines heiligen Lebens, verabscheuten die Wollust, übten Enthaltsamkeit und Mäßigung der Begierden. Auch die Freuden der Ehe mieden sie meistens und nahmen lieber fremde Kinder an, welche sie in ihren Grundsätzen erzogen. Sie verachteten den Reichthum und hatten unter sich eine Gemeinschaft der Güter. Ihre Kleidung war schlecht, schmucklos und gewöhnlich weiß. Sie lebten an mehrern Orten zerstreut, übten aber unter sich die größte Gastfreundschaft aus. Kauf und Verkauf fand bei ihnen nicht statt. Ihre Gottesfurcht war sehr strenge. Sie beteten täglich zu gewissen Stunden und zu gewissen arbeiteten sie. Sie ernährten sich bloß mit Pflanzenkost. Sie standen unter einem Vorgesetzten, ohne dessen Befehle sie nichts unternehmen konnten, ausgenommen den Armen und Nothleidenden beizustehen. Wer sich bei ihnen wollte aufnehmen lassen, mußte zuvor ein Probejahr abhalten. Sie waren fromm und gerecht. Ihr Wort galt als Eid. Das Alter ehrten sie und der Sabath war ihnen so heilig, daß sie keine Speisen an diesem Tage bereiteten, kein Feuer anzündeten und kaum die dringendsten Leibesbedürfnisse befriedigten. Der Körper, lehrten sie, ist hinfällig und vergänglich, die Seele aber ist unsterblich und lebt ewig. Sie ist aus dem feinsten Aether (Luftschaum) gewebt und in dem Körper wie in

einem Gefängnisse eingeschlossen. Sobald sie daraus befreit worden, schwingt sie sich freudig in die Höhe. Sie flohen die Städte wegen der Laster darin, und lebten in der Einsamkeit. Die zweite Sekte hießen die Therapeuten und lebten, vorzüglich in der Nähe von Alexandria, ebenfalls an einsamen Orten und beobachteten gleich den Essenern strenge Enthaltsamkeit. Sie studirten die heiligen Bücher und machten Loblieder zu Ehren Gottes u. dergl. m.

Noch eines sehr wichtigen Ereignisses ist hier zu gedenken: Die Entstehung der christlichen Religion, die in reiner Gestalt Gotterkenntniß, Keuschheit, mäßigen Wandel und ein heiliges Leben vorschrieb. Freilich hat sie in den ersten Zeiten ihres Bestehens auf Künste und Wissenschaften keinerlei Einfluß ausgeübt, aber da sie gar bald die ganze Welt in eine Umwandelung versetzte, so hat sie auch dann das Glauben und Thun, das Denken und Trachten der Menschen verändert.

Unter den Aerzten jener Zeit herrschte ein Geist der Trägheit und der Geistesverwirrung. Es war jedem gleichviel, aus welcher Quelle er schöpfte, und das nächste Buch, was er bei der Hand hatte, schien ihm auch das beste zu sein. Die Folge davon war, daß die Heilkunst in große Unklarheit gerieth. An die Kunst, Krankheiten zu beobachten und sie nach der Natur zu beschreiben wurde von den Aerzten selten gedacht. Die größte Gelehrsamkeit, welche sie besaßen, beschränkte sich auf eine Menge von Heilmitteln, und der Hauptgegenstand ihres Fleißes war, diese Mittel von allen Orten zusammenzuholen. Wir wollen nun einige von den Aerzten und ihre abergläubischen Kurarten angeben.

Der erste Arzt der Zeitfolge nach ist Serenus Samonikus (von 193 bis 211 nach Christo), welcher ein Werk über die Krankheiten in Versen schrieb, worin größtentheils die abgeschmacktesten und abergläubigsten Heilverfahren und Heilmittel enthalten sind. In der Hirnentzündung z. B. empfiehlt er Lungen von einem geschlachteten Thiere noch warm auf den Kopf des Kranken zu legen. Um das Ausfallen der Haare zu verhindern, soll man sie mit Bärenfett oder mit Schildkrötenblut schmieren. Die Flechten zu heilen, empfiehlt er, daß man sie des Morgens nüchtern mit Speichel benetze. Im Seitenstich verordnet er Wasser zu trinken, welches auf einen glühenden Stein gegossen worden ist. Gegen die Unfruchtbarkeit läßt er der Frau die Geschlechtstheile einer Häsin essen. Zur Cur des dreitägigen kalten Fiebers soll man die Formel Abracadabra folgendermaßen auf ein Papier geschrieben an dem Halse tragen:

Abracadabra
Abracadabr
Abracadab
Abracada
Abracad
Abraca
Abrac
Abra
Abr
Ab
A

In der fallenden Sucht verordnet er Schwalbenblut mit Weihrauchpulver vermischt, Eppichabkochung, Lammsgalle

in Honig eingemacht, und Regenwasser, welches in einem Todtenschädel gesammelt worden, zum Getränk u. s. w. Beim Zahnen der Kinder, die ausgefallenen ersten Zähne eines jungen Pferdes um den Hals zu tragen. Für die Warzen hilft Eidechsenblut mit dem Urin eines Hundes. Die Zahlen 3 7 9 sind ihm besonders wichtig; und solchen Unsinn enthält jede Seite dieses Arztes. — Ein gewisser Vindician (372 n. Chr.) Leibarzt des Kaisers Valentinian, schrieb ein Gedicht über die Bereitung des Theriaks, eines mit Opium vermischten aus hunderterlei Dingen bestehenden Mittels, welches ein wahrer Marktschreierzettel ist und worin diese Arzenei für alle Krankheiten angepriesen wird. Theodor Priscianus (376), ein Vorgesetzter über die andern Aerzte des Ortes, schrieb ein Werk über alle Krankheiten des menschlichen Körpers und sagt darin, es sei etwas Ueberflüssiges, ihre Ursachen zu erforschen und diesen Grundsatz befolgt er bei jeder Krankheit. Unter den vielen Heilmitteln, die er anführt, befinden sich die widersinnigsten Dinge. Um das Gerstenkorn am Augenlide zu heilen, soll man auf das Auge Umschläge von einer Abkochung von Gerste anwenden. Weil die Krankheit Gerstenkorn heißt, so muß sie doch wohl die Gerste heilen, hätte man sie Haferkorn genannt, so würde er wahrscheinlich einen Absud von Hafer empfohlen haben. Ein eben so geistloser Arzt, Plinius Valerianus, schrieb ein Werk über Arzneiwissenschaft, das von Vorurtheilen und Aberglauben wimmelt. So soll man nach seinem Rathe zur Vertreibung des dreitägigen kalten Fiebers einem Flußkrebs die Augen ausstechen und bei

sich tragen, den Krebs aber wieder ins Wasser stecken. Um das viertägige Fieber zu verscheuchen, soll man Salz und Brod zusammen in einem leinenen Tuche an einen Baum binden, dreimal bei Salz und Brod schwören und dreimal dazu sagen: Morgen werden Gäste kommen, nehmt sie auf. Mehrere Kräuter und Wurzeln, welche dieser sogenannte Arzt empfiehlt, müssen vor Aufgang der Sonne und mit gewissen Zeremonien und Nennungen von Worten ausgegraben werden u. s. w. — Sextus Placidus (380 nach Christi Geb.) schrieb eine Abhandlung über die Heilmittel aus dem Thierreiche, und Apuleus eine Abhandlung über die Heilmittel aus dem Pflanzenreiche. In beiden ist nicht Ein Funke gesunden Menschenverstandes. Hier nur einiges zur Probe: Wer einen weißen Fleck auf dem Auge hat, soll sein Auge mit Jungfern-Urin waschen. Urin von einem Kinde heilt den Bienenstich. Der erste Koth eines neugebornen Kindes männlichen Geschlechtes, auf die weiblichen Geburtstheile gelegt, heilt die Unfruchtbarkeit; oder ein Mann soll seinen Gürtel um ein Weib binden und dazu sagen: ergo desinas, explica te laborantem. Wenn jemand das kalte Fieber hat, soll man einen Splitter von der Thürschwelle abschneiden, über welche ein Verschnittener gegangen ist und sagen: tollo te, ut ille N. N. febribus liberetur. Urin und Koth von Menschen und Thieren ist ein Lieblingsmittel dieses Placidus. — Marcellus aus Bordeaux, Leibarzt des Kaisers Theodosius, schrieb ein Werk über die Arzneimittel, welches abergläubische Mittel und Beschwörungsformeln in Menge enthält. Bei der Bräune soll der

Kranke eine Weintraube in den Mund nehmen und dreimal dabei sagen: uva uvam emendat; oder man fahre dreimal mit der umgewandten Hand, die Finger aneinandergelegt, über die Kehle und das Gesicht bis zur Stirn und sage dazu: Crisi, Crasi, Cancrasi. In der Kolik soll man folgende Zeichen auf ein Goldblatt schreiben:

L * M O R I A
L * M O R I A
L * M O R I A

Wer den Wurm am Finger (ein sogenannter böser Finger von selbst) hat, muß eine Wand berühren und dreimal sagen: Pu, pu, pu: nunquam ego te videam per parietatem repere! (niemals mögst du durch diese Wand wiederkehren!) und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. Zur Bereitung der Arzneien setzt er gewisse Tage fest, läßt die Kranken, wenn sie Heilmittel nehmen, gegen Aufgang der Sonne kehren, legt den Namen des Gottes Jakob und des Gottes Zebaoth viele Kraft bei u. s. w. Der Kreuzdorn besitzt nach seiner Meinung wunderthätige Kräfte, weil die Dornenkrone des Heilandes aus diesem Dorn geflochten gewesen sein soll. — Solche tröstliche und erbauliche Sachen findet man in den Schriften der Aerzte jenes Zeitalters. Welche Gestalt die Heilkunst unter den Händen solcher Menschen gewinnen mußte, läßt sich wohl leicht denken. Und waren die Aerzte selbst so abergläubisch, vorurtheilsvoll und unwissend, wie muß es nun erst mit dem Volke ausgesehen haben? Noch dazu, wenn man berücksichtigt, daß die Schriften der oben angeführten Aerzte größtentheils für das Volk bestimmt waren.

Indessen müssen wir doch eines Mannes gedenken, welcher zwar viele Schwächen seiner Zeit beibehalten hat, jedoch immerhin als viel bedeutender wie seine Amtsbrüder angesehen werden muß. Er hieß Oribasius aus Pergamos und lebte um das Jahr 360. Als Sohn vornehmer Eltern genoß er eine sorgfältige Erziehung und wurde nach Alexandria geschickt, um die Heilkunst zu erlernen, die dort noch immer vorzugsweise gepflegt ward. Nicht nur seine hohe gelehrte Bildung und Liebenswürdigkeit, sondern auch vielfache Dienste erwarben ihm die Freundschaft des Kaisers Julian, der in ihm einen Propheten und einen zweiten Hippokrates verehrte. Von den Nachfolgern Julians, den Kaisern Valens und Valentinian, verbannt und ins Elend verwiesen, zwang er selbst rohe Völker und Feinde, seinen hohen Beruf anzuerkennen, bis ihn der Kaiser zurückrief und glänzend entschädigte. Auf seinen Wunsch verfaßte er eine Art Sammelwerk aus den Werken berühmter Aerzte früherer Zeit und hinterließ überhaupt 72 Schriften, von denen aber nur 25 auf uns gekommen sind. Eigene Geistesarbeiten hat er nicht geliefert, sondern es nur verstanden, das vorhandene Vernünftige und für die leidende Menschheit Nützliche besser zu verwenden, wie seine Amtsbrüder. Er sowohl, wie noch ein Arzt, Namens Aurelianus (um das Jahr 395) machten also eine Ausnahme von den übrigen.

Aus dem oben Gesagten läßt sich schon deutlich erkennen, daß die Aufklärung der Leute über Heilen und was dazu gehört, nicht sonderlich groß war. Doch wollen wir noch einige Belege hiezu folgen lassen. Wir wollen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

unsere Leser in ein Krankenzimmer führen und zwar in das eines Gelehrten, eines Mannes, der auf Bildung und Geschmack Anspruch machte und auch dafür allgemein galt, in das Krankenzimmer des Eukrates, eines Philosophen, der an der Gicht litt und nun auf dem Wege der Wiedergenesung war. Dieser Weltweise hatte so eben einen Besuch von einigen seiner Freunde und Fachgenossen und von seinem Arzte, als Luzian (der Schriftsteller, welcher uns dies erzählt) durch einen Zufall auch in die Gesellschaft kam. Das Gespräch war so eben von der Krankheit des Eukrates. Die Herren waren noch im Begriffe, ihre Meinung über die Krankheit des Eukrates zu sagen, und jeder irgend ein Mittel dagegen in Vorschlag zu bringen. Wenn der Patient, fuhr Kliodemus in seiner durch meine Ankunft unterbrochenen Rede fort, also einen Zahn von einer vorschriftsmäßig getödteten Spitzmaus von der Erde aufhebt, in ein Stück von einer frisch abgezogenen Löwenhaut wickelt, und auf die Füße legt, so hört der Schmerz augenblicklich auf. — Um Vergebung, nicht in eine Löwenhaut, fiel Dynomachus ein, wie ich gehört habe, muß es die Haut einer Hirschkuh sein, die noch nicht getragen hat, und das ist auch wahrscheinlicher, denn die Hirschkuh ist ein sehr behendes Thier und hat also ihre größte Stärke in den Füßen. Indessen besitzt der Löwe allerdings große Kräfte, und seine rechte Tatze und die geraden Haare in seinem Barte haben gar viele gute Eigenschaften, wenn man jedes mit dem dazu gehörigen Gebete zu gebrauchen weiß; nur bei Krankheiten an den Füßen kann man sich wenig von ihm versprechen. — Ich war ehe-

mals auch der Meinung, versetzte Kleodemus, daß es eine Hirschhaut sein müsse, weil der Hirsch ein so schnellfüßiges Thier ist; aber vor kurzem hat mich ein Afrikaner, der sich auf diese Dinge versteht, eines andern belehrt, indem er mich versicherte, daß die Löwen noch behender als die Hirsche wären; denn, sagt er, der Löwe jagt und fängt den Hirsch, nicht der Hirsch den Löwen. Die sämmtlichen Anwesenden stimmten überein, daß der Afrikaner wohl gesprochen habe."

So allerliebst dieses Gespräch auch ist und ein Spottgelächter wohl verdient, so wird dennoch keiner leugnen, wer öfter Krankenbesuche abgestattet hat, daß er auch heute noch ähnliche Gespräche vernehmen kann. Da kommt bald dieser, bald jener, quält den armen Kranken mit der Ehre seines Besuches, ängstigt ihn mit einer zweideutigen Miene und empfiehlt ihm für seinen mißlichen Zustand ein außerordentliches Mittel oder einen Wundermann, der ihm durch seine Geheimmittel, Anhängsel, Zauberformeln, Streichen und Besprechen gewiß von der Krankheit helfen wird; und wage es nur Jemand, ein Mißtrauen in die Wirkung der angepriesenen Wundermittel zu setzen oder gegen den vorgeschlagenen Zauberdoktor Zweifel zu äußern, so wird er sich gewiß mit den nämlichen Gründen widerlegen lassen müssen, wie es in dem obigen Gespräche geschehen ist. Läßt er sich weiter mit diesen Leuten ein, so bleibt endlich kein ander Auskunftsmittel, als das Gespräch abzubrechen und nach Hause zu gehen, wie Luzian gethan hat. — Noch eine andere Bemerkung drängt sich aus der angeführten Geschichte auf, daß man nämlich, wenn man krank

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

wurde, nach dem Arzte schickte und seinen Rath einholte, sich Vorschriften geben und Arzeneien verordnen ließ, aber wie es scheint nichts weniger als in der Absicht, nur auf seinen Rath zu achten und seine Vorschriften zu befolgen, sondern man nahm, was man auch, ohne erst den Arzt zu bemühen, hätte thun können, zu abergläubischen, übernatürlichen Mitteln seine Zuflucht, wenigstens nebenbei. Eben der genannte Eukrates zog bei seiner Gicht den Arzt Antigonus zu Rathe, und doch wahrscheinlich bloß deßhalb, um sich von ihm kuriren zu lassen. Die Vorschriften, die ihm dieser ertheilte, waren auch ganz gut und mußten, wenn sie anders befolgt wurden, viel zur Heilung beitragen. Aber diese Vorschriften waren viel zu natürlich, als daß man sich Hülfe hätte von ihnen versprechen können, und man brachte deßwegen den Zahn einer Spitzmaus in Vorschlag, und der arme Arzt erfuhr die Kränkung, daß man, ohne seine Heilmittel zu berücksichtigen, dieses Mittel als ein untrügliches herausstrich. Auch noch in unserer Zeit kann man ähnliche Vorgänge mit ansehen, daß nämlich neben den Mitteln, welche der Arzt verordnet hat, auch noch andere einfältige und abergläubische Dinge gebraucht werden, und wenn nun ein guter Erfolg eintritt, so haben ihn die letztern herbeigeführt, hat aber ein schlimmer Ausgang stattgefunden, so sind die ärztlichen Mittel daran Schuld. Es läßt sich schwer begreifen, wie der menschliche Verstand so auffallende Widersprüche begehen kann, daß man bei körperlichen Leiden von übernatürlichen Mitteln durch ein Wunder Hülfe erwartet, und dabei aus gleicher Absicht natürliche

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Mittel anwendet, und auf beide, die man zu gleicher Zeit gebraucht, das nämliche Vertrauen setzt oder zu setzen scheint. Man sollte glauben, jeder Mensch müßte diese unsinnigen Widersprüche einsehen. Und das würde wohl auch der Fall sein, wenn nur etwas darüber nachgedacht würde. Allein die meisten Menschen sind viel zu träge, als daß sie von ihrem göttlichen Theile, von der Vernunft, eignen Gebrauch machen wollten.

Wundermänner, Zauberer, Beschwörer und dergl. polizeiwidrige Personen spielten damals eine wichtige Rolle an dem Krankenbette. Wie viele Charlatans und Betrüger machten sich damals groß und berühmt. Der Wunderthäter Apollonius von Tyana erlangte nach seinem Tode einen weit ausgebreitetern Ruf, als er bei Lebzeiten hatte. Man hielt ihn für einen Gott, erbaute ihm Tempel und erwies ihm göttliche Verehrung. Sein Geburtsjahr ist ungewiß, sein Tod erfolgte unter dem römischen Kaiser Nerva 96 n. Chr. Geb. Er unternahm große Reisen und machte sich allenthalben, wo er hinkam, durch seine Wunder berühmt. Daß er auch Krankheiten auf eine übernatürliche Weise heilen konnte, versteht sich wohl von selbst, denn wo war noch je ein Wunderthäter, der nicht auch Kranke gesund gemacht hätte. Und sein Ruf mag in dieser Hinsicht nicht unbedeutend gewesen sein, denn, um nur ein Beispiel anzuführen, als eine Pest zu Ephesus wüthete, wurde er dahin berufen, um sie zu dämpfen. Er kam, vertrieb den Urheber der Pest, den bösen Geist, aus der Stadt und befreite sie dadurch von dem Unglücke, davon sie heimgesucht war. (Wenn man's glauben will!)

Alexander von Abonoteichos, ein anderer Wundermann, war einer der nichtswürdigsten und abgefeimtesten Betrüger, die es je gegeben hat. Er besaß eine einnehmende, Ehrfurcht erregende Gestalt, verbunden mit glücklichen Geistesanlagen, welche er zu den verabscheuenswerthesten Zwecken ausbildete. Er schlug seine Bude in seiner Vaterstadt auf, gab sich für den Propheten des Aeskulap aus und hatte den Gott selbst in Gestalt einer zahmen Schlange bei sich, die er aus Pella mitgebracht hatte, wo es solche zahme Schlangen gab. Dieser Gott ertheilte durch seinen Propheten Aussprüche (Orakel), und da er sich für jeden Orakelspruch nur zwei Drachmen und zwei Obolen bezahlen ließ, und doch davon ein jährliches Einkommen von 80 bis 90,000 Drachmen bezog, so läßt sich hieraus schließen, welche Menge von Menschen nach Abonoteichos geströmt sein müsse, um sich betrügen zu lassen. Sein Ansehn bei dem Volk und selbst bei den vornehmsten Personen am Hofe war so groß, daß es gefährlich war, über diesen Betrüger sich öffentlich zu äußern. Dem Luzian, der zu seiner Zeit lebte und dies wagte, hätte es fast das Leben gekostet. Dieser, der es schon mehrmals versucht hatte, ihm die Larve abzureißen, begab sich nach Abonoteichos, um den Alexander persönlich kennen zu lernen und ihn an dem Orte, wo er seinen Unfug trieb, in seinem Nichts darzustellen. Er mußte aber bald sein Vorhaben aufgeben, wollte er sich nicht den Mißhandlungen des Volkes aussetzen. Alexander, der Unrath merkte, lud den Luzian zu sich, empfing ihn sehr wohlwollend und täuschte ihn durch seine Heuchelei selbst

dergestalt, daß er nichts Arges vermuthete. Als Luzian wieder abreiste, besorgte ihm Alexander selbst ein Schiff, welches Luzian ohne allen Argwohn bestieg, und erst mitten auf der Fahrt merkte er, daß der Steuermann und die Matrosen den Befehl hatten, ihn ins Wasser zu werfen. Nur die edle Denkweise des ergrauten Steuermanns verhinderte diesen Anschlag und rettete dem Luzian das Leben. Als er deßwegen den Alexander vor Gericht anklagen wollte, rieth ihm der Statthalter von Bithynien und Pontus auf das Dringendste, es zu unterlassen, denn selbst wenn Alexander schuldig befunden werde, könne er ihn doch aus Rücksichten nicht bestrafen. Dieser Alexander war als Knabe in die Gewalt eines Menschen gerathen, der sich mit Zauberkünsten, Geisterbeschwörungen, Schätzeheben und dergleichen Hirngespinnsten abgab, öffentlich aber den Arzt machte. Von diesem erhielt er seine Bildung und betrug sich seines Lehrers würdig.

Ueberhaupt standen Leute dieser Art in nicht geringem Ansehn. Der Name Zauberer, Babylonier, Chaldäer u. s. w. waren eine hinreichende Empfehlung für den, der ihn führte, um sich allgemeines Zutrauen zu erwerben, und es gab solche Betrüger genug, die unter diesem Schilde die Kunst gefunden hatten, faullenzen und doch nicht verhungern zu brauchen. Diese Leute, die Alles konnten, was kein Vernünftiger glaubte, was aber der hohe und niedere Pöbel noch in keinem Zeitalter zu bezweifeln wagte, gaben sich auch mit Heilung der Krankheiten ab. Freilich behandelten sie ihre Kranken nicht nach den Regeln der Kunst, denn da würden sie bei

der Menge nichts vor dem Arzte vorausgehabt haben, sondern mit Beschwören, Besprechen, Bannen des Uebels, mit unverständlichen Worten, Auflegen der Hände, Behauchen, Streichen und dergleichen unsinnigen Handthierungen, die wir natürlich hier nicht alle aufzählen wollen, aber gewiß Jedem von uns bekannt sind, da sie leider heutzutage eben noch so wie in jener finstern Zeit zur Anwendung kommen. Doch einige erbauliche Geschichtchen können wir nicht umhin hier einzuschalten.

Ein Knecht Namens Midas wurde beim Arbeiten im Weinberge von einer Schlange ins Bein gebissen, worauf dies anschwoll, braun und blau ward und der Gebissene dem Tode nahe kam. Man holte sofort einen Babylonier. Dieser zog durch eine Beschwörung das Gift sogleich aus dem Körper und vollendete die Kur dadurch, daß er ein Stück Leichenstein von dem Grabe einer Jungfrau auf das Bein band. — Alexander, der oben erwähnte Wunderdoktor, gab Jemandem, der über Magenschmerzen klagte, den Rath, Schweinsfüße mit Gänsepappeln zu kochen, und davon einzunehmen. — Als unter der Regierung der Kaiser M. Aurelius und Luzius Verus im J. 167 eine Pest über alle Provinzen des römischen Reiches ausbrach, welche die fürchterlichsten Verheerungen anrichtete, schickte dieser Alexander in alle betroffene Provinzen folgenden Spruch: „Phöbus, der unbeschorne, verjagt den Nebel der Seuche." Derselbe wurde über alle Hausthüren geschrieben und die Leute hatten die feste Zuversicht, daß ein solches Haus von der Pest verschont bleiben würde, und versäumten deßhalb die nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Trotz dem nun in

solchen Häusern gerade die meisten starben, so erschütterte dies dennoch nicht den blinden Glauben an die Heil- und Schutzkraft jenes Spruches. — Um einer Pest, welche zur Zeit des Kaisers Hadrian in Rom hauste, Einhalt zu thun, wurden auf höhern Befehl drei Wunderärzte: Apollonius, Apuläus und Julian nach jener Hauptstadt berufen. Die beiden erstern versprachen die Pest in 10 bis 15 Tagen zu dämpfen, der letztere that es in ein Paar Minuten — d. h. in der Einbildung!

Eine gewisse Art von Wahnsinn war damals allenthalben verbreitet, die Sucht nämlich, die Krankheit dadurch zu heilen, daß man den bösen Geist, von welchem man die Kranken besessen glaubte, durch Beschwörungen auszutreiben suchte. Unter den Juden und Christen scheint diese Verstandesverirrung vorzüglich geherrscht zu haben, jedoch war sie auch unter den heidnischen Völkern gewöhnlich und wurde auf die nämliche Weise betrieben. Luzian erwähnt eines solchen Geisterbanners, eines Syrers, welcher einen großen Ruf hatte. — Man bannte die Fieber, den Biß toller Thiere, böse Geschwülste u. dergl. Man legte gewissen Worten und thörichten Redensarten Wunderkräfte bei und trieb damit allen möglichen Aberglauben. So hatte man zum Beispiel in Ephesus auf einer Bildsäule der Artemis die Worte gefunden: Aski, Kataski, Aix, Tetrax, Damnameneus, Aison; und in Miles die Worte: Bedi, Zaps, Chton, Plektron, Schnix, Karzbi, Chyptis, Phlegmos, Droys. Jedes dieser Worte sollte gegen eine gewisse Krankheit helfen, wenn man es aussprach.

Auch an Gnadenbildern fehlte es nicht in jenen Zeiten, welche die Wundergabe besaßen, Krankheiten zu heilen, zu welchen man wallfahrtete und ihnen Geschenke zum Danke für die geleisteten Dienste zurückließ. Die Bildsäule des Pelichus in dem Hause des oben angeführten Eukrates, die des Riesen Polydamas zu Olympia hatten die Gabe, Allen, die Vertrauen dazu hatten, vom Fieber zu helfen. Sehr berühmt war auch der Tempel der Göttin Astrate oder Rhea zu Hieropolis, zu welchem man aus Phönizien, Kapadozien, Assyrien, Babylonien und andern Gegenden in großer Menge wallfahrtete. Es gab hier wunderthätige Bilder, welche schwitzten, mit dem Kopfe nickten und Orakelsprüche aussprachen. In diesem Tempel, glaubte man, offenbarten sich die Götter viel deutlicher als anderswo, und geradezu. Die Pilger brachten die kostbarsten Geschenke mit, welche sie der Gottheit heiligten. Die Pracht und die Reichthümer, welche der Aberglaube in diesem Tempel aufgehäuft hatte, waren außerordentlich.

Aber auch bei den Christen fand der Aberglaube in medizinischen Dingen Eingang und sie wurden sogar von einigen ihrer Lehrer darin bestärkt. Die Lehre von den bösen Geistern und überhaupt die Schwärmereien der neuplatonischen Sekte, der wir weiter oben (S. 87.) gedachten, fanden bei den Lehrern unter den Christen großen Beifall. Nach dieser Lehre schrieben sie auch die Krankheiten der Einwirkung böser Geister zu. Augustin behauptete, daß alle Krankheiten, welche die Christen befallen, von bösen Geistern verursacht und daß die neu-

getauften Christen und die unschuldigen Kinder am meisten von ihnen heimgesucht und geplagt würden.

Der Lehrsatz der neuplatonischen Sekte, daß das höchste Glück in der Vereinigung mit der Gottheit bestände und daß man nach derselben streben müsse, wurde auch von den Christen angenommen. Jeder, der diese Höhe der Erkenntniß erreicht hatte, konnte über die niedern Geister befehlen und war im Besitze der Wundergabe. Da jede Krankheit von einem bösen Geiste erzeugt wurde, so gab es für einen solchen Eingeweihten nichts leichteres als dieselbe zu heilen. Er durfte ja nur dem bösen Geiste im Namen Jesu gebieten zu weichen, sogleich wich er und der Kranke war gesund. Die Mittel, welcher sich jene christlichen Wunderthäter bedienten, waren Amulete, Zauberformeln, Austreibungen, Auflegen der Hände, das Zeichen des Kreuzes, das Salben mit dem heiligen Oele und dergl. m. Wollten alle diese Geschichten nicht helfen, so mußte ein anhaltendes Fasten und Beten endlich doch noch zum Ziele führen, denn dadurch wähnten sie, müßte selbst die Gottheit nach ihrem Willen zu lenken sein. Die Einsiedler, Mönche und alle jene Schwärmer, welche es sich zum größten Verdienste anrechneten, wenn sie ihrer Bestimmung entsagten, sich der Gesellschaft entzogen und den Thieren des Waldes ähnlich wurden, welche unter Fasten und Beten Frömmigkeit verstanden und dafür von ihren Mitmenschen Heilige genannt wurden, besaßen angeblich diese Wundergaben, konnten den bösen Geistern und der Natur gebieten, und selbst die Gottheit zwingen.

Siebentes Kapitel.

Zustand der Heilkunst und Heilschwärmerei von der Theilung des römischen Weltreiches bis zu den Kreuzzügen. Die Araber.

Wir bekommen nun einen Zeitraum zu schildern, der 701 Jahre (von 395 bis 1096) in sich begreift und voll von großen Ereignissen ist. Die Völker, welche bisher die erste Rolle in der Welt spielten, treten ab und neue ersetzen ihre Stelle. Völker, welche der stolze Römer mit dem Namen Barbaren belegte, theilen sich in die Alleinherrschaft, die diese Herren der Länder bisher ausgeübt hatten. Neue Staaten entstanden; es änderten sich die Sitten, die Gebräuche und die Lebensweise ganz und gar. Neue Religionen kommen zum Vorschein und verdrängen den bisherigen Gottesdienst, der nun eine ganz andere Gestalt annimmt. Ein neues Menschengeschlecht scheint aufgetreten, und das alte von der Erde vertilgt zu sein. Wer darauf ausgeht in diesem Zeit-

raume Wahrheit, Aufklärung und Vervollkommnung unter den Menschen zu suchen, der findet eine öde, dürre Wüstenei, und keine Stelle, wo sein wißbegieriger Geist mit Zufriedenheit und Wohlbehagen lange verweilen kann.

Der römische Staat war zwar bis jetzt noch immer der erste Staat der Welt, aber zerrüttet von innen und erschüttert von außen, drohte er mit jedem Augenblicke einzustürzen. Und dazu gab es viele Veranlassungen. Vor Allem gehört hierher die Theilung des schon ohnehin schwachen Reiches, welche Theodosius vornahm, und die schlechte Verfassung des römischen Reiches. Die Verwalter der entferntern Provinzen übten rohe Gewalt und die Einwohner wurden es müde, unter einer Herrschaft zu leben, die sie nur aussaugen und drücken, nicht aber gegen äußere Feinde zu schützen vermochte. Hiezu kam nun noch das allgemeine Vordringen der nordöstlichen Völker in die angenehmern mittäglichen und westlichen Länder, woburch entfernte Nationen in Heereshaufen das römische Gebiet überschwemmten, es in Besitz nahmen und sich daselbst niederließen. Die durch Ueppigkeit, Weichheit und Wollüste entnervten und ausgearteten Römer vermochten es nicht, diesen tapfern und robusten Völkerschaften langen Widerstand zu leisten; den entfernten Provinzen konnte es wenig daran liegen, sich für die Gewaltherrschaft der Römer aufzuopfern, und so bemächtigten sich endlich die Ostgothen und nach ihnen die Longobarden Italiens und machten der Herrschaft der Römer ein Ende. Das östliche Reich, dessen Hauptstadt Constantinopel war, dauerte zwar noch mehrere Jahrhunderte fort, nahm aber zusehends ab an Macht und

Einfluß auf die übrigen Staaten der bekannten Welt, und verlor von seinen Besitzungen eine nach der andern. Dies war das traurige Schicksal eines Volkes, das mit rohem Stolze auf die ganze Erde herabsah und vor dessen Namen schon die Völker zitterten. Es traf das Schicksal der Wiedervergeltung. Die neuen Ankömmlinge auf römischem Grund und Boden waren lauter wilde, kriegerische, vom Wanderleben der Hirten noch sehr wenig entfernte Völker, welche überall, wohin sie kamen, Zerstörung und Verderben brachten. Raub, Plünderung, Mord und Verheerung bezeichnete jeden Schritt, den sie thaten. Die vormals so fruchtbaren Thäler und Ebenen blieben brache; die Städte, einst so volkreich und blühend, wurden Schutthaufen. Die Bewohner, die dem Schwerdte entgangen waren, irrten, mit Elend und Mangel kämpfend, umher und suchten in entlegenen Ländern eine Zufluchtsstätte, um ihr kümmerliches Dasein vor diesen Barbaren zu sichern.

Müde endlich des ewigen Krieges, durch Noth und andere Umstände gezwungen, fingen sie allmählig an, beständig zu werden, und sich zum Feldbau und zu andern Erwerbsmitteln, die nur der Friede beschützen kann, sich zu bequemen. Sie bauten das Feld, das durch sie verwüstet worden, wieder an, dachten zur Sicherung ihres Eigenthumes wieder an Gesetze und bildeten nachgerade eine Staatsverfassung, welche die Grundlage der jetzigen geworden ist. Wir können hier natürlich nicht in das Einzelne eingehen, wie dies Alles nach und nach geschah, doch einen kurzen Blick müssen wir auf die Sitten und Gebräuche, auf das Denken und Thun dieser Völker=

schaften des Mittelalters werfen. Hoffentlich wird er lehrreich sein.

Wildheit, Zügellosigkeit, Unwissenheit und Aberglauben sind die Hauptzüge in dem Charakter dieser Völker des Mittelalters. Der milde Himmel Italiens, statt die Rohheit dieser eingewanderten Horden zu mäßigen, entnervte und entmannte sie, und sie lernten von ihren Besiegten, die freilich damals auch nicht viel mehr hatten, nichts als ihre Laster. Dieses war der einzige Beisatz, der sich mit ihrem Wesen verband, und so beschaffen, erbte er sich fast auf alle Geschlechter das ganze Mittelalter hindurch fort. Wem schaudert nicht vor den Grausamkeiten, Unterdrückungen und Räubereien, welche die Mächtigen gegen die minder Mächtigen verübten? Wer bebt nicht zurück vor der Zügellosigkeit, den Ausschweifungen aller Art und dem Sittenverderbniß, womit jene Jahrhunderte belastet sind; und man ist ungewiß, wen man mehr verachten soll, ob die Unterdrücker oder die Unterdrückten.

Wie ausgeartet in dieser Zeit die Sitten der Römer und überhaupt der Völker waren, welche man zu den gebildeten rechnete und größtentheils unter römischer Botmäßigkeit lebten, ist schon erwähnt worden. Auf dieser Stufe blieben sie aber nicht stehen, sondern sie sanken noch tiefer herab. In Weichlichkeit und Müssiggang versenkt, war ihnen jede Anstrengung des Körpers verhaßt und jede Anregung des Geistes fremd, und sie ließen sich Alles gefallen, wenn sie nur ihrer zügellosen Lust und Gier fröhnen konnten. Alle Gesetze des Anstandes waren vernichtet und von der bei den Römern

so gepriesenen feinen Artigkeit im Umgange war keine Spur mehr zu finden. Sie trieben bloß noch Ueppigkeit, Völlerei und Wollust. Mit Leidenschaft hingen sie an dem Vergnügen des Theaters, weil dort durch die ausgelassensten und unzüchtigsten Geberden, Reden und Handlungen, und durch die üppigsten Tänze ihre Sinne gekitzelt wurden. Auf diese Weise, unter den größten Ausschweifungen und Lastern, taumelten die Römer mit beispiellosem Leichtsinne ihrem Untergange entgegen.

Die ausländischen Horden, ihre Besieger, beschämten die auf ihre Bildung stolzen Römer durch ihre einfachen Sitten. Sie übten Redlichkeit und Treue; Mäßigkeit, Keuschheit, Tapferkeit standen bei ihnen in hoher Achtung. Doch nicht lange waren sie mit den Römern umgegangen, so wurden auch sie von jener geistigen Verdorbenheit angesteckt, die sich unter alle europäische Völker verbreitete und die größte Zeit des Mittelalters hindurch fortdauerte. Die Vorsteher der Staaten und die vornehmsten Geistlichen wälzten sich ungescheut in den thierischen Lüsten, verübten auf eine hinterlistige und gewaltthätige Weise Mord und Raub, und suchten im Schwelgen und Wohlleben ihre Ehre. Sollte ihr Beispiel von ihren Untergebenen unnachgeahmt geblieben sein? Selbst das weibliche Geschlecht entartete bis zur Tigernatur. Alles Gefühl für Anstand und Scham war erloschen. Beide Geschlechter kleideten sich auf die frechste Weise, und verbargen selbst die Theile des Körpers mit Absicht nicht, die man in gesitteter Gesellschaft nicht einmal ohne Schamröthe nennt. Selbst jene Orte, welche man mit dem prahlerischen Namen, Gott geweihte Freistätte der

Frömmigkeit, Tugend und Unschuld belegte, waren nichts anderes als Wohnsitze der Unzucht und des Lasters. Die meisten Nonnenklöster konnte man damals für öffentliche Häuser halten. Und dieses Unwesen hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß alle Anstalten fruchtlos blieben, welche bessere Fürsten, wie z. B. Karl der Große und mehrere edle Bischöfe trafen, um es auszurotten.

Auch die Begriffe der Religion trübten sich und wurden verändert. Anstatt Liebe und Frieden zu predigen, verwickelten sich die Lehrer der Religion in nutzlose Zänkereien und Streitigkeiten, machten Parteien, verfolgten die, so nicht ihrer Meinung waren und schalten sie Ketzer, führten einen Geisteszwang ein, der alles Selbstdenken lähmte, und verscheuchten so den Geist der Duldung und der Liebe, der die Religion beseelen soll. Man führte die Anbetung der Heiligen, ihrer Bilder und die Verehrung der Reliquien ein. Man feierte der Gottheit zu Ehren die aberwitzigsten und sittenlosesten Feste, wie z. B. das Narrenfest und das Eselsfest. Man setzte das Wesen des Gottesdienstes in gewisse Zeremonien, in Fasten, Kasteien des Leibes und in ein Geplärre von leeren Worten, das man Beten nannte. Man suchte durch Geschenke an Kirchen und Klöster die Gnade Gottes zu erlangen, und glaubte damit Alles gethan zu haben, was man zu thun schuldig war. Der Hang zur Schwärmerei und einem träumerischen einsamen Leben legte den ersten Grund zur Stiftung der Klöster, welche durch die fromme Einfall bereichert, nachgehends die Herberge des Aberglaubens, des Müssigganges, der Schwelgerei und aller

Laster wurden. Durch die Schenkungen, welche von Fürsten und andern Personen an die Kirche gemacht wurden, gelangte die Geistlichkeit zur größten Gewalt und Macht, und übte nun eine gar arge Geistesherrschaft aus. Sie unterhielten die Unwissenheit, beförderten den Aberglauben, und Fluch und Bann hatte der zu erwarten, der an ihrer Unfehlbarkeit nur im Mindesten zu zweifeln wagte. Nach Willkühr verschenkten sie den Himmel oder verdammten zur Hölle, und das arme Volk glaubte gutmüthig ihren Verheißungen und Drohungen.

Die Wissenschaften und Künste, welche den Verstand erhellen und Herz und Sitten veredeln und verbessern, fanden im Mittelalter wenig Pflege. In Rom, wo sie ehedem so viele Freunde gefunden hatten, und selbst in ihrer griechischen Heimath, wurden sie auf das unverantwortlichste vernachlässigt. Sie fielen nach und nach in die Hände der Geistlichen, die sich mit geringen Ausnahmen nicht sonderlich darum bekümmerten. Der ganze Umfang der Wissenschaft bestand in den sieben sogenannten freien Künsten, welche beständig nach einem Leisten zugeschnitten wurden. Man legte einige beschworne Schriften zu Grunde, welche man mit den Schülern durchlas und von denen öfters die schlechteste auch die beliebteste war. Die Klosterschulen waren die einzigen, welche man hatte, und in diesen wurden bloß junge Geistliche erzogen und gebildet. Die übrigen Volksklassen, von den Fürstensöhnen bis zu den geringsten, mußten allen Unterricht entbehren, und es war damals weder ungewöhnlich noch schimpflich, wenn Könige und Fürsten weder lesen noch schreiben konnten.

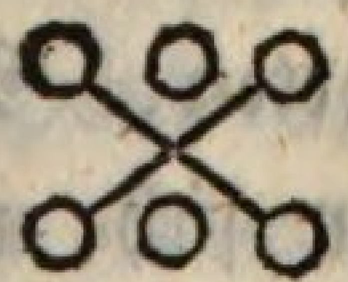
Die Heilkunst war, wie sich denken läßt, in keinem bessern Zustande als die übrigen Wissenschaften. Griechenland kommt in der Zeit, welche wir hier besprechen, noch immer als der Hauptsitz der geistigen Bildung vor und darum wollen wir von ihm zuerst reden.

Unter den griechischen Aerzten wurde die Heilkunst noch eine Zeitlang als Wissenschaft, wie wohl schlecht genug, betrieben. Der Götze der Aerzte war und blieb Galen, dem sie, wie bisher, nachbeteten, und mißverstanden. Das Neue, was sie erfanden, waren höchstens Spitzfindigkeiten, die zu nichts nützten, und abergläubische Kurverfahren und Heilmittel. Die verschiedenen Sekten verloren sich nach einander, und wenn sich auch noch Aerzte zu einer derselben bekannten, so hatten sie ihre Lehrsätze nicht rein, sondern mit den andern Sekten vermischt. Ihr vorzüglichstes Wissen bestand in Namen von Krankheiten und in einem Schwall von Formeln dagegen, und ihre Kunst war, diese Formeln wiederholt zu verordnen, die Kranken mochten dabei genesen oder sterben. Dagegen fiel es ihnen nicht ein, die Natur zu beobachten, auf deren Stimme zu horchen, daraus Nutzen zu ziehen und an der Hand der Erfahrungen Leiden und Gebrechen zu bekämpfen.

Nur drei Aerzte sind es in dieser Zeit, die als die bessern unter den Griechen genannt zu werden verdienen, obschon sie von den eben mitgetheilten Beschuldigungen nicht ganz freizusprechen sind.

Aetius, (ohngefähr um das Jahr 502 geboren), Leibarzt am Hofe zu Constantinopel, hat zwar manches Gute geleistet, aber auch er schrieb den Galen und mehrere

seiner Vorgänger wörtlich ab, ist kurz und unvollständig in der Beschreibung der Krankheiten; dafür aber um so geschwätziger und weitläufiger im Aufzählen der Heilmittel, die er für jede Krankheit in Bereitschaft hat, und empfiehlt zuweilen sympathetische und abergläubische Heilverfahren und Arzneien. Z. B. in der Kolik läßt er Amulete aus Wolfskoth umhängen. Wenn Jemand etwas verschluckt hat, das im Halse stecken geblieben ist, so soll sich der Arzt gegen den Kranken wenden, ihm befehlen aufmerksam zu sein und folgende Formel hersagen: „Du Knochen, wenn du anders ein Knochen, oder was du sonst bist, komme heraus, so wie Jesus Christus den Lazarus aus der Gruft führte und wie Jonas aus dem Wallfische gespieen wurde!" Dann fasse man den Hals des Kranken und sage: „Blasius, der Märtyrer und Knecht Christi, befiehlt dir, steige entweder hinauf oder hinab!" Bei Bereitung einer gewissen Salbe soll man öfters diese Worte flüstern: „Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs verleihe diesem Mittel Kräfte." u. s. w. — Bald nach ihm (544) lebte Alexander von Tralles, ein Bruder von vier ausgezeichneten Geschwistern, unter welchen Anthemios, der berühmte Erbauer der Sophienkirche (jetzt Moschee), in Constantinopel war. Alexander, der viele Reisen gemacht, lebte bis in sein hohes Alter in Rom und erst als hochbejahrter Greis schrieb er seine Erfahrungen nieder. Er ist unstreitig der beste Arzt unter den spätern griechischen Aerzten, der nicht so blind dem Galen nachbetete, so sehr er ihn auch schätzte, sondern selbst über seine Kunst nachdachte. Er ermahnte seine Amtsgenossen, am Kranken-

bette selbstständig zu handeln, die Ursache der Krankheit aufzusuchen und danach das Heilverfahren einzurichten. Er lieferte genauere und nicht so oberflächliche Beschreibungen der Krankheiten, als es zu seiner Zeit Sitte war, war selbst Beobachter und wendete zuerst einige wichtige Mittel an, welche sich noch bis auf uns erhalten haben, wie z. B. den Rhabarber und den innern Gebrauch des Eisens. Aber auch er war den Vorurtheilen seiner Zeit unterworfen. Mit Erstaunen stößt man beim Lesen seiner Schriften auf Vorschläge und Mittel, welche ausgesucht abergläubisch und thöricht sind. In der fallenden Sucht bediente er sich des Typhi, eines geheimen Zaubermittels, das er dem Kranken bei abnehmendem Monde nehmen ließ. Für Blutflüsse empfiehlt er den Blutstein. Auch Amulete gebraucht er häufig. Gegen Steinschmerzen z. B. rühmt er als das wirksamste Mittel einen auf folgende Weise verfertigten Ring: Man nehme ein Plättchen Kupfer, wie es aus dem Bergwerk kommt, ehe es noch am Feuer geschmolzen worden, gravire darin einen Löwen, halben Mond, Stern, und am Rande herum den Namen des Thiers, fasse es in einen goldenen Ring und stecke ihn an den Ringfinger. Zwei andere solcher Ringe empfiehlt er gegen Kolikschmerzen, einen goldenen, mit einem Stein gefaßt, in welchem Herkules in aufrechter Stellung, wie er den Löwen erdrückt, eingegraben sein muß, oder einen eisernen mit einer griechischen Inschrift und dieser Figur.  Um sich vor dem Podagra, der Fußgicht, zu sichern, soll man auf eine Goldplatte bei abnehmendem Monde folgende Worte

schreiben: Meu, treu, mor, phor, theux, za, zon, phe, lu, chri, ge, ze, on, und auf die Knöchel binden, oder ein anderes Anhängsel mit folgenden Worten beschreiben: Jaz, azyph, Zyon, threux, bain, chook. Gegen die Gicht rühmt er auch das Bilsenkraut, das er das heilige nennt. Dasselbe muß, wenn der Mond in dem Zeichen des Wassermanns oder der Fische steht, vor Sonnenuntergang ausgegraben werden, ohne die Wurzel zu berühren. Beim Ausgraben, welches mit dem Daumen und Ringfinger der linken Hand geschehen muß, spreche man die Worte: Ich sage Dir, Du heiliges Kraut, morgen rufe ich Dich in das Haus Pholia, daß Du stillen mögest den Fluß der Hände oder Füße des Mannes N. oder des Weibes N. Ich beschwöre Dich daher bei dem großen Namen Jaoth, Zebaoth, dem Gott, der die Erde befestigt, und dem Meere, welches voll ist von Flüssen, die sich darin ergießen, seinen bestimmten Ort angewiesen hat, der Loths Weib ausgedorrt und in eine Salzsäule verwandelt, daß Du annimmst den Geist und die Kräfte Deiner Mutter, der Erde, und vertrocknest den Fluß der Hände oder Füße des Mannes N. oder des Weibes N.! Am folgenden Tage früh vor Sonnenaufgang nehme man einen Thierknochen, grabe die Wurzel vollends damit aus, ergreife sie und spreche: Ich beschwöre Dich bei dem heiligen Namen Jaoth, Zebaoth, Adonai, Eloim! sodann werfe man eine Handvoll Salz auf die Wurzel mit den Worten: Wie dieses Salz nicht vermehrt wird, so vermehren sich nicht die Schmerzen des Mannes N. oder des Weibes N. Den untersten Theil der Wurzel binde man dem Kranken um, hüte sich aber, daß er

nicht naß werde. — Alexander scheint selbst gefühlt zu haben, daß solcher Unsinn einer Entschuldigung bedürfe und sagt deßhalb wohl: „es ist Pflicht Alles aufzubieten, um dem armen Leidenden beizustehen und seine Krankheit zu bezwingen."

Wir haben hier auch von einer Pest zu berichten, die an Schrecklichkeit und Dauer ihres Gleichen nicht gehabt zu haben scheint. Nach dem einstimmigen Berichte der Geschichtschreiber gingen ihr große Ereignisse voran; oft wiederkehrende Erdbeben, Feuerspeien vulkanischer Berge und Ueberschwemmungen richteten fürchterliche Verwüstungen an; strenge Winter, tollgewordene Wölfe, Heuschrecken-Schwärme, Hungersnoth, Kometen und andere niegesehene Luft- und Himmelserscheinungen erfüllten die Gemüther mit Schrecken und Angst. Da drang im Jahre 541 die Pest von Pelusium in Egypten, aus ihrer Heimath, nach Constantinopel, wo sie täglich zur Zeit, als sie am ärgsten wüthete, 5 bis 10,000 Menschen ohne Unterschied des Standes und Alters dahin raffte. Dann durchzog sie die andern Länder des griechischen Reiches, drang endlich nach Italien und Gallien (Frankreich) und ohne ganz zu verschwinden, im Ganzen 63 Jahre dauernd, suchte sie viele Orte stets im zweiten Jahre wieder heim. Keine ärztliche Kunst schlug an, nur die Natur half zuweilen auf unerwartete Weise. Als Vorzeichen der Krankheit erschienen, namentlich in Italien, blutige Flecken an Häusern, Thüren und Kleidern, die nach dem Abwaschen immer mehr noch sichtbar wurden und doch wohl nur von abergläubischer Furcht allein erblickt worden sind. Unter heftiger Furcht,

Niedergeschlagenheit, Gespensterangst und Verzweiflung brach die Krankheit aus, häufig mit schwarzen Flecken und blutigem Erbrechen, stets mit Drüsengeschwülsten unter den Achseln und in den Weichen, zwischen den Schenkelfalten, bald mit gelinderm Anschein, bald mit heftiger Raserei, bald auch mit Betäubung zum schnellen Tode führend. Es war dies das erste Erscheinen der seitdem unverändert gebliebenen Beulenpest. Etwas später drang aus dem östlichen Asien über Arabien eine andere dort längst einheimische Krankheit — die Pustelnpest oder die **Pocken** — nach Europa, wo sie seit dieser Zeit, oft als Volkskrankheit, die größten Verheerungen anrichtete, bis ihr die neuste Zeit mit dem Schutzmittel entgegentrat.

Diese fürchterlichen Krankheitsausbrüche im sechsten Jahrhunderte, welche fast ganz Europa entvölkerten, müssen als Folgen der tiefen Wehen und traurigen Zerrüttungen betrachtet werden, von denen die Menschheit durch die einstürzenden Reiche, durch die sich drängenden Völker, durch die blutigen Kriege, die erbitterten Glaubenskämpfe, die körperliche und geistige Beschaffenheit und durch die Ereignisse in der Natur heimgesucht wurde.

Der dritte Arzt, welchen wir nun noch zu nennen haben, lebte im siebenten Jahrhunderte und hieß Paulus von Aegina, der sich als Wundarzt und Geburtshelfer einen großen Ruf erwarb. Die übrigen griechischen Aerzte sind zu unbedeutend, als daß sie eine besondere Erwähnung verdienten. Und von nun an, etwa im dreizehnten Jahrhunderte, verliert sich Griechenland gänzlich aus der Geschichte der Künste und Wissenschaften.

und das Land, von dem aus sie sich über das ganze übrige Europa verbreiteten, wird noch lange Zeit brauchen, ehe es wieder den übrigen Bewohnern unseres Welttheils gleich kommt.

So traurig das Schicksal war, welches die Wissenschaften und Künste in den Abendländern traf, so schien ihnen ein günstigeres, und besonders der Heilkunst, in dem Morgenlande bereitet zu sein. **Die Araber,** dieses Volk der Wüste, welche auf ihrer Halbinsel im südlichen Asien ein stilles Wanderleben führten und selbst den aufgeklärtesten Völkern des Alterthumes wenig bekannt geworden waren, treten nun auf den Schauplatz der Weltbegebenheiten und fangen vom siebenten Jahrhunderte an, eines der merkwürdigsten Völker zu werden. Es sah sich auf einmal zu großen Thaten berufen durch das Losungswort: Es ist nur Ein Gott und Mahomed ist sein Prophet! Dieses Wort hatte mächtigen Anklang bei den Söhnen der Wüste gefunden, deren leicht erregbares Gemüth die feurigsten Empfindungen erweckte und zu dem Glauben an Einen Gott noch die Verehrung der Gestirne gesellte, mit welchen der klare Nachthimmel des Landes auf ihr Zeltlager herabsah. So gestimmt nahmen die Araber die Lehren der neuen, ihnen als göttliche Sendung verkündeten Religion auf, welche Mahomed aus dem Glauben an Einen Gott des Judenthums und mehrern falsch aufgefaßten Satzungen des Christenthums mit glühender Einbildungskraft zusammengestellt und den Volksgeist eingehaucht hatte, wodurch sie den Völkern des Ostens zu einer willkommnen und erfreulichen Botschaft wurde, die bald erschütternd auch nach Europa

drang. Auf ihren Siegeszügen erbeuteten die Araber nach und nach die griechischen Wissenschaften und Bildung und die spätern Anführer derselben (Kalifen) pflegten und schirmten sie in außerordentlicher Weise. Al Mansur gründete in Bagdad eine mit gelehrten Anstalten reich versehene hohe Schule. Al Mamun ließ die Schriften der Alten sammeln und stiftete gelehrte Vereine und Lehranstalten in vielen Städten. Die Sarazenen, ein Theil des Volks, hatte Spanien erobert und Hakem, ihr Fürst, gründete 980 die hohe Schule zu Cordova und so geschah es, daß Spanien im 12. Jahrhunderte über 250 arabische Schriftsteller und 70 öffentliche Büchersammlungen zählte, von denen die zu Cordova 250,000 Bände enthalten haben soll.

Das Hauptverdienst der Araber bestand eigentlich und hauptsächlich darin, daß sie die griechischen Meisterwerke in ihre Sprache übersetzten und blindlings nachbeteten. An eignes Forschen dachten sie wenig, denn dieses verhinderte die Gewaltherrschaft ihrer Religion. Was sie eignes hinzuthaten, sind Mißgeburten einer ausschweifenden Einbildungskraft. Aristoteles (Seite 51) war ihr Obermeister, dem sie vielerlei Schwärmereien hinzudichteten; in der Heilkunst war es Galen, den sie, so wie andere griechische Aerzte, übersetzten und nachbeteten, oder nachahmten und in ihrer Weise verunstalteten. Am meisten haben durch sie die Chemie und Arzneimittellehre gewonnen.

Wir wollen nun einige von den berühmtesten Aerzten der Araber hier kurz erwähnen und zwar zuerst Rhazes, der 922 oder 932 gestorben ist; er war ein

Perser, in Irak geboren und trieb Anfangs die Musik, die er später in Bagdad lehrte, woselbst er dann Vorsteher des berühmten Krankenhauses wurde. Er hinterließ ein Werk über die gesammte Heilkunst, so wie eine Schrift über Pocken und Masern. — Avicenna (gest. 1036), den die Araber Fürst der Aerzte nennen, ist der berühmteste seines Volkes und theilte Jahrhunderte lang mit Aristoteles und Galen die Herrschaft im Reiche der Wissenschaften. Auf den Wellen eines stürmisch bewegten Lebens ließ ihn sein rastloser Geist die Ruhe nicht finden, welche er vergebens auf allen Feldern der Wissenschaft und zunächst bei der Heilkunst suchte, in welcher er jedoch großen Ruhm erndete. In Bochara geboren und reich von der Natur begabt, erhielt er eine sorgfältige Erziehung und studirte dann in Bagdad. Bei diesem Studium mußten ihm hitzige Getränke den Schlaf der Nächte verscheuchen, und was dem Wachenden unverständlich blieb, enthüllte der Traum (wenns wahr ist!). Sehr jung zu ärztlichem Rufe gelangt, wurde er Leibarzt am Hofe zu Rai, hierauf in Hamdan Vezier, mehrmals in Folge politischer Umtriebe zur Haft gebracht und endlich durch die Flucht nach Ispahan befreit, wo er zu hohem Ansehen stieg, aber, die Beschwichtigung seines unruhigen Gemüths in Wein und Wollust suchend, schon im 58. Lebensjahre den Tod fand. Er hat ein ganz großes Werk über alle Krankheiten des Menschen geschrieben, das während des Mittelalters eine Art Bibel für die Aerzte abgab. Mit Avicenna stand die arabische Heilkunst auf dem Gipfel ihrer Blüthe, und wenn auch nun Abulcasis als ein

großer Wundarzt und Averrhoes als lichtvoller Geist und Streiter für Wahrheit und Freiheit genannt zu werden verdienen, so schwindet doch der Glanz des Volkes im Laufe des 13. Jahrhunderts. Da die Araber, wie schon gesagt, über die Heilkunst eben so wenig wie über die andern Wissenschaften ohne Vorurtheile dachten, und da diese Erkenntniß nie in das innere Leben des Volkes drang, sondern nur den Schmuck der Fürstenhöfe ausmachte, so läßt es sich leicht denken, daß das Volk selbst, durch die Aerzte wenig aufgeklärt ward in medizinischen Dingen. Wohl aber sind durch jene Aerzte mehrere abergläubische Meinungen in Umlauf gekommen, die sich lange erhalten haben und vielleicht auch noch heute hie und da in den Köpfen spuken mögen, wie z. B., um nur einige wenige anzuführen, lehrte Rhazes, daß man aus der Zahl der Runzeln auf dem Bauche einer Erstgebärenden bestimmen könne, wie viele Kinder sie noch bekommen werde. Avicenna empfiehlt gegen das viertägige Fieber und gegen Mutterbeschwerden Wanzen; schreibt den Edelsteinen, Gold und Silber, blutreinigende Kräfte zu, und läßt wegen der hohen Meinung, die er von den Heilkräften dieser beiden edlen Metalle hat, die Pillen vergolden und versilbern. Ueberhaupt versprachen sich die arabischen Aerzte von edlen Steinen und Metallen viele Heilkräfte und wandten sie deßhalb innerlich an. Daneben fehlte es auch den Arabern an Marktschreiern, Urinbeschauern und dergleichen Lughelden eben so wenig als uns, die ihr Handwerk gerade so trieben wie es ihre Nachfolger noch bis auf die heutige Stunde zu treiben pflegen. Koreisch, ein gewesener Apotheker

— denn beiläufig gesagt findet, man bei den Arabern schon Apotheken — prophezeite aus dem Urin der Beischläferin des Kalifen Almodi, daß sie schwanger sei und einen Sohn gebären würde, und da dies im blinden Zufalle wirklich eintraf, so erwarb er sich dadurch ein glänzendes Glück.

In dem Abendlande sah es um diese Zeit mit der Heilkunst und deren Ausübung noch trauriger aus. Die Menschen, welche sich damals mit dem Kuriren der Krankheiten abgaben, waren unwissend und boshaft zugleich. Sie selbst bekümmerten sich nicht, die Regeln und Grundsätze zu erlernen, welche zu diesem Geschäfte erforderlich sind, und suchten auch geflissentlich ihre Mitmenschen in Unwissenheit darüber zu erhalten. Ihr Heilverfahren bestand in abergläubischen, abgeschmackten und widersinnigen Zeremonien, und man darf dreist behaupten, daß die meisten Vorurtheile, der dickste Aberglaube in Sachen der Heilkunst aus jenem Zeitalter der Finsterniß und des Irrthums herrühren.

Schon bei den alten Deutschen war die Ausübung der Heilkunst ein Eigenthumsrecht der Priester. Diese haben niemals und bei keinem Volke dieses Geschäft anders als auf eine übernatürliche und geheimnißvolle Weise betrieben, warum sollte es also bei den blonden Germanen anders gewesen sein? Sie sammelten und bereiteten die Kräuter, die sie zum Kuriren gebrauchten, mit gewissen feierlichen Zeremonien und zu gewissen Zeiten und machten dem Volke weiß, daß sie erst dadurch und durch ihre Hände ihre Wirksamkeit erlangen müssen. Ein gewisses Kraut, Selago genannt, dessen Rauch beim

Anzünden die Druiden (Priester) der Gallier für ein Hauptmittel gegen schlimme Augen ausgaben, wurden also eingesammelt: Ein Knabe, mit einem weißen Kleide angethan, barfuß und mit gewaschenen Füßen, der vorher mit Brod und Wein geweiht werden mußte, riß es schnell mit der linken Hand aus, als ob er es stehlen wollte, und mit der rechten las er es mit dem Gewande zusammen. Mit vielen Umständen (nüchtern, ohne rückwärts zu sehen u. s. w.) wurde das Eisenkraut (Verbenaca) und die Mispel gesammelt. Ersteres wurde gegen die Fieber und den Schlangenbiß, letzteres gegen die fallende Sucht gebraucht.

In Rom wurde, so wie schon früher, auch jetzt die Heilkunst nicht von den Landeskindern ausgeübt. Griechische Aerzte lebten und trieben wie immer, also auch damals, ihre Kunst zu Rom und die Römer hatten eben so wenig eine besonders geordnete Heilkunst. Diese wurde als Wissenschaft gänzlich vernachlässigt und war schon im sechsten Jahrhunderte in den Händen der Mönche, welche sich ausschließlich mit der Kräuterkenntniß und Bereitung von Arzeneien abgaben. Außer den Mönchen gaben sich zwar auch Juden und Araber mit Kuriren ab, aber eben so wenig wissenschaftlich und vernunftgemäß. Auch die Wundarzeneikunst hatte kein besseres Schicksal, obschon sie nicht so ausschließend von den Geistlichen betrieben, sondern die Ausübung derselben ihnen sogar öfters untersagt wurde. Die drei Hauptwunden waren ihr wichtigster Gegenstand. Sie bestanden in Arm- und Beinbrüchen, in Bauchwunden, wodurch die Eingeweide verletzt wurden, und in Kopf-

wunden. Für die Heilung solcher bekam der Wundarzt nebst den blutigen Kleidungsstücken 180 Pfennige zur Belohnung. Wurde bei Kopfwunden ein kleiner Splitter ausgezogen, so mußte der Wundarzt den Knochen in ein eisernes Becken fallen lassen; gab dieser einen gewissen Klang, so wurden dem bestimmten Lohne noch 4 Pfennige zugelegt, fehlte der Klang, so blieb es bei der gewöhnlichen Taxe. Für eine Fleischwunde bekam er nur die blutigen Kleider des Verletzten.

Die Geistlichkeit also gab sich damals mit der Ausübung der Heilkunst ab. Die Ursachen, wodurch dies kam, sind wahrscheinlich in den Begriffen von Heiligkeit und Frömmigkeit zu suchen. Christus, seine Jünger und Apostel, nahmen sich ihrer kranken Mitbrüder an und heilten sie durch Wunder. Von den Heiligen, den Märtyrern (die unter den schmachvollsten Qualen für ihre Religion den Tod erlitten), den Stiftern der geistlichen Orden, die den Geistlichen alle als Beispiel im Leben und Wandel zur Nachahmung empfohlen waren, wurden ähnliche Wunderkuren in Menge erzählt. Ja sogar die Reliquien (d. h. das Zurückgebliebene) und die Gebeine dieser heiligen Menschen besaßen noch jene Wunderkräfte. Ferner war es ja auch ohnehin als ein Werk der Barmherzigkeit Pflicht für sie, Nothleidenden und Hülfsbedürftigen beizustehen, worunter zwar Kranke zu allen Zeiten, aber damals vorzüglich zu zählen waren, da es an Personen, welche für ihre Wiedergenesung Sorge trugen, fast gänzlich mangelte. Dieser Unglücklichen nahmen sich nun die Geistlichen, und vorzüglich die Mönche an, warteten und pflegten ihrer, beteten für

sie, riefen die Heiligen um ihre Wiedergenesung an, besprengten sie mit Weihwasser, bezeichneten sie mit dem Zeichen des Kreuzes und was dergleichen gläubige Dinge mehr waren, und statt aller Heilmittel dienten ihnen die Reliquien. Die bildende und nach Erhaltung strebende Natur des lebenden Körpers, welche noch jetzt, wie immer, manchem bevorrechteten Charlatan in vielen Fällen zu unverdientem Ansehn verhilft, ließ unter jener Behandlung der Mönche mehrere genesen, deren Heilung nicht dieser guten Mutter Natur, die im Stillen wirkt, sondern den geistlichen Krankenwärtern zugeschrieben wurde. Um nicht ungerecht zu sein, muß ihnen allerdings auch ein Antheil an dem Gesundwerden des Kranken eingeräumt werden, der darin bestand, daß die Kranken, welche sie behandelten, besser gepflegt und abgewartet wurden als andere, und daß die Mittel, die sie brauchten, fast nie schaden konnten, weil sie geradezu keine Wirkung hatten. Daher kann es wohl gekommen sein, daß von den Kranken, um die sich die Mönche bekümmerten, mehr genasen, als von andern, die diese Wohlthat nicht genossen. Auch die Einbildungskraft der Kranken, welche, wie bekannt, in Krankheiten gar oft eine wichtige Rolle spielt, und auf die bei dem Heilverfahren der Mönche so mächtig gewirkt wurde, mag oftmals zu dem glücklichen Ausgange einer Krankheit vieles beigetragen haben. Der günstige Erfolg ihrer Bemühungen wurde natürlich bald bemerkt, und wem konnte er sonst zugeschrieben werden, als dem Beten, den Fürbitten, der Heiligkeit der Mönche, ihren Gebräuchen und Reliquien? Denn ein eignes Nachdenken

über den natürlichen Hergang einer Sache kann von dem Geiste jenes Zeitalters nicht gefordert werden. Dieser glückliche Erfolg ihrer Kuren bewirkte, daß sich der Zulauf zu ihnen mehrte, daß die Wiedergenesenen dankbar waren, und ihnen Geschenke machten, und nun artete ihre fromme Pflicht, Werke der Barmherzigkeit auszuüben, in eine gewöhnliche Berechnung, Geld zu verdienen, aus. Sie eigneten sich nun die Ausübung der Heilkunst ausschließend an, ohne daß sie es nothwendig fanden, sie zu erlernen. Etwas dürftige Kräuterkunde und die Bereitung einiger Heilmittel, nebst dem abergläubischen Tagewählen war das höchste Maß ihrer medizinischen Kenntnisse. Der Erzbischof Theodor, der wegen seines Wissens in der Heilkunst berühmt war und sie auch lehrte, erklärte das Aderlassen am vierten Tage des Neumonds für schädlich, weil der Mond und die See beide um diese Zeit im Zunehmen wären. Cassiodor empfahl zwar den Mönchen seines Klosters die Schriften der griechischen Aerzte fleißig zu lesen, aber was mochte dies wohl nützen, da sie den Geist solcher Männer nicht zu fassen vermochten. Sie griffen daher lieber zu Büchern, die Unsinn enthielten und in denen daher nichts zu verstehen war, was von ihnen also leicht verstanden werden konnte, und diese Bücher wählten sie sich zu ihren Führern. Daß ihre Unwissenheit offenbart wurde, das hatten sie nicht zu besorgen, denn der Aberglaube ihrer Zeit schützte davor nur zu gut. Wer bessere Einsichten über die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens äußerte, ward für einen Zauberer und Hexenmeister ausgeschrien und beschuldigt, mit dem Teufel

im Bunde zu stehen. Das Lesen der heidnischen Schriftsteller wurde mehrmals von den Kirchenlehrern und Päbsten als eine für den Glauben gefährliche und ketzerische Sache verboten. Gregor der Große verachtete nicht nur alle heidnische Gelehrsamkeit, sondern er verdammte auch mehrere solcher berühmten Werke zum Feuer. Die Schriften der Araber, als Bekenner der mohamedanischen Religion, standen in keinem bessern Ansehn. Welcher Weg, um sich Kenntnisse zu erwerben, blieb also noch offen?

Der Glaube an Zauberei und Verzauberungen dauerte nicht nur fort, sondern bildete sich immer mehr aus. Man findet von Bündnissen, welche böse Menschen mit dem Teufel errichteten, von nächtlichen Zusammenkünften der Hexen, ihrem Fahren durch die Luft, schon Spuren in den Schriften des heil. Augustin. Man beschuldigt sie, daß sie Menschen und Vieh durch ihre Zauberkünste auf allerlei Weise beschädigten und mit Krankheit plagten. So sehr man auch gegen diese Unholde eiferte, so wurde doch nichts dadurch ausgerichtet. In den Gesetzen der West- und Ostgothen finden sich Verbote der Zauberei und König Chilperich ließ zwei Weiber, welche der Zauberei und des Giftmischens angeklagt waren, lebendig verbrennen. Weiter unten mehr davon.

Der Glaube, Seuchen und ansteckende Krankheiten sind Strafgerichte, mit denen der erzürnte Gott ein Volk heimsucht, um die Schuld zu strafen, welche es durch Laster, Sünden und Ausschweifung aller Art auf sich geladen hat, stand so wie jetzt bei allen Völkern der

Erde seit den ältesten Zeiten fest und unzweifelhaft. Und wie sollte man damals einen bessern Begriff gehabt haben, zumal da es bei der allgemeinen Sittenlosigkeit und Verdorbenheit jener Völker so leicht war, immer Ursachen in Menge aufzufinden, wodurch man den Zorn Gottes gereizt haben konnte. Seltene Naturerscheinungen, als Kometen, Nordlichter, besondere Regen, hielt man für Vorboten von Seuchen und Landplagen, worüber man sich bei jener gänzlichen Unwissenheit in der Naturkunde nicht wundern darf. Begünstigten doch aufgeklärtere Völker, die Griechen und Römer diese Meinung, und vielleicht ein Grund, warum unter christlichen Völkern dieser Glaube so leicht Eingang fand und sich so lange erhalten hat, selbst die heilige Schrift, selbst einige Aeußerungen Jesu, widersprachen ihr nicht. Da man also Seuchen und ansteckende Krankheiten für Strafen hielt, so unterließ man jeden Versuch, ihnen durch natürliche Mittel Einhalt zu thun und Vorkehrungen zu treffen, ja hielt dies geradezu für einen Gottesfrevel. Man nahm daher auch zu religiösen Gebräuchen, zu Beten, Fasten, Gelübden, Prozessionen, Anrufen der Heiligen, Wallfahrten u. s. w. seine Zuflucht, wenn die Pest oder irgend eine Seuche wüthete, welches freilich eher Gelegenheit gab, sie weiter zu verbreiten als sie zu unterdrücken. Selbst die Pocken wurden auf diese Weise in der Schweiz wie auch in andern Ländern eingeführt und verbreitet, und richteten die schrecklichsten Verheerungen an. Pabst Gregor hielt große Umzüge, um einer Pest, welche damals wüthete, Einhalt zu thun, und fünfzig Menschen fielen während des Umzugs todt nieder. Die

Sorglosigkeit, ein Land vor solchen Krankheiten und vorzüglich vor der Pest zu sichern, bewirkte, daß die letztere Krankheit so oftmals wiederkehrte, indem sie durch Waaren, Kaufleute, Reisende und selbst Kriegsheere von einer Gegend in die andere gebracht wurde.

Bei der Unwissenheit, dem Aberglauben und den irrigen Meinungen, welche allgemein verbreitet waren, dachte man bei Krankheiten nie an eine natürliche Entstehung derselben. Sie wurden entweder für unverdiente Leiden, für Prüfungen oder für verschuldete Strafen oder für Wirkungen des Teufels oder böser Menschen, welche mit dem Teufel ein Bündniß hätten, gehalten; und die Geistlichen, in deren Händen die Heilkunst war, thaten leider wenig, dem Volke diesen Wahn zu nehmen. Natürliche Mittel, um die Krankheiten zu heilen, konnten nach dieser Ansicht von den Uebeln des menschlichen Körpers nichts ausrichten, es mußten übernatürliche angewendet werden. Ueberdies sah man nichts als Wunder, hörte nur von Wundern und vergaß über all' das Wunderbare, das Natürliche gänzlich. Mährchen von Heiligen, Legenden genannt, wurden einzig und allein gelesen. Die Predigten enthielten fast bloß solche Mährchen. Jeder geistliche Orden wetteiferte, dem Stifter des seinigen mehr Wunderwerke zuzulegen, um ihn über die andern Ordensstifter und Heiligen zu erheben. Alles dies entflammte die Einbildungskraft und gab dem Hange zum Wunderbaren, der ohnehin bei ungebildeten Menschen von Hause aus vorhanden ist, reichliche Nahrung. Bei dieser Gemüthsstimmung kann es wohl nicht auffallen, wenn man sich in allen seinen Anliegen, und

also auch bei körperlichen Leiden, an solche Wundermänner wandte, die noch außerdem in einem großen Rufe der Heiligkeit standen, und bei ihnen Rath und Hülfe suchte. Man brachte die Kranken zu diesen Heiligen, sie beteten, und die Kranken, — wie die Lebensbeschreiber der Heiligen versichern! — wurden gesund. Der heilige Martin, Bischof von Tours, der wegen seiner Frömmigkeit bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehn stand, und wegen seiner Wunderwerke und Wunderkuren, die er vorzüglich an Besessenen verrichtete, berühmt war, befreite das Haus des Likontius, in welchem alle Bewohner desselben an einer schrecklichen Seuche darniederlagen, die, wie ihm sein Gefühl sagte, durch den Zorn Gottes über dasselbe verhängt war, dadurch von derselben, daß er sieben Tage und sieben Nächte lang fastete und nicht aufhörte zu beten, und es wurde ihm endlich seine Bitte gewährt. — Georg der Große betete einst zur Pestzeit so kräftig, daß ein Engel auf der Hadriansburg erschien, der sein gezogenes Schwert in die Scheide steckte und der Pest ein Ende machte. Jedoch nicht durch Beten, sondern auch durch Händeauflegen, Formeln, Besprechungen und dergl. verrichteten sie ihre Wunderkuren. Mit dieser Gabe Wunder zu thun, waren nicht bloß die eigentlichen Mönche und Nonnen, sondern auch schlichte Einsiedler versehen. Es würde wenig Mühe kosten aus der Bollandischen Sammlung der Heiligen hier mehrere Bogen mit Beweisen anzufüllen von der angeblichen Heilmacht der Heiligen und der Leichtgläubigkeit jenes Zeitalters. Aber nicht nur so lange sie lebten, blieben diese Herren Heiligen

im Besitze der Wundergabe, sondern auch nach dem Tode. Unzählich viele Wunder geschahen bei den Gräbern eines Martin von Tours, eines Hilarius von Poitiers, eines Germanus von Auxerre, eines Lupus von Troyes und so vieler Andern. Man wallfahrtete zu den Gräbern der Heiligen, betete zu ihnen, opferte ihren Gebeinen Speise und Trank, küßte und berührte diese, um von Krankheiten und andern körperlichen Uebeln, oder von bösen Geistern befreit zu werden.

Diese Sitte nahm vorzüglich zu Ende des vierten und zu Anfange des fünften Jahrhunderts überhand, ihre Entstehung ist aber schon früher zu suchen. Constantin der Große suchte bereits die Ueberbleibsel (Reliquien) Jesu, dessen Jünger und anderer Heiligen und Märtyrer auf, sammelte und verehrte sie und beförderte dadurch den Reliquien-Dienst. Cyrillus von Jerusalem lehrte schon (386), daß die Körper der Heiligen auch noch nach ihrem Tode die Kraft, Wunder zu thun, besitzen. So sehr auch Augustin und Vigilantius gegen dieses Verfahren eiferten, so blieb ihr Eifer fruchtlos, und die Verehrung der Reliquien kam mit jedem folgenden Jahrhunderte immer mehr in Aufnahme. Man suchte die Gebeine heiliger Personen auf, brachte sie mit großen Feierlichkeiten von einem Orte zum andern, baute Kirchen und Altäre über sie, und im achten Jahrhunderte ging man so weit, daß man ihnen göttliche Kräfte zuschrieb und sie anbetete.

So wie die Reliquien der Heiligen, so wurden auch ihre Bilder verehrt, zu ihnen gebetet und ihnen die Kraft, Wunder zu verrichten, beigelegt, Anfangs

stellte man die Bildnisse der heiligen Jungfrau, der Apostel, Märtyrer und anderer heiligen Personen zwar nur zur Erinnerung an sie auf, betete nur vor, aber nicht zu ihren Bildern. In der Folge aber vergaß man diesen Unterschied und stellte sich in der Abbildung das Urbild, die leibhaftige Gestalt dessen, die es bezeichnen sollte, selbst vor. Die Herren Geistlichen benutzten diesen Irrthum und nahmen mit den Bildern ihrer Klöster allerlei Wahn vor, wodurch solche Wunderbilder, welche die Augen verdrehten, schwitzten, den Kopf bewegten u. s. w. in einen größern Ruf kamen, mehr Wallfahrten zu ihnen angestellt und ihnen mehr Opfer dargebracht wurden. Man kam zu ihnen, wenn man an körperlichen Gebrechen litt, und flehte ihre Hülfe an; die Kranken wurden zu ihnen gebracht, und erwarteten durch sie ihre Genesung.

Germanus, der griechische Patriarch, versicherte, er wisse, daß Kranke durch die Bilder der Heiligen geheilt worden wären, und erzählte von einem Marienbilde, welches Salbe aus der Hand fließen ließe (**Cave, Hist. liter.** Th. **I.** S. 621).

Es war aber nicht gleichviel, an welches Heiligen- oder Muttergottesbild man sich wandte, obschon jedes ein und dieselbe Person vorstellen sollte, sondern es kam auf den Ort an, an welchem sie standen, denn nicht jedes Muttergottesbild konnte Wunder thun. Man mußte also, wenn man seiner Sache gewiß sein wollte, zu einem solchen Gnadenbilde seine Zuflucht nehmen. Nun stand aber von diesen, das eine wieder in größerm

Rufe als das andere, und man wanderte daher von dem einen zu dem andern.

Daß man in diesen Jahrhunderten die Kraft der Amulete, der Beschwörungen, Segensprechung und dergleichen Dinge nicht bezweifelte, versteht sich von selbst. Besonders legte man eine vorzügliche Kraft dem Bezeichnen mit dem Kreuze bei. Schon bei alten Kirchenvätern, wie beim Tertullian, findet man die Ermahnung, sich fleißig mit dem Kreuze zu bezeichnen. Cyrillus befiehlt, sich mit dem Kreuze an der Stirn zu bezeichnen, damit die Teufel, wenn sie dieses Zeichen sehen, erzittern und davon laufen. Ueberhaupt soll man, in allem, was man vornimmt, man mag essen oder trinken, sich zu Bette legen oder aufstehen, sitzen oder gehen, sich mit dem Kreuze bezeichnen. Mit dem Zeichen des Kreuzes heilte man Krankheiten, trieb Teufel aus und verichtete mehrere Wunder. Wer sich fleißig damit bezeichnete, war vor den Nachstellungen des Satans und böser Menschen sicher. Mit der geweihten Hostie, dem Tauf- und Weihwasser wurden ähnliche Maßregeln ergriffen und von ihrem Gebrauche sichere Heilung der Krankheiten erwartet.

Achtes Kapitel.

Die Kreuzzüge und das eigentliche Mittelalter in Hinsicht der Heilkunst und des verschiedenen Aberglaubens beim Kuriren.

Der Zeitraum, welchen wir nun überschauen wollen, faßt etwa fünftehalb Jahrhundert in sich und in ihm fangen die Völker Europas an, sich fest zu setzen und in besondere Nationen mit besondern Regierungsformen zu theilen; sie treten aus ihrer Wildheit hervor und gewinnen an Ausbildung des Geistes und ihrer Sitten. Die Verehrung der Reliquien war, wie wir oben gesehen, ein Hauptheil der Religion. Man unternahm nach den Orten, wo sich solche Heiligthümer befanden, häufige Reisen, wenn sie auch mit noch so großen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden waren. Der Ort, den alle Christen für den heiligsten hielten, war der, wo der Heiland Jesus Christus gelebt und gewirkt, wo er gestorben und begraben worden. Wer sich der Gottheit vorzüglich angenehm machen wollte, wen die Last der Sünden drückte, der wallfahrtete, mit dem Pilgerkleide

angethan, nach Jerusalem und zu dem heiligen Grabe. Allein Jerusalem war im Besitze der Araber und die dahin pilgernden Christen mußten Tribut (eine Abgabe) bezahlen. Endlich wurde diese heilige Stadt 1076 von den Türken erobert und von diesen wurden die Mönche und Pilger arg gedrückt und mußten zusehen, wie die heiligen Stätten entweiht wurden. Sie erhuben nun ein lautes Klagegeschrei durch die ganze Christenwelt. Die Päpste Sylvester II. und Gregor VII. machten deswegen den Fürsten Europa's Vorstellungen, aber fruchtlos. Endlich bewirkte der Einsiedler Peter von Amiens, was jene beiden Päpste nicht vermocht hatten. Er durchzog mit einem Kreuze in der Hand, armselig gekleidet, auf einem Esel, Frankreich und Italien, und predigte überall von der Schmach und Verfolgung, welche die Christenheit von jenen Ungläubigen im heiligen Lande zu erdulden habe, und ermahnte mit feuriger Beredsamkeit, daß man diese Unbilden an den Feinden Christi rächen solle. Seine Predigten thaten Wunder. Von allen Seiten her strömten eine Menge Freiwilliger, welche sich mit dem rothen Kreuze bezeichnen ließen und zu dem Zuge nach dem heiligen Lande rüsteten. Im Jahre 1096 wurde dieser geistliche Feldzug eröffnet. Man sparte nichts, um diese Sache, die man als Gottes Sache ankündigte, mit dem größten Eifer zu betreiben. Man verschwendete große Summen, machte den Kreuzfahrern große Versprechungen. Papst Urban II. versprach ihnen die Vergebung aller Sünden und ertheilte ihnen wichtige Freiheiten. Alles berechtigte zu den glänzendsten Erwartungen. Wie wenig aber der Erfolg diesen Erwartungen

entsprach, ist aus der Geschichte dieser heiligen Kriege bekannt. Siebenmal wurde das Vorhaben, den Ungläubigen das heilige Grab und das gelobte Land zu entreißen, und daselbst ein christliches Königreich zu gründen, wiederholt, aber immer mit dem nämlichen unglücklichen Ausgang, bis endlich diese Schwärmerei, von langer vergeblicher Anstrengung ermüdet, nachdem sie Europa viel Geld und Menschen gekostet hatte, 1288 ein Ende nahm. Indessen waren diese Kriege dennoch für das Menschengeschlecht sehr wohlthätig. Die Völker des Abendlandes lernten die des Morgenlandes, ihre Bildung und Sitten kennen; der Handel wurde ausgebreiteter und blühender, es kamen mehr Gedanken in Umlauf, die Macht der Päpste, so viel man sich auch von den Kreuzzügen versprochen hatte, bekam durch sie einen gewaltigen Stoß; viele Ritter und vornehme Adeliche fanden in Palästina ihren Tod, dadurch wurde der Adel vermindert und der dritte Stand, der bisher so sehr unter der Botmäßigkeit der Adelichen stand, fand ein besseres Gedeihen, konnte sich von diesem Drucke losarbeiten und mehr Selbstständigkeit erlangen, wodurch der Aufklärung eine mächtige Stütze erwuchs. Alles dieses mußte der Denkweise der damaligen Zeiten einen Anstoß und folglich eine andere Richtung geben.

Durch die Kreuzzüge wurde, wie schon gesagt, der Handelsgeist unter den Völkern Europa's geweckt, und troß der vielen Hindernisse, welche die unruhigen Zeitumstände ihm in den Weg legten, breitete er sich immer mehr aus. In Italien waren vorzüglich Venedig, Genua und Pisa lange Zeit im Besitze des blühenden Handels.

In Norddeutschland entstand das bekannte Städte-Bündniß, die Hanse, die an Macht so zunahm, daß sie sogar Königen furchtbar wurde. Durch den lebhaftern Handel wurden viele müssige Hände beschäftigt, Wohlstand und Ueberfluß wurden verbreitet, die Gewerbe erweitert, der Unternehmungsgeist angeregt, man lernte mehr Bedürfnisse kennen und dadurch entstanden Künste, Handwerke, Fabriken. Die meisten wichtigen Erfindungen wurden in diesem Zeitraum gemacht, von denen wir nur die Erfindung des Schießpulvers, des Compasses und der Buchdruckerkunst erwähnen wollen.

Die Sitten der Völker waren zu diesen Zeiten in der Hauptsache wenig von denen verschieden, die wir im vorigen Kapitel geschildert haben. Die Großen übten untereinander und gegen ihre Untergebenen die gräßlichsten Grausamkeiten aus. Verrätherei, Meuchelmorde und Vergiftungen waren an der Tagesordnung. Die Kriege wurden mit Tigerwuth und ungemeiner Rohheit geführt. Die unschuldigen Bewohner der eroberten Städte machte man nieder uud verbrannte ihre Wohnungen. Hurerei, Ehebruch, Ueppigkeit und Schwelgerei waren allgemeine Laster. Trunkenheit gehörte zur guten Lebensart. Man that sich eben so viel zu gute, Einen halb todt gesoffen, als über einen Feind einen wichtigen Sieg errungen zu haben. Luxus, Kleiderpracht, Aufwand bei feierlichen Gelegenheiten nahmen sehr überhand. Die Moden waren veränderlicher und häufiger als zu unsern Zeiten, und die Kleidungsstücke viel kostbarer. Dabei waren die Umgangssprache und das gesellige Benehmen rauh und wenig abgeschliffen.

Die Geistlichkeit, hoch und niedrig, war in demselben Schlamme der Laster und Unzucht versunken. Sie ließ sich zu erniedrigenden Bedienungen, zu Köchen, Verwaltern, Bedienten von Herren und Frauen gebrauchen. An einigen Orten spielten die Geistlichen am Sonntage die Geige in der Schenke. Einen eben so tadelhaften Lebenswandel führten die Mönche und Nonnen in den Klöstern. Und zu allen diesen Uebelständen gesellten sich nun noch Unwissenheit und Aberglauben. Man unternahm beschwerliche Wallfahrten an heilige Orte, geißelte sich bis auf's Blut und glaubte durch solche Kasteiungen die schwersten Sünden abzubüßen. Es entstanden an mehrern Orten neue Klöster und Orden, durch welche der Aberglauben und die irrigen Ansichten immer mehr gesteigert wurden. Die äußern Formen und Menschensatzungen gaben die Geistlichen für das Hauptsächliche der Religion aus und das Volk glaubte es. Es waren ihrer so viele, daß man sie kaum mit dem Gedächtnisse fassen konnte und doch ward die Unterlassung auch nur einer derselben als eine schwere Sünde angerechnet. Die Geistlichen gaben sich für Vermittler zwischen Gott und Menschen aus, versicherten, daß sie bei Gott besser gelitten wären als andere Leute, und daß sie durch ihre Fürbitten, ihre guten Werke und ihren heiligen Wandel bei Gott einen Nachlaß der Strafe für denjenigen, der sich in ihren Schutz begab, auswirken könnten. Hohe und Niedere warfen sich in ihrer Seelenangst in ihre Arme, beschenkten sie, bestimmten ihren Kirchen und Klöstern reiche Vermächtnisse und bezahlten schon bei Lebzeiten eine Parthie Seelenmessen voraus, um desto

eher aus dem Fegefeuer nach dem Tode loszukommen. Man zog, wenn man sich dem Tode nahe fühlte, Mönchskutten an, ließ sich in denselben begraben, um desto seliger zu sterben und unter dieser Verkleidung den Wächter am Himmelsthore zu täuschen und sich in den Himmel einzuschleichen. Die Fürsten besonders waren in Verlegenheit, denn diesen machten sie weiß, sie hätten nicht nur für ihre, sondern auch für die Sünden der Unterthanen zu büßen. Diese hatten deshalb, mit Ausnahme einiger helldenkenden, beständig Geistliche um sich, von denen sie sich leiten, und Strafen und Bußen auflegen ließen. Sie glaubten bei Gott weit eher Gnade zu finden, wenn sie seine Lieblinge auf Erden ehrten und ihnen Wohlthaten erwiesen. Deshalb erbauten sie Klöster, schenkten denselben Geld, Ländereien und wurden zuletzt aus lauter Gottesfurcht arm.

Dieser Aberglauben, der für die Geistlichkeit so einträglich war, und deßhalb auf das eifrigste von ihr unterhalten und befördert ward, erweiterte die Gewalt der Bischöfe und Päpste. Um alles Selbstdenken in Religionssachen zu verhindern, errichtete Gregor der Neunte im Jahre 1229 das schreckliche Ketzergericht, vor welches Alle, welche beschuldigt werden konnten, von den allgemeinen Kirchenmeinungen abgewichen zu sein, vorgefordert und mit Feuer und Schwerdt hingerichtet wurden. Die Mitglieder des kurz zuvor, 1215, errichteten Dominikanerordens wurden die Vollstrecker und verrichteten ihr grausenhaftes und grausames Amt vortrefflich. Mehrere tausend unglückliche Schlachtopfer fielen durch ihr Verdammungsurtheil und bluteten unter den schrecklichsten

Qualen und Martern zur Ehre Gottes. Es macht Deutschland Ehre, daß es sich diese Ketzergerichte nicht aufbürden ließ, denn bei uns widersetzte man sich der Einführung derselben auf das Standhafteste. Dafür wirft aber ein anderer Skandal auf Deutschland ein trübes Licht, nämlich das westphälische Vehmgericht, welches eine Art geist- und weltlicher Inquisition zugleich war.

Wenn in einem Lande die geistige und sittliche Bildung gedeihen, wenn Künste und Wissenschaften blühen, wenn Geschmack am Schönen, Guten und Wahren, und Aufklärung, so wie Selbstdenken befördert werden soll, so muß für einen zweckmäßigen Unterricht der Jugend gesorgt, es müssen gute Schulanstalten vorhanden sein. An diesen fehlte es bis jetzt in dem christlichen Europa. Klosterschulen, in welchen junge Geistliche erzogen wurden, waren noch im Anfange dieses Zeitraums, so wie im vorhergehenden, die einzigen Anstalten dieser Art, von denen sich zwar mehrere in Deutschland und Frankreich, und vorzüglich in Schottland und Irland rühmlich auszeichneten, welche gelehrte Männer zu Vorstehern und Lehrern hatten und die wiederum würdige Schüler ausstellten. Lehrte an einer dieser Schulen ein berühmter Mann, so strömten aus allen Gegenden lernbegierige Jünglinge hin, um seinen Unterricht zu genießen; mit dem Tode des Mannes erlosch aber auch gewöhnlich der Ruf der Lehranstalt, falls ihm nicht ein eben so berühmter Mann im Amte nachfolgte. Diese Beschaffenheit der Schulen dauerte bis in das zwölfte Jahrhundert, wo

sie eine neue Gestalt erhielten, und die Universitäten und hohen Schulen ihren Ursprung nahmen.

Mehr durch Zufall als aus absichtlichen Gründen geschah es, daß zu Salerno, Bologna und Paris die ersten Universitäten errichtet wurden, indem diese Städte die Ehre bloß dem Umstande zu verdanken haben, daß die berühmten Männer Constantin, der Afrikaner, Irnerius, Abälard und Petrus Lombardus gerade hier und nicht woanders lebten. Die Universität zu Salerno ist die älteste und von ihr und den genannten Männern wird noch weiter unten die Rede sein. Nach ihr entstand die Universität zu Bologna, die sich vorzüglich durch ihre berühmten Rechtslehrer einen großen Ruhm erwarb, und wahrscheinlich zu gleicher Zeit die von Paris. Diese hohen Schulen unterscheiden sich von den bisherigen dadurch, daß nicht bloß Geistliche, wie dies seit dem sechsten Jahrhundert ausschließlich der Fall war, die Wissenschaften lehrten, sondern auch Nichtgeistliche (Laien) an denselben angestellt wurden. Ferner erhielten sowohl die Lehrer als die Schüler von den Päpsten, Kaisern, Königen, Fürsten und Städten gewisse Privilegien, Vorrechte und Freiheiten, welche den Lehrern und Lernenden viele Vortheile verschafften und in den damaligen unruhigen Zeiten die Betreibung und Erlernung der Wissenschaften erleichterten. Dadurch kamen diese hohen Schulen in Aufnahme und die Klosterschulen in Verfall.

Nach diesen Mustern wurden auch in andern Ländern welche gestiftet und eben so eingerichtet, wie in Italien zu Neapel, Padua und Rom; in Frankreich zu Montpellier; in England zu Oxford; in Deutschland zu

Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt; in Polen zu Krakau und an andern Orten.

Obschon diese Anstalten noch viele Mängel und Fehler hatten, so trugen sie doch zur Wiederherstellung und Aufnahme der Wissenschaften in einem sehr hohen Grade bei und sie müssen ewig zum Danke und zur Verehrung auffordern.

Durch die Gründung dieser gelehrten Anstalten fanden zwar die Wissenschaften eine Freistätte, wohin sie aus den schmutzigen und öden Klosterzellen, in denen sie eingekerkert waren, entfliehen und nun freier athmen und sich bewegen konnten, allein den Schutz und die Pflege, die man sich hätte versprechen sollen, fanden sie doch noch nicht. Es schlichen sich nämlich nach und nach bald mehrere Mißbräuche ein, welche dem Emporkommen der wahren für das Leben nützlichen Gelehrsamkeit schadeten, zu denen vorzüglich zu rechnen ist, daß die Gelehrten einen Staat im Staate bildeten, daß man gelehrte Würden einführte, welche man um Geld verkaufte, die Entstehung der sogenannten Fakultäten oder Abtheilungen der Wissenschaften und ihrer Lehrer in besondere Fächer, in eine Art Zunft, und der Brodwissenschaften eintheilte.

Die Weltweisheit, d. h. die Philosophie oder Lehre vom Denken und Urtheilen über alle Dinge, welche wirklich da sind oder gedacht werden können, wurden im elften Jahrhunderte in den hohen Schulen mit großem Fleiße wieder betrieben und da Schule auf lateinisch Schola heißt, so nannte man diese Philosophie die scholastische. Sie beschäftigte sich hauptsächlich mit Wortklaubereien und spitzfindigen Redensarten über meistens kleinliche für den

Gang der Menschheit unwichtige Dinge. Besonders legte man sich auf die Enthüllung der Geheimnisse in der Religion und hier verlor man sich erst recht in einen Irrgarten von Kleinlichkeiten. Nach und nach entstanden mehrere Sekten und sie begannen die erbärmlichsten Streitigkeiten über ausgesuchte Gedankenspiele; z. B. in welcher Gestalt Gott das Menschengeschlecht hätte ebenfalls erlösen können? Wie vielerlei Arten der Gnade es gebe? Welches Schicksal die ungebornen Kinder hätten? Ferner stritt man sich über die Dreieinigkeit, über die Erbsünde, über die Ausgießung des heiligen Geistes in den Kirchenversammlungen, über die Beschaffenheit des Fegefeuers, und es wurden die widersinnigsten Behauptungen aufgestellt. Aber nicht bloß auf die Theologie, sondern auch auf die Rechtslehre und Heilkunst erstreckte sich diese Kleinigkeitsträumerei im Denken.

Indessen darf auch das Gute, welches diese Sekten geleistet, nicht verkannt werden. Es waren mehrere wirklich scharfsinnige Männer unter ihnen, von denen vorzüglich ein Abälard, ein Roger Baco genannt werden muß, Männer, die jedem Zeitalter Ehre gemacht hätten. Dann muß man auch noch in Erwägung ziehen, daß ihre kleinlichen Spitzsindigkeiten das Nachdenken erregten und den Verstand übten. Es fehlte auch nicht an Männern, welche sich den erwähnten Verirrungen des menschlichen Geistes muthig widersetzten, welche den Weg zeigten, den der Verstand zu betreten habe, um richtig zu denken, welche den Wissenschaften ihre Gestalt und ihr altes Recht wieder gaben, und ewig als die Wiederhersteller der Wissenschaften, der Künste, des Ge-

schmacks und als Apostel der Aufklärung verehrt werden müssen. Unter diesen Wohlthätern der Menschheit nimmt der große und schöne italienische Dichter Franz Petrarca einen der ersten Plätze ein. Er liebte mit tiefer Gluth die mit seinem Geiste verwandten Schriftsteller des alten Roms und um sich die Ueberbleibsel derselben zu verschaffen, scheute er keine Mühe noch Kosten. Er las, er studirte sie und bildete sich aus ihnen, und geleitet von diesen Führern betrat er die richtige Bahn zum Tempel der Gelehrsamkeit. Sein heller Verstand durchdrang den Aberglauben und die Vorurtheile seiner Zeit, und sie fanden an ihm einen mächtigen Gegner, der sie mit Heldenmuth bekämpfte. Sein Beispiel, seine Lehren und Schriften haben auch auf andere gewirkt, haben die Sache der Aufklärung befördert und das Reich der Wissenschaften erhellt und erweitert.

Auch unter fürstlichen und andern hohen Personen standen Beförderer und Freunde der Gelehrsamkeit auf, die sie mit ihrer Macht, ihrem Ansehen und ihren Reichthümern unterstützten. Sie besoldeten gelehrte Männer, ließen mit großem Kostenaufwande die alten griechischen und römischen Schriftsteller aufsuchen, abschreiben, legten kostbare Bibliotheken und Sammlungen von alten Kunstwerken und sonstigen Alterthümern an und machten dadurch den Geschmack an Gelehrsamkeit und an Künsten allgemeiner. Unter solchen Bestrebungen wurde nach und nach die Nacht verscheucht, das Dunkel hellte sich mehr und mehr auf, bis endlich im sechzehnten Jahrhunderte ein schönes Morgenroth den künftigen Tag ahnen ließ.

Auch die Heilkunst ward bei dieser wissenschaftlichen Betriebsamkeit nicht vergessen. Sie wurde aus ihren Trümmern wieder hervorgegraben und zum zweiten Male den Händen der Priesterschaft entrissen, um auf immer nie wieder in dieselben zu gerathen. Verschiedene, theils zufällige, theils absichtliche Ursachen trugen zu ihrem Wiederaufleben und zu ihrer Verbesserung bei, von denen wir hier einige erwähnen wollen.

Wie schon gesagt, bildeten sich in diesen Jahrhunderten unter dem Schutze der Landesherren allgemeine Anstalten für die Wissenschaften (Universitäten) aus. Die erste hohe Schule für die Heilkunst wurde nun in Salerno gestiftet. Ihr Entstehen ist ungewiß, aber vielleicht schon im zehnten Jahrhunderte zu finden. Dem sei nun wie ihm wolle, so steht doch so viel fest, daß hier viel früher als irgend wo anders, außer den Mönchen auch Laien die Heilkunst ausübten und sich durch ihre Geschicklichkeit und glückliche Kuren einen solchen Ruf erwarben, daß aus weit entfernten Gegenden und Ländern Kranke nach Salerno kamen, um sich von den dortigen Aerzten heilen zu lassen. Sie wurde deßhalb auch die Hippokratische Stadt genannt.

Die ersten geschichtlichen Spuren von einer medizinischen Lehranstalt kommen im elften Jahrhunderte vor. Nahe an der Stadt lag das Benediktinerkloster Monte Cassino, dessen Mönche sich rühmlichst auszeichneten, und unter welchen sich auch einige durch ihre Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft berühmt machten, wie der Abt Desiderius, der nachmals unter dem Namen Viktor **III.** Pabst wurde. Im elften Jahrhunderte kam

Constantin, der Afrikaner, nach Salerno und wurde Mönch im Kloster Monte Cassino. Er war wegen seiner Gelehrsamkeit, die er sich auf seinen 39jährigen Reisen erworben hatte, in seiner Geburtsstadt Karthago für einen Zauberer und Teufelskünstler gehalten und daraus vertrieben worden. Er übersetzte die Werke des Hippokrates und Galens aus der arabischen in die lateinische Sprache, und durch ihn erhielt die medizinische Schule zu Salerno eine noch größere Berühmtheit. Aber auch die Kreuzfahrer, welche aus allen christlichen Ländern Europa's nach dem gelobten Lande strömten, und von denen ein großer Theil ihre Hin- und Heimreise über Neapel nahm, verbreiteten überall den Ruhm und den Namen dieser hohen Schule. Herzog Robert, ein englischer Prinz, reiste auf seinem Heimwege aus dem gelobten Lande nach Salerno, um sich von den dasigen Aerzten eine in der Schlacht erhaltene Armwunde heilen zu lassen. Mehrere zu dieser Zeit berühmte Aerzte lebten und lehrten in Salerno. Die Mönche verwandelten sich nach und nach in weltliche Aerzte, unter denen häufig auch Juden, namentlich als Leibärzte von Fürsten erscheinen, und Salerno ward die Mutter aller medizinischen Lehranstalten in Europa. Während für die Geistlichkeit nur das Gesetz der Kirche Kraft hatte, mußte jetzt die weltliche Obrigkeit das Treiben der Aerzte beaufsichtigen. Schon König Roger von Sizilien hatte 1140 angeordnet, daß Niemand im Königreiche Neapel die Heilkunst ausüben dürfte, der nicht die Erlaubniß hiezu von dazu bestellten königlichen Beamten erhalten hätte, aber noch eingreifender wurden die Verordnungen und

Vorrechte, welche sein Enkel, Kaiser Friedrich **II.** von Hohenstaufen 1238 der Schule zu Salerno einräumte. Nach diesen Gesetzen mußte jeder Lehrling der Heilkunst drei Jahre die Lehre vom Denken und sodann fünf Jahre die Medizin studiren. Hatte er diese Lehrjahre überstanden, so mußte er noch ein Jahr lang unter der Aufsicht eines erfahrnen Arztes seine Kunst ausüben, und hierauf erst ward er zur Prüfung zugelassen, um selbstständiger Arzt werden zu können. Hatte er die Prüfung bestanden, so erhielt er ein schriftliches Zeugniß seiner Geschicklichkeit von den Aerzten zu Salerno, welches er dem königlichen Beamten vorzuzeigen hatte, und nun bekam er die Erlaubniß, die Heilkunst zu betreiben, nachdem er einen Eid abgelegt hatte, in welchem er sich verbindlich machen mußte, den vorhandenen Medizinalgesetzen gemäß zu leben, die öffentliche Wohlfahrt stets im Auge zu behalten und die Armen umsonst zu kuriren. Auch für die Wundärzte und Apotheker wurde in diesen Gesetzen gesorgt; eben so finden sich in denselben bestimmte Sätze (Taxen) für die Bemühungen des Arztes u. s. w. — Außer Salerno blühten hohe Schulen für die Heilkunst auch in Neapel, Paris, Montpellier, Padua, nach deren Muster an andern Orten neue angelegt wurden und die alle ihren Theil zur Vervollkommnung der Heilkunst beitrugen.

Uebrigens haben zur Verbesserung und dem Fortschreiten der Heilkunst auch alle die Ursachen mitgewirkt, welche überhaupt die Wiederbelebung der Wissenschaften veranlaßt und befördert haben. Durch die Kreuzzüge wurden die Hospitäler (hospes heißt Gast, hospi-

talis, was den Gast betrifft), Häuser, in denen arme hülflose Kranke Obdach, Unterhalt, Wartung und Pflege fanden, in Europa allgemeiner, die man in dem gelobten Lande hatte kennen lernen. Dort waren nämlich mehrere solche Hospitäler, zur Beherbergung kranker Pilger eingerichtet, welche von frommen Brüderschaften erbaut waren und die auch die Verpflegung dieser Kranken übernahmen. Es gab eine Brüderschaft der heiligen Maria, Johannes des Täufers, des heil. Lazarus, der Tempelherren, welche sich nach und nach große Güter und Besitzungen erwarben und von Königen und Päbsten mit Freiheitsbriefen beschenkt wurden, und von denen einige, wie die Tempelherren, die Johanniter, zu geistlichen militärischen Ritterorden sich ausbildeten. Kaiser, Könige und Fürsten, welche mit den Kreuzfahrern nach dem gelobten Lande zogen, lernten dort diese mildthätigen Anstalten kennen, nahmen solche Ordensmitglieder mit sich nach Hause und ließen ähnliche Krankenhäuser anlegen, wie Ludwig der Achte und Ludwig der Heilige thaten, welche Ritter vom Lazarusorden mitnahmen, um über die in ihren Ländern errichteten Hospitäler die Aufsicht zu führen und die Kranken zu heilen. Die Mittel, mit welchen diese Ritter ihre Kranken kurirten, waren wohl sehr einfach aber auch nicht sonderlich wirksam, und größtentheils abergläubisch. Der Arzt und Schriftsteller Guido von Chauliac führt das Verfahren an, welches sie bei Wunden anzuwenden pflegten. Alle Wunden ohne Unterschied verbanden sie mit Tränken, Kohlblättern, Oel und Wolle, sprachen Beschwörungen über sie, und unterstützten die Gründe ihres Verfahrens damit, daß

Gott die vornehmsten Kräfte in gewisse Worte und Kräuter gelegt habe. Sie waren die Erfinder verschiedener Wunderbalsame, so wie es überhaupt Sitte der Ritterschaft war, Kenntnisse von solchen Salben und Balsamen zu besitzen, mit denen sie ihre auf ihren Zügen erhaltene Wunden verbanden und heilten.

Durch den sich immer mehr ausbreitenden Handel mit andern Weltgegenden wurden auch neue Arzeneien nach Europa gebracht, unter denen manche als recht wirksam zu nennen sind, und die allerdings die Heilkunst bereicherten, aber auch damals legte man den Mitteln, welche aus entfernten Gegenden kamen, einen größern Werth bei als den einheimischen, und letztere wurden nach und nach durch die erstern verdrängt, wodurch der Fortschritt der Heilkunst leider verhindert ward.

Nachdem sich die Heilkunst den Händen der Geistlichen entwunden hatte, nahm sie auch wieder den ihr gebührenden Rang ein. Bisher verwahrlost, mußte sie sich wieder von Neuem bilden. Nun hatte zwar der Kaiser Friedrich der Zweite in seinen Gesetzen den Aerzten gesagt, an welche Führer sie sich zu halten hätten, er befahl ihnen sogar, das Eröffnen des menschlichen Körpers fleißig zu betreiben, aber sie achteten nicht das Gebot dieses weisen Fürsten, sondern sie wählten sich selbst einen Weg, auf dem sie sich verirren mußten. Die arabischen Aerzte waren die Muster, die sie nachzuahmen suchten, und die freilich sich mit der abergläubischen Denkweise jener Zeit besser vertrugen als die aufgeklärten Griechen. Man verwebte nun die Heilkunst mit all dem Aberglauben, mit dem sie von den Arabern ver-

unstaltet worden war, und mit allen den unnützen Spitzfindigkeiten der oben erwähnten scholastischen Weisheit. Statt da fortzubauen, wo die Griechen, wo ein Galen aufgehört hatte, warf man die albernsten Fragen auf und plagte sich mit der Beantwortung derselben, z. B. ob ein großer Kopf besser sei als ein kleiner; ob das Haupt wegen des Gehirns oder wegen der Augen geschaffen worden sei und dergl. mehr. Man stritt über winzige Unterschiede und Eintheilungen, die in der Natur keinen Grund haben und vernachlässigte darüber die Erforschung der Natur und die Beobachtung der Krankheiten. Wer in solchen Wortklaubereien eine Fertigkeit besaß, galt für einen Arzt, erhielt die Doktorwürde und die Erlaubniß, seine Kunst, von der er keinen Begriff hatte, frei auszuüben. Ueberdieß verband man noch mit der Heilkunst die Alchymie (die vermeintliche Kunst, unedle Metalle, z. B. Eisen, in edle, Silber, Gold, zu verwandeln), die Magie, Traumdeuterei, das Amuletenmachen und die Astrologie (Sterndeuterei). Im 13. und 14. Jahrhunderte nannten sich die Aerzte Doktoren der Arzeneiwissenschaft und der Astrologie. Sie waren der Meinung, die Sterndeuterei und die Medizin ständen mit einander in Verbindung und diese könne jene nicht entbehren. Denn sie glaubten nach der Weise jener Zeiten, der menschliche Körper stehe in der engsten Verbindung mit den Planeten und unter deren Einfluß, deßhalb unternahmen sie gegen die Krankheiten nicht eher etwas, bis sie nicht erst die Gestirne um Rath gefragt hatten. Bei Verordnung von Brechmitteln, Abführmitteln, Aderlassen, nahm man nicht auf die Natur der

Krankheit und auf die Merkmale derselben Rücksicht, sondern man zog den Stand der Planeten in Betracht. Nicht aus den Erscheinungen der Krankheit, sondern aus dem Stande der Gestirne verkündigte man den Ausgang einer Krankheit, und die Tage, wo sie sich entscheidet, d. h. zur Besserung oder Verschlimmerung neigt, welche Tage die Aerzte die kritischen nennen, wurden durch den Einfluß des Mondes erklärt.

Bernhard von Gordon, ein Arzt des 14. Jahrhunderts, hegte die Meinung, daß die Bewegung der Säfte des Körpers nach gewissen Stunden des Tages folge, wie z. B. das Blut bewegt sich des Morgens aufwärts nach der Sonne, mit welcher es im Zusammenhange steht, in der dritten Stunde des Tages bewegt sich die Galle, in der neunten die schwarze Galle und am Abend der Schleim. Volkskrankheiten wurden aus dem Stande der Planeten erklärt. Die Kenntniß der Gestirndeutung verhalf zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens.

Das Urinbesehen war ein wichtiger Theil der Heilkunst, wozu man in den Schriften der damaligen Aerzte solche Anweisungen findet, welche junge Aerzte zu den erbärmlichsten Marktschreiern und Betrügern ausbilden mußten. Arnold von Villanova giebt in dieser Hinsicht folgende Regel, welche freilich weder seinem Verstande noch seinem Herzen Ehre macht. Wenn der Arzt, sagt er, in Verlegenheit ist und nicht weiß, was er dem Kranken, der ihm seinen Urin zum Besehen bringt, zur Antwort geben soll, so mag er nur diesem sagen, er habe eine Obstruktion (Verstopfung) in der

Leber. Entgegnet ihm dieser: Herr Doktor, ich habe Kopfschmerzen! so soll er ihm erwiedern: Ganz gut, aber dieser Schmerz kommt von der Leber. Dabei schärft er sehr ein, ja das Wort „Obstruktion" zu gebrauchen, weil die Leute nicht wissen, was das heißt, und es sehr viel hilft, daß man sich solcher Worte und Redensarten bediene, die unverständlich sind. (Dies ist zu lesen in der Schrift des genannten Arztes: Von den Vorkehrungen der Aerzte S. 1453). Eine goldene Regel, die jeder Marktschreier und jeder Arzt, dem die Universität bloß für die Bezahlung der Gebühren die höchsten Würden ertheilt hat, auswendig lernen sollte, denn sie ist heutzutage eben noch so brauchbar wie vor 500 Jahren; freilich werden diese vom Gelderwerbe geleitete Herren solche Wahrheiten selbst entdecken und brauchen wohl nicht erst aus dicken alten Büchern diese Kunstkniffe mühsam aufzusuchen.

Darf man sich demnach wundern, wenn der schon erwähnte aufgeklärte und helldenkende Petrarka die Aerzte seiner Zeit mit dem bittersten Hasse verfolgt und seine Freunde ermahnt, vorsichtig in der Wahl ihrer Aerzte zu sein? Mit welcher Aengstlichkeit schrieb er an den Pabst Clemens den Sechsten, als dieser krank lag, um dem heiligen Vater gegen seine Aerzte und ihre Kunst Vorsicht zu empfehlen. „Ich zittere an allen Gliedern, schreibt er, über die Nachricht, daß Du am Fieber krank liegst, und bin voll Furcht, weil ich weiß, daß Dein Bett von Aerzten umlagert ist. Betrachte sie, sagt er weiter unten, wie einen Haufen Feinde, und laß Dir die Grabschrift zur Warnung dienen, welche sich jener Unglück-

liche setzen ließ: turba medicorum perii! (An der Verwirrung der Aerzte bin ich zu Grunde gegangen!) Endlich ermahnt er ihn, sich nur einem einzigen anzuvertrauen, und zwar einem solchen, der sich nicht durch Geschwätzigkeit, sondern durch Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit auszeichnet. Wie leicht zu denken, erregte dieser Brief großen Lärm unter den Aerzten, wie das immer zu geschehen pflegt, wenn Unwissenheit und Stolz, die unter dem Schutze des Zunftgeistes so sicher und gemächlich sich lagern können, angegriffen werden. Sie verfolgten ihn mit Schmähungen und Schimpfen, mit Waffen also, die gewöhnlich gebraucht werden, wenn man Einwürfe nicht mit Gründen widerlegen kann.

Jedoch nicht Petrarka allein, sondern die damaligen Aerzte selbst geben Zeugniß, wie unwürdig und unwissend sie ihr Geschäft betrieben. Die (S. 152) erwähnte Schrift des Arztes Arnold von Villanova, obwohl sie einige treffliche Bemerkungen enthält, die auch noch heutigen Tages zu gebrauchen sind, ist doch nichts anderes, als eine Anweisung zur gröbsten Charlatanerie. Der Hauptinhalt derselben ist, wie sich der Arzt durch niedrige Kunstgriffe und kriechende Schmeicheleien Ansehen und Zutrauen verschaffen soll. Mit demüthigen Geberden, sagt Arnold, bewillkommne der Arzt bei seiner Ankunft die Anwesenden, setze sich, nachdem diese Platz genommen haben, sodann wende er sich an den Kranken, frage nach dessen Befinden, und ergreife dessen Arm und befühle den Puls. Ist dies unter vielen Umständlichkeiten geschehen, so lasse er sich das Uringlas reichen und besehe es mit möglichster Wichtigkeit. Beim Weggehen ver-

spreche er dem Kranken ihm seine Gesundheit wieder herzustellen, den Anwesenden dagegen sage er, abseits des Kranken, daß die Krankheit sehr gefährlich sei. Diese Vorsicht, fährt Arnold fort, ist von großer Wichtigkeit, denn stirbt der Kranke, so bist Du von aller Schuld frei, und wird er wieder gesund, so erwirbst Du Dir durch diese Aeußerung Ruhm und Ansehen, da der Kranke, den Du für so gefährlich erklärt hast, durch Deine Geschicklichkeit wieder genesen ist (S. 1456 der Schrift.)

Ferner gehörte zur Charlatanerie jener Aerzte, daß sie ihre Arzeneien oft nicht nach der Beschaffenheit der Krankheit, sondern nach dem Gaumen und den Launen ihrer Kranken einrichteten. Vornehmen, Reichen, feinschmeckerigen Kranken und Frauenzimmern gaben sie wohlschmeckendere Arzeneien als Armen und Personen von geringem Stande, um sich durch diese Kriecherei beliebt zu machen. Sie wußten, wie noch jetzt unsere Marktschreier, mit ihren Geheimmitteln weidlich zu prahlen und wendeten sie in allen Krankheiten an. Viel Unwesen trieben sie mit Schminkmitteln aller Art, wodurch sie sich wahrscheinlich bei dem schönen Geschlechte sehr beliebt zu machen gewußt haben. Sie hatten Mittel, um das Haar wachsen zu machen und zu färben, eine schwarze Haut weiß zu machen, bleiche Wangen und blasse Lippen zu röthen u. dergl. m.

Das erste günstige Ereigniß für die Aufhelfung der gesunkenen Heilkunst geschah im 14. Jahrhunderte durch die **Wiederherstellung der Zergliederungskunst**. Ein Professor in Bologna, Namens **Mondini de**

Luzzi, wagte es im J. 1315, öffentlich zwei weibliche Leichen zu zergliedern, was bisher durch den strengsten Kirchenbann verboten war. Er gab sodann ein anatomisches Lehrbuch heraus, das man allenthalben beim Unterrichte benützte. Von nun an wurde die Gewohnheit, alljährlich einige menschliche Leichen — bis jetzt hatte man sich mit dem Oeffnen von Hunden, Katzen, Schweinen begnügt — öffentlich zu zergliedern und darüber zu sprechen, auf den hohen Schulen allgemeiner und dadurch die Kenntniß von dem Baue, der Lage und der Beschaffenheit der Körpertheile mächtig befördert, was natürlich auf die Heilung der Krankheit großen Einfluß hatte, indem man nun Näheres über den Sitz des Leidens und über die größere oder geringere Wichtigkeit desselben erfuhr, auch Anregung zum eignen Nachdenken erhielt.

Dann zeigten sich gegen das Ende dieses Zeitraumes mehrere noch nicht beobachtete Krankheiten und Seuchen, welche die Aerzte aus ihrem Geistesschlafe rüttelten, denn man mußte auf neue Vorbauungsmittel und auf Heilverfahren sinnen. Wir wollen hier in Kürze diese schrecklichen Krankheiten erwähnen.

Zuerst erscheint der Aussatz. Dieses uralte, ursprüngliche morgenländische Uebel war seit dem ersten Jahrhunderte nach Christo auch im Abendlande öfters beobachtet und beschrieben worden, bis es an den Arabern bessere Kenner und Aerzte, aber wahrscheinlich auch zugleich seine Verbreiter durch Spanien und das westliche Europa erhielt. Sie kannten namentlich den weißen, schuppigen, rothen und knolligen Aussatz. So war die Krankheit in Europa bereits einheimisch, als sie durch die Kreuz-

züge allgemeiner wurde, und besonders im südlichen Europa eine ungeheure Ausdehnung und Furchtbarkeit erlangte. Man sucht die Ursachen dieses allgemeinern Ausbruches gewöhnlich in der Unreinlichkeit jener Zeiten, und zwar in dem damals häufigern Tragen wollener Zeuge, obwohl die leinenen, aus dem Morgenlande stammenden Hemden, wahrscheinlich durch die Kreuzzüge erst recht sich verbreiteten, theils in der unvernünftigen Benützung der allgemeinen Badestuben, die weniger die Pflege der Haut als die Ansteckung begünstigten. Aber gewiß liegen hier tiefere Ursachen zu Grunde, die in den unerforschlichen Verhältnissen des Welt- und Menschenlebens zu suchen sind, und durch die die Anlage zu der Krankheit allgemeiner ward. Das Uebel selbst, welches man auch wohl die heilige Lazaruskrankheit oder Sondersieche nannte, weil die Kranken abgesondert wurden, galt für ein solches, das Gott gesandt hatte und zum Seelenheil führte, und zog den Kranken deßhalb eine unglaubliche Verehrung und Pflege selbst von fürstlichen Händen zu, da man überzeugt war, in der ekelhaften Arbeit nur ein Werk der Heiligung zu vollbringen. Durfte doch sogar bis zum Jahre 1253 immer nur ein aussätziger Ritter Großmeister des Hospitals zu Jerusalem sein! Aber daneben war man auch bemüht, um die Weiteransteckung zu verhindern, nach der in den Büchern Mosis vorgeschriebenen Weise die Aussätzigen von den Gesunden abzusondern, was in den sogenannten Siechhäusern (Leproserien, Malanterien) geschah, deren Europa im dreizehnten Jahrhunderte an 19,000 besaß. Wo diese fehlten, mußten die Kranken, für die es eigne Priester,

Kirchen und Friedhöfe gab, in einzelnen Hütten auf dem Felde oder auch wohl in ganzen Dörfern zusammen wohnen, unterwegs jedem Begegnenden ausweichen, und durch Klappern, Schellen und andere Abzeichen sich kenntlich machen, kurz wie lebendig Todte abgeschieden hausen, wozu sie die Kirche durch Besprengen mit Weihwasser und Todtenmessen feierlich eingeweiht hatte. Später nahm die Häufigkeit des Aussatzes ab, als die Zeit neue Krankheiten zum Vorschein brachte.

Eine andere sehr merkwürdige Erscheinung jener Zeiten war der in den Völkern übermäßig aufgeregte Geschlechtstrieb, als deren Ursachen wohl das Heirathsverbot der Geistlichen, die Abnahme der heirathsfähigen Männer durch die Kreuzzüge und Kriege und auch durch die Anlage zum Aussatze, welcher sehr wollüstig machte, zu nennen sind. So geschah es, daß Unzucht und Buhlerei überall ihr Lager aufschlug und die weibliche Scham in krankhafter Brunst erstickte, daß ganze Gesellschaften von Buhldirnen als Orden fahrender Weiber oder treibender Mägde sich den Heeren, Jahrmärkten, Reichstagen und Kirchenversammlungen anschlossen, und in jeder Stadt Freudenhäuser so nothwendig erschienen, wie Speisehäuser und Gasthöfe. Die Geistlichkeit suchte in sofern Ordnung hinein zu bringen, als sie jene Mädchenhäuser unter obrigkeitliche Aufsicht stellte, ja diese Aufsicht selbst übernahm, wie z. B. nach einer Verordnung vom Jahre 1162 die achtzehn Bordelle in Southwark bei London unter die Aufsicht des Bischofs von Winchester gestellt waren. Aber auch die, welche reuig und bußfertig der Gewalt des Uebels und der Sünde zu ent-

rinnen suchten, fanden eine Zuflucht im Schooße der Kirche, und so entstanden die Magdalenenklöster und die Orden der Reuerinnen. Jene wilde Geschlechtslust erzeugte übrigens oft Geschwüre und sonstige Uebel an den Geschlechtstheilen, die sich wahrscheinlich später, als auch der Aussatz verschwand, mit der Lustseuche oder venerischen Krankheit verbanden, wovon gleich nachher die Rede sein soll.

Unter den Seuchen des Mittelalters, wovon die Chroniken fürchterliche Schilderungen entwerfen, nimmt einen Hauptplatz die Feuerpest, das heilige Feuer oder St. Antonsfeuer ein, welches vom neunten bis 13. Jahrhunderte in wiederholten Zeiträumen viele Länder Europa's, namentlich England und Spanien, besonders aber Frankreich und Lothringen verderbend überzog. Wie allen Seuchen gingen auch dieser ungewöhnliche Natur- und Witterungserscheinungen, Mißwachs, Theurung, Hunger und Krieg voraus. Sie selbst erschien als ein schleichendes fieberloses Leiden, das einzelne Glieder befiel und gleich einem unter der Haut verborgenen Feuer das Fleisch von den Knochen zu brennen und zu verzehren schien, während Eiskälte das Innere des Kranken durchdrang. Dabei wurde die Haut der ergriffenen Theile blauröthlich, schwärzlich, später kohlenschwarz, auch geschwürig und zuletzt brandig und faul. Das Fleisch fiel mit fürchterlichem Gestanke von den Knochen, ganze Glieder lösten sich ab und oft blieb nur der Rumpf übrig, doch trat in der Regel der Tod erst ein, wenn die Krankheit die wichtigern Theile des Körpers ergriffen hatte. Dann glaubten die Unglücklichen, daß ein inneres

Feuer die Eingeweide verzehre, und sie starben unter den fürchterlichsten Schmerzen schnell oder zehrten langsam ab. Wurden, was zuweilen geschah, die innern Theile gleich Anfangs befallen, so starben die Kranken ohne äußerliche Zeichen des Brandes. Schaudervoll wie der Anblick der Leidenden war meistens auch das Aussehen der Geretteten, welche abgezehrt, verstümmelt mit Narben bedeckt und oft ohne die meisten Glieder einherschlichen oder einherhinkten. Kein Alter, Geschlecht und Stand wurde von der Seuche verschont, doch suchte sie mehr den ärmern Theil der Bevölkerung heim. Die Kunst der Aerzte vermochte nichts, man suchte allein bei Gott Hülfe, darum strömten die Kranken in Kirchen und Klöster und erwarteten Rettung von Reliquien und Heiligen. Später wurden eigne Hospitäler für sie errichtet. Man hat diese Feuerpest nach und nach für die Beulenpest, Geschwürsfieber, brandige Rose, Scharlach, Pocken und sogar für Scharbock (Skorbut) halten wollen, aber es scheint jetzt bis zur Gewißheit erwiesen, daß sie der durch den Genuß des Mutterkorns erzeugte und seuchenhaft wüthende Brand war. Wie damals das Antonsfeuer, so entsteht noch heute fast in denselben Ländern, in feuchten, unfruchtbaren, Mißwachsbegünstigenden Jahren, wenn häufiges Mutterkorn das Getraide vergiftet, die nämliche Krankheit, welche die Franzosen Ergotismus nennen, aber durch eine bessere Gesundheitspolizei und durch den Anbau der Kartoffeln, sind dem Entstehen und der größern Verbreitung des Uebels Grenzen gesetzt.

Die bisher erwähnten Krankheiten erstreckten sich über einzelne Länder und erschienen nur von Zeit zu Zeit, aber im 14. Jahrhunderte trat erst wieder eine jener furchtbaren Weltseuchen auf, in welcher ein durch den Aufruhr der ganzen Natur erzeugtes Gift nicht etwa ein einzelnes Volk, sondern die ganze Menschheit zu vertilgen schien. Wieder war eine Zeit gekommen, da durch eine allgemeine Pest das menschliche Leben einen großen Reinigungs= und Verjüngungsprozeß bestehen, und durch die Grauen des furchtbarsten Todes auch zu einer geistigen Wiedergeburt vorbereitet werden sollte, die jedoch erst in den spätern Jahrhunderten stattfand. Diese Pest war der sogenannte schwarze Tod oder das große Sterben im Jahre 1348. Keine Seuche zeigt wie diese die innige Verbindung des Welt= und Menschenlebens, keine thut die Abhängigkeit der Menschheit von den Kräften der Erde und des Weltalls mehr dar und keines gewaltsamern Mittels als dieser Pest hat jemals der Weltgeist für seine großen Zwecke sich bedient. Schon fünfzehn Jahre vor ihrem Ausbruche in Europa begannen im äußersten Osten sich große Erdereignisse zu zeigen, in Folge dessen die Seuche entstand; China wurde ihr erster Schauplatz, nachdem dort Hungersnoth, Dürre, Ueberschwemmung, Erdbeben, Orkane, Heuschreckenschwärme und ungewöhnliche Himmelserscheinungen in schrecklicher Weise abgewechselt hatten. Von China zog die Pest auf den damaligen Karavanenstraßen nach der Levante, wo sie ganze Länder entvölkerte. Auch in Europa gingen ihr furchtbare Zeichen der in Kampf gerathenen Elemente voran, namentlich wüthende Orkane

in Italien und Sizilien, und furchtbare, lange anhaltende Erderschütterungen in Griechenland und Italien, die über die Alpen hinaus auch die Schweiz und Deutschland durchdrangen und selbst im hohen Norden verspürt wurden, und so setzten sechsundzwanzig Jahre lang während der Dauer der Seuche die aufgeregten Kräfte der Schöpfung ihr zerstörendes Treiben fort. Die Krankheit selbst war unbezweifelt die morgenländische, durch Brandbeulen und Drüsengeschwülste bezeichnete Pest, welche oft in derselben Stunde, oft erst nach mehrern Tagen tödtete. Jene Beulen und Geschwülste, verbunden mit schwarzen Flecken über den ganzen Körper, erschienen nicht immer gleich zu Anfang, sondern häufig erst nach mehrwöchentlicher Dauer der Krankheit, die gewöhnlich mit sehr heftigem Fieber, mit Betäubung, Schlafsucht und Sinnlosigkeit eintrat. Namentlich aber scheint es eine faulige Entzündung der Athmungs-Werkzeuge, der heute sogenannte Lungenbrand, gewesen zu sein, welcher das Hauptwesen dieser Seuche bildete und heftige Brustschmerzen, Bluthusten und stinkenden Athem zur Folge hatte. Daher erschienen auch die Zunge und der hinterste Theil der Mundhöhle stets verbrannt und schwarz, daher der brennende Durst und die peinigende Angst und Schlaflosigkeit der Kranken. Die Schilderungen, welche uns Zeitgenossen vom schwarzen Tode entwerfen, sind schaudervoll und grausig. Sind die Zählungen und Schätzungen des Menschenverlustes einigermaßen richtig, so ist wenigstens ein Viertel der damaligen europäischen Bevölkerung ein Opfer der Seuche geworden. Aber auch hier zeigte es sich wieder,

daß die Natur weniger auf das Bestehen des einzelnen Wesens Rücksicht nimmt, sondern die ganze Gattung und deren Weiterentwicklung ins Auge faßt, denn nach dem Aufhören der Pest machte sich im Allgemeinen eine größere Fruchtbarkeit der Weiber bemerkbar und ersetzte den Völkern die eingebüßten Menschen. Die Heilkunst zu jener Zeit zeigte sich machtlos gegen das Weltbesiegende Uebel, aber doch schon in einer andern Gestalt als in den eben verflossenen Jahrhunderten. Schon losgetrennter vom Glauben und von dem klösterlichen Zwange, suchte sie das Wissen geltend zu machen und die Aerzte bemühten sich weniger mit den übernatürlichen Mitteln der Kirche als mit den Arzeneien der Araber zu heilen, d. h. mit Hülfe der Sterndeuterei, von der schon vorhin die Rede war. Wenn dies auch in keiner Art gelang, so verdanken wir doch ihren Bemühungen die ersten Maßregeln der Absperrung ganzer Städte gegen die Gefahr der Ansteckung, und die Einführung anderer Schutzmittel, aus welcher nach und nach unsere heutigen Pestlazarethe und Quarantaine-Anstalten entstanden sind. Aber es schien, als ob die mörderische Seuche nicht allein das Unglück dieser Zeit ausmachen sollte, da noch ein großes Heer sittlicher Uebel hinter ihr her zog. Die Menschen nämlich wurden nicht bloß von den Lastern, die aus der Genußsucht und der Schwelgerei entstehen, ergriffen und wie wahnsinnig fortgerissen, sondern auch noch von einem blinden und heißen Glaubenseifer und Wahn. Man stellte Geißelfahrten an, man begann die Gräuel der Judenverfolgungen, wodurch man die Pest abbüßen und ihre Verwüstungen

rächen wollte. Von dem Gedanken erfüllt, daß die Seuche von Gott zur Strafe für die Sünden der Menschen herabgesandt sei, bildeten sich ganze Brüderschaften von Geißlern, die in härenen Gewändern, mit Fahnen, Kerzen und schweren Geißeln feierlich durch die Städte zogen, um auf diese Weise zur Reue zu bestimmen oder diese den Leuten angenehm zu machen, die ihnen aller Orten schaarenweise tief gerührt und mit großer Verehrung entgegenkam. Man faßte für diese Geißelfahrten eine wirklich kranke Begeisterung, aber eine noch größere für den unglückseligen Gedanken, die Juden wären an der Pest schuld, und nun wurden diese unter den Qualen der Folter und des Feuertodes vernichtet. Von ihren Obern sollten die Juden, so hieß es allgemein, die Anweisung erhalten haben, die Kinder zu ermorden, die Brunnen und die Luft zu vergiften, wodurch der schwarze Tod entstanden sei. Unverhört oder auf Geständnisse durch die Folter erpreßt, wurden sie zu Tausenden (in Mainz allein an 12,000) hingeopfert, oder sie gaben sich in wilder Verzweiflung um ihres Glaubens willen selbst den Tod, indem sie sich mit ihren Familien in den Judengassen und Synagogen verbrannten.

Bald nach den Schrecken des schwarzen Todes trat eine andere Volkskrankheit auf, die in der Gestalt ausgelassener Lust, einen Wahnsinn, einen wilden Krampf darstellte. Es war dies die Tanzwuth oder Tanzplage, welche seit 1374 in den Niederlanden und Deutschland ihr unheimliches Wesen trieb. Wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben und fast bewußtlos führten Schaaren von Männern und Frauen, oft mit Blumen-

kränzen in den Haaren und sich bei den Händen fassend, in Straßen und Kirchen wilde Tänze auf, bis sie erschöpft, oft unter allerlei Erscheinungen zu Boden sanken und erst nach kräftiger Zusammenschnürung des aufgeblähten Unterleibs sich allmählich wieder erholten, worauf dann gewöhnlich von Neuem das rasende Tanzen begann. Mit Staunen und Entsetzen sah das Volk dem wilden Schauspiele zu, nicht ohne Gefahr von demselben unwiderstehlichen Tanzgeiste ergriffen zu werden, wozu schon das bloße Zusehen ausreichte. Man glaubte, in dieser Tanzwuth stecke ein Teufel, ein böses Wesen, gegen welche die Geistlichkeit mit Prozessionen, Messen und andern kirchlichen Waffen zu Felde zog; und die vor ihr zurückweichende Heilkunst fand erst im 16. Jahrhunderte, als das Uebel nur noch einzeln vorkam, die passenden Mittel. Da man die Kranken häufig in die Kapellen des heiligen Veit brachte, der unter den 14 Nothhelfern der Schutzheilige der Tanzsüchtigen war, so hat sich der Name Veitstanz noch bis heute erhalten. Ursprünglich aber nannte man die von der Tanzwuth Befallenen Johannistänzer, wahrscheinlich weil man schon seit dem vierten Jahrhundert den Tag Johannis mit wilden, ausgelassenen, dem Heidenthume entstammenden Tänzen feierte.

Vor, während und noch nach dieser Tanzkrankheit bestand ebenfalls eine sehr merkwürdige Erscheinung, nämlich die sogenannten Kindfahrten, indem viele Tausende junger Leute beiderlei Geschlechts, meist von 12 bis 18 Jahren, eine gemeinschaftliche Wallfahrt anstellten. Der erste Hauptzug ging um das Jahr

1212 durch Sachsen, Süddeutschland über die Alpen bis ans adriatische Meer, wo er sich, ohne daß man weiter etwas erfuhr, verlor. Die zweite Kindfahrt geschah 1213 von Paris und seiner Umgebung nach Marseille; die dritte, welche schon mehr dem Veitstanze angehörte, bestand aus 100 Kindern und ging von Erfurt nach Arnstadt, wo sie so erschöpft zu Boden fielen, daß viele starben und alle übrigen zeitlebens mit Zittern behaftet blieben. Die vierte Kindfahrt wurde 1458 nach St. Michael in der Normandie angestellt. Wahrscheinlich gab zu diesen kläglichen Fahrten ein schmachvoller Zweck den Anlaß; indem nämlich habsüchtige Menschen- und Seelenverkäufer den damals so hitzigen Glaubenswahn benützten und die heranwachsende Jugend durch rohe Unzucht so krankhaft begeisterten, daß sie sich heimlich und mit List von den Eltern losmachte und nun von ihren elenden Verführern an Seeräuber verkauft und als Verschnittene und Kebsweiber in die Serails gebracht wurden.

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die alte Plage des Mittelalters, der Aussatz ziemlich aufgehört und kam nur noch einzeln und viel gelinder vor. Die Güter der Aussätzigen wurden zum Besten der Armen eingezogen, die Siechhäuser verschwanden, doch andere Uebel kamen zum Vorschein, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Aussatze hinsichtlich ihrer Entstehung zusammenhängen. Hier muß nun zuerst die Lustseuche oder die venerische Krankheit genannt werden. Keine Krankheit hat so tief in das gesellschaftliche Leben eingegriffen und die Aerzte in solche Bewe-

gung versetzt, wie diese. Sie erschien 1493 mit furchtbarer Heftigkeit, befiel Päbste, Geistliche, Fürsten und Unterthanen mit rettungsloser Gräßlichkeit und in der abscheulichsten Gestalt mit Geschwüren, räudigen Flechten und schwammigen Auswüchsen. Sie verbreitete sich seuchenhaft über Spanien, Frankreich und Deutschland. Diese Heftigkeit, die in der Natur jeder neu ausbrechenden Volkskrankheit in den Verhältnissen des Klimas und des Landstriches, in der Unreinlichkeit und der schlechten ärztlichen Behandlung ihren Grund haben mochte, verlor sich, als ohngefähr 1520 zuerst der venerische Ausfluß aus der Harnröhre (der Tripper) mit dem Uebel erschien, bis es in unserer Zeit eine weit mildere Form angenommen hat. Ueber den Ursprung der Krankheit hat man seit ihrem ersten heftigen Erscheinen bis heute sehr verschiedene Meinungen gehabt. Man hielt den Himmel und die ungünstige Stellung der Gestirne, dann die Luft und die häufigen Ueberschwemmungen als Ursachen an; am liebsten aber wälzte man die Schuld auf das arme Amerika, von wo Columbus das dort einheimische Uebel nach Spanien gebracht haben sollte; und damit, wie beim schwarzen Tode, auch wieder die Juden bedacht würden, schrieb man den aus Spanien vertriebenen Mauren und Juden die Verbreitung der Krankheit zu. Keine von diesen Behauptungen ist aber geschichtlich bewiesen und daher bleibt immer die Ansicht die wahrscheinlichste, daß die Lustseuche einzeln ein uraltes Uebel ist, welches sich im Mittelalter durch die S. 158 erwähnte ausschweifende Geschlechtslust weiter entwickelte, bis am Ende des 15. Jahrhunderts die Reste des Aussatzes dazu traten

und durch die Beschaffenheit der Völker, durch die ungemeine Unzucht, die damals herrschte, so wie durch das Zusammendrängen der kriegführenden Nationen eine ansteckende Kraft erlangte.

Ferner entwickelte sich um diese Zeit der Scharbock (Skorbut) häufiger. Spuren desselben lassen sich schon im Alterthume nachweisen, bestimmter aber giebt er sich im Kreuzfahrerheere Ludwigs des Heiligen kund. Als aber jetzt die großen Seefahrten nach entfernten Welttheilen begannen, auf welchen der Mangel an frischen Nahrungsmitteln und frischem Wasser nicht zu vermeiden war, erschien er in der vollständigsten Weise. Zuerst zeigte er sich in der Mannschaft des Vasko de Gama, der auf seiner Fahrt nach Ostindien 25 Menschen an dem Uebel verlor, das sich durch angeschwollenes und blutendes Zahnfleisch, blaurothe Hautflecken und Fäulniß an den Schenkeln zu erkennen gab. — Noch eine neue Krankheit war der sogenannte englische Schweiß, der nach dem Siege Heinrichs VII. bei Bosworth 1485 von seinem Heere aus sich über ganz England verbreitete. Es war ein hitzig Fieber, das meistens schon in 24 Stunden oder noch früher tödtete, nachdem es mit unerträglicher innerer Hitze, Unruhe und Angst, äußerster Entkräftung und übermäßigen und übelriechenden Schweißen gewüthet hatte. Abkühlung wie Erkältung waren beide gleich tödtlich, und da keine Arzenei half, gelang es nur in den wenigsten Fällen, die Kranken durch mäßige Erwärmung, mildes Getränk, Entziehung der Nahrung und ruhige Lage bis zur Entscheidung des Uebels hinzuhalten und zu retten. Die Ursachen seiner Entstehung

sucht man in der Nässe des Jahres 1485 und der vorhergegangenen Jahre, in den dichten Nebeln Englands, in der damals dort herrschenden Unreinlichkeit, Völlerei und den mit allerlei Gesindel geführten blutigen Kriegen, so wie in der noch krankhaften Stimmung der Menschen durch die vorher überall bestandne Pestseuche. — Auch der Keuchhusten wurde 1410 zuerst oder doch häufiger beobachtet.

Die so eben geschilderten großartigen Krankheiten mußten, wie schon gesagt, die geistige Thätigkeit der Aerzte sehr anregen und zur Vervollkommnung der Heilkunst beitragen. Endlich erwachte auch wieder Lust und Liebe, die griechischen Aerzte in der Ursprache zu lesen und also genau kennen zu lernen. Die Wundarzneikunst fand im Ganzen genommen noch kein so günstiges Geschick. Auch sie mußte durch den Hang zu Wortklaubereien und durch die Sterndeuterei, Magie und den Sektengeist viel leiden. Im 13. Jahrhunderte gab es in Italien zwei Parteien von Wundärzten, von denen die eine alle äußerlichen Verletzungen mit Breiumschlägen und äußerlichen Mitteln, die andere dagegen mit austrocknenden Dingen behandelte, und was das sonderbarste war, beide beriefen sich auf Meister Galen. In dem nämlichen Jahrhunderte wurde zu Paris von Johann Pitard ein eignes Collegium (ein Verein) von Wundärzten gestiftet, das durch Lanfranks (geboren in Mailand) Beitritt in größere Aufnahme kam. Die Mitglieder dieses Vereines hießen Laici und durften heirathen, welches den Mitgliedern der medizinischen Schule untersagt war. Zu Schutzheiligen ihrer Anstalt

wählten sie die beiden Märtyrer Cosmus und Damian. Jedoch auch sie unterlagen dem Partei- und Sektengeiste. Mehr Glück schien der Wundheilkunst im 14. Jahrhunderte zu erblühen, als sich Guy von Chauliac ihrer annahm, ein Mann, der sich durch seine Gelehrsamkeit, seinen hellen Verstand und seine Liebe zur Wahrheit vor seinen mitlebenden Kunstgenossen rühmlichst auszeichnete, aber sein Beispiel fand keine große Nacheiferung. Es gab zur Zeit dieses Mannes zwei Klassen von Wundärzten, nämlich gelehrte Wundärzte, die wichtige Operationen verrichteten, und solche, die bloß Wunden und Geschwüre kurirten und zwar ohne allen Sinn und Verstand, mit Kohlblättern, Pflastern, Salben, Segensprüchen, Beschwörungen u. s. w. Gegen diese eiferte der große Mann mit edler Freimüthigkeit und zeigte, wie man auf denkende Weise und auf dem Wege der Beobachtung heilen könne und müsse, leider aber umsonst, das fünfzehnte Jahrhundert hat kaum ein Paar Männer aufzuweisen, die den Namen Wundärzte verdienen und die Wundheilkunst befand sich in den erbärmlichsten und verächtlichsten Händen.

Die Bader und Barbiere, so wie herumziehende Landstreicher waren es, welche vorzugsweise in diesem Jahrhunderte die Wundheilkunst ausübten, also Leute ohne alle Schulbildung und ohne die geringste Kenntniß vom Baue des menschlichen Körpers und von dem, was sie treiben wollten. So wurde die Wundheilkunst ein Handwerk und erlangte Zunftrechte. Der Aussatz und die Unreinlichkeit, die unter hohen und niedern Ständen herrschte, gab Anlaß, daß man das öftere Baden polizei-

lich verordnete und deßhalb Badeanstalten errichtete. Dadurch sind die Bader entstanden, so wie die Barbiere der Mode ihr Dasein verdanken, nach welcher man es schön fand, keine Bärte mehr zu tragen. Welch ein Glück für die Kunst und für die Menschheit wäre es gewesen, wenn diese Leute bei ihrer Bestimmung, die Badenden zu bedienen und die Bärte abzunehmen, geblieben wären! Aber leider maßten sie sich bald die Wundarzneikunst an und stifteten dadurch keinen geringen Schaden. Es wurde ihnen die sogenannte niedere Chirurgie erlaubt, d. h. sie durften zur Ader lassen, Schröpfen, Wunden, Geschwüre und Geschwülste behandeln, aber keine Operationen vollführen. Diese verrichteten in Deutschland die herumziehenden, sogenannten Operateure, welche von Höfen und großen Herren mit Schutz- und Empfehlungsbriefen versehen wurden und als Bruch- und Steinschneider, als Augenärzte, Zahnärzte, Marktschreier u. s. w. im heiligen römischen Reiche umherzogen, die Leute ums Geld und um die Gesundheit brachten.

Die Menschen, welche in dieser Zeit lebten, waren zwar gebildeter und gelehrter als ihre Vorfahren, aber nicht aufgeklärter. Schwerlich dürfen wir uns hierüber wundern. Der menschliche Geist, der so lange in Fesseln geschmachtet hatte, dessen Bildung so lange vernachlässigt worden war, mußte erst lernen seine Kräfte üben, ehe er sie richtig gebrauchen, ehe die Vernunft sich wieder ihrer Rechte bedienen konnte. Also auch jetzt noch, und da haben wir das Ende des eigentlichen Mittelalters im Auge, werden wir wieder auf die nämlichen Geistesver-

wirrungen stoßen, die wir in den vorhergehenden Zeiträumen wahrgenommen haben, und zwar werden wir keine Menschen finden, die dahin streben, daß sie die Irrthümer und Vorurtheile beseitigen, sondern wie sie vielmehr immer mehr sich darin verwickeln.

Dadurch, daß man die arabischen Schriften wieder las und benützte, wurde der Hang zur Astrologie oder Gestirndeuterei, die bei den Arabern in großem Ansehen stand, wieder allgemein rege. Schon im 10. und 11. Jahrhundert hob die Astrologie ihr Haupt empor, aber zu ihrem größten Ansehen gelangte sie in dem 15. und den folgenden Jahrhunderten. Man erhob sie zur Wissenschaft, an Höfen und in Städten wurden Astrologen (Gestirndeuter) gehalten, welche bei allen wichtigen Gelegenheiten die Gestirne zu Rathe ziehen mußten, um aus dem Stand derselben den rechten Zeitpunkt zu dem glücklichen Ausgange eines Unternehmens bestimmen zu können. Wenn auch gleich der Erfolg die Weissagung Lügen strafte, welches oft geschah und natürlich geschehen mußte, so schwächte dies doch keineswegs den Glauben an diese alberne Kunst, so sehr hielt man sich von ihrer Wahrheit überzeugt. Da nach den Lehren der Astrologie die Himmelskörper auf den Menschen und seine Schicksale einen so großen Einfluß haben, so ist es nicht zu verwundern, daß man sie nicht nur auf die Heilkunst anwandte, sondern auch mit ihr vereinigte, wie schon weiter oben erwähnt worden ist. Hier muß vor Allen eines Mannes gedacht werden, der ein großer Beförderer der Sterndeuterei und des Aberglaubens war; er hieß Albert von Bollstädt, gewöhnlich Albert der

Große genannt, war 1193 zu Lauingen geboren, wurde zuerst Lehrer in Paris und dann von 1260 bis 1280, wo er starb, Bischof von Regensburg. Nach seiner Ansicht erhalten die Kräuter ihre Kräfte von dem Einflusse der Planeten. Er führt sieben Pflanzen an, von denen eine jede unter dem besondern Einflusse eines der sieben Planeten steht. Jede dieser Pflanzen besitzt eigenthümliche Heilkräfte gegen gewisse Krankheiten. Sie müssen vom 28. des Monats bis zum 30. gesammelt werden. Beim Sammeln muß man an die Krankheit, wegen welcher oder an die Sache, zu welcher man sie gebrauchen will, denken, und beim Namen nennen, sodann die Pflanze aufheben und, bis man sie gebraucht, auf Korn oder Gerste legen. Was man unternimmt, muß, wenn es gelingen soll, unter einem bestimmten Planeten ausgeführt werden. Albert giebt deßwegen für Unkundige in der Sterndeuterei eine kurze Anleitung, wie man immer den rechten Planeten finden kann. Demgemäß wird die Regierung der Planeten auf alle Tage der Woche und auf die Stunden jedes Tages vertheilt, sodann nachgewiesen, über welche Gegenstände dieser oder jener Planet Gewalt habe. Z. B. Bauen muß man unter dem Saturn, von welchem auch das Leben und die Gelehrsamkeit abhängen. Jupiter gewährt Ehre, Reichthum und die Erfüllung der Wünsche u. s. w.

Nach der Lehre der Sterndeuter erhält die Seele ihre Eigenschaften von den Gestirnen; eben so hängt das Werden und Wachsen der Frucht im Mutterleibe von ihnen ab. Ferner stehen die einzelnen Theile des menschlichen Körpers unter dem Einflusse der zwölf

Zeichen des Thierkreises. Dem Widder, als dem vornehmsten unter den Himmelszeichen, wird der Kopf als der vorzüglichste Körpertheil, dem Stier der Hals, den Zwillingen die Achseln und Schulter, dem Krebse Arme und Hände, dem Löwen die Brust, der Jungfrau den Magen, die Eingeweide, die Rippen und Arme zugeeignet. Das sind die Zeichen der ersten Hälfte des Thierkreises und diese stehen also auch der ersten Hälfte des Körpers vor. Die Zeichen der zweiten Hälfte des Thierkreises stehen mit den Theilen der untern Körperhälfte in Verbindung, als die Wage mit den Nieren, der Skorpion mit den Zeugungstheilen, der Schütze mit dem Hintern, der Steinbock mit dem Knie und den Schenkeln, der Wassermann mit den Schienbeinen, die Fische mit den Füßen und Fußsohlen. — Endlich bestimmt Albert auch den Einfluß, welchen jeder der sieben Planeten auf den Menschen, der unter ihm geboren wird, auf seine Schicksale, seine Gemüthsstimmung u. s. w. hat. Wir wollen nur eine dieser Weissagungen hier anführen, da ja ohnehin in manchen Kalendern ähnliche Dinge zu finden sind. Saturn, sagt er, ist der vornehmste Planet, aber auch dunkler, schwerfälliger und langsamer als die andern. Ein Kind, das unter ihm geboren wird, hat eine rothbraune Farbe, schwarzes, borstiges Haar, ein wildes Gesicht, starken Bart, eine schmale Brust und Einschnitte in den Fersen; ist böser Gemüthsart, treulos, boshaft, zornig, traurig und unglücklich, ist schmutzig und unrein im Anzuge, nicht wollüstig, sondern ohne großen Geschlechtstrieb und hat überhaupt lauter üble Körperanlagen.

Nach dem Planetenstand mußte sich der Arzt erkundigen, wenn er Arzneien verordnen, Operationen oder sonst irgend ein Heilverfahren ausführen wollte. Es ist gefährlich, einen Theil des Körpers zu verwunden, schneiden oder heilen zu wollen, wenn der Mond, der eine die Feuchtigkeit bewegende Kraft hat, in dem Zeichen sich befindet, unter dessen Einfluß der verletzte Theil des Körpers steht. Kopfwunden, wenn sie auch noch so klein sind, sind gefährlich, wenn der Mond in dem Zeichen des Widders, der das Haupt regiert, sich befindet, u. s. w. Sollten die Arzneien die verlangte Wirkung haben, so mußten sie genommen werden, wenn ein Planet im Rückmarsch war, das heißt, wenn er die zweite Hälfte des Kreises durchlief, um zu dem Punkte, von dem er ausgegangen war, wieder zurück zu kommen, oder wenn sich der Planet vom Abend gegen Morgen bewegte. Aber auch dann hielt man es für ersprießlich, Arzneien zu verordnen, wenn ein Planet regierte, der mit dem Namen eines wiederkäuenden Thieres bezeichnet war. Jede Gattung von Krankheiten hat ihr Gestirn, unter dem sie erzeugt wird und zunimmt.

Dieser fade Unsinn, wovon wir hier nur wenige Beispiele angeführt haben, breitete sich stets weiter aus und fand immer mehr Anhänger und Vertheidiger. Der Glaube an die Sterndeuterei hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ihr weder die Einwürfe und Widerlegungen einiger Gegner, noch die Erfahrung, die so oft ihre Nichtigkeit bewies, etwas anhaben konnten.

Die Alchymie, oder die vermeintliche Kunst, unedle Metalle in edle zu verwandeln, wurde in diesen

Jahrhunderten wieder eifrig betrieben. Schon in den ersten Zeiten nach Christo findet man Spuren von dieser Schwärmerei, welche später von den Arabern weiter ausgesponnen und von diesen zu den Abendländern gebracht wurde. Einer der ältesten Alchymisten (Goldmacher) ist der arabische Schriftsteller Geber aus dem 8. Jahrhunderte; er schrieb eine Abhandlung über diese Kunst. Am Ende des zwölften Jahrhunderts lebte Alanus Abt eines Cisterzienserklosters, welcher einige Anweisungen zur Verfertigung des Steins der Weisen hinterlassen hat. Im 14. Jahrh. scheint dieser Unfug sehr allgemein eingerissen gewesen zu sein, weil sich der Pabst Johannes XXII. gemüssigt fand, eine Bulle dagegen zu erlassen, in welcher befohlen wird, gegen die Alchymisten aufs strengste zu verfahren. Allein diese Schwärmerei hatte schon viel zu weit um sich gegriffen, als daß sie durch diese päbstliche Verordnung hätte unterdrückt werden können. Die Chemie blieb dagegen fast ganz vernachlässigt und wurde als Naturwissenschaft eigentlich gar nicht getrieben. Man begnügte sich, das zu machen, was man von den Arabern gelernt hatte, und auf gut Glück manchmal neue Mischungen zu versuchen. Feuer war das einzige, wodurch man glaubte scheidekünstlerische Vorgänge bewirken zu können. So schlecht aber die Chemie in den Händen der Gelehrten als Wissenschaft war, so viel wurden doch durch sie für Künste und Gewerbe nützliche Zusammensetzungen auf dem Wege des blinden Versuches entdeckt.

Der Glaube an die Magie und an magische Künste dauerte gleichfalls nicht bloß fort, sondern wurde immer mehr befestigt. Roger Baco, geboren 1214

und gestorben 1294, so sehr man auch sonst vor seiner Geistestiefe und Gelehrsamkeit Hochachtung haben muß, war so sehr für sie eingenommen, daß er sie allen übrigen Wissenschaften vorsetzt, und bedauert, daß man sie so sehr vernachlässige. Er sagt, daß Steine, Metalle, Kräuter, thierische und menschliche Körper, Zeichen und Wörter Kräfte enthalten, wodurch man Wunden, Krankheiten, Alter und Tod und andere Unfälle heben und entfernen könne; daß man durch die Kenntniß derselben Alles auszurichten vermöge und selbst den Kräften der Natur gebieten könne. Albert der Große eignete vorzüglich den Steinen verborgene, wunderthätige Eigenschaften zu. Einige besitzen die Kraft, dem, der sie bei sich trägt, Ehre und Ansehn zu verschaffen, andere bewirken, daß man weissagen, Träume auslegen, von Krankheiten befreien kann. Der Magnet, wenn er geweiht, und mit Schriftschnörkeln (Charakteren) bezeichnet ist, heilt, mit Most eingenommen, die Wassersucht, reizt die Frauen, wenn er ihnen unter den Kopf gelegt wird, zur Geschlechtslust; der Saphir heilt Geschwüre, die Schmerzen der Zunge und der Stirn, und hält den Schweiß zurück. Der Schwalbenstein, der in dem Bauche der Schwalbe gefunden wird, in Leinewand oder Kalbsleder eingewickelt und unter die linke Achsel gebunden, heilt den Wahnsinn, veraltete Krankheiten, Schlafsucht, und sichert vor ansteckenden Seuchen. — Die magischen Behandlungen wurden mit großer Feierlichkeit verrichtet. Man mußte sich mit Kasteiungen, Fasten, Enthaltsamkeit, Reinigen und Messehören dazu vorbereiten, und dann wurden sie unter Räucherungen, Aussprechen

heiliger Worte und Gebete, Beschwörungen und noch mehrern bekannten Zeremonien unternommen.

Die Magie, welche die weiße Kunst genannt wurde, hielt man für erlaubt, es ward sogar behauptet, daß durch diese Magie die Propheten, Apostel und andere Heilige ihre Wunder verrichtet und geweissagt hätten. Hingegen die schwarze Kunst oder die Zauberei, welche sich auf Bündnisse mit dem Teufel und bösen Geistern gründete, wurde als etwas Abscheuliches und Verdammenswerthes angesehen, und jederzeit schwebte die Freiheit und das Leben derjenigen Personen, welche man für Schwarzkünstler hielt, in der größten Gefahr. Dies führt uns auf die Hexerei und die Hexenprozesse, wovon wir aber erst in dem nächsten Kapitel näher reden wollen.

Der Geist, welcher das in Rede stehende Zeitalter beseelte, war Hang zum Wunderglauben und zu dem Glauben an geheime Künste, welche dem, der sie besitzt, zu Reichthum, Ehren und Ansehen verhelfen, und die natürliche Folge davon war das Bestreben, zu der Kenntniß dieser Künste zu gelangen und mit Geistern verkehren zu können. Man verließ den Pfad, den die Natur vorzeichnete, und schweifte mit der Einbildung in unbekannte Gegenden umher. Man haschte nach übernatürlichen Dingen und übersah das, was im Wege lag und mit leichter Mühe gefunden werden konnte. Man suchte mit weit größerer Anstrengung nach Irrthum, als man zum Auffinden der Wahrheit nöthig gehabt hätte. Jedoch alle diese Mißgriffe sind weniger dem bösen Willen jener Menschen, als den Zeitumständen zur Last zu legen.

Sie wurden veranlaßt durch den Mangel klarer Begriffe, durch Unbekanntschaft mit den wirklichen Gesetzen der Natur, durch irrige Glaubensansichten, durch die drückende Herrschaft der Kirche, die durch Glaubensvorschriften, durch Ketzergerichte, durch Bann und grausige Verbote alles Selbstdenken vernichtete, und endlich durch die Beschaffenheit der Staatseinrichtungen.

So darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn der Aberglaube auch bei dem gesunden und kranken Zustande des menschlichen Körpers eine immer größere Rolle zu spielen begann. Die Günstlinge Gottes, die Heiligen, wurden noch stets bei Krankheiten und Seuchen um Hülfe angerufen. Man wallfahrtete zu ihren Bildern und Gräbern, stellte ihnen zu Ehren feierliche Umzüge an, brachte ihnen Opfer und Gelübde, räucherte ihren Bildsäulen, um sich oder den Seinigen Befreiung von körperlichen Leiden zu verschaffen. Es gab wunderthätige Muttergottesbilder und Gnadenbilder in Menge. Man erzählte, predigte und schrieb von Nichts als von den Kuren, welche diese oder jene Heiligen, ihre Bilder und Gebeine verrichtet hätten. Die Bettelmönchsorden, welche in der ersten Hälfte des Zeitraums, der uns hier beschäftigt, entstanden waren, machten es sich vorzüglich zur Aufgabe, den Glauben an die Wunderwerke der Heiligen recht fest zu begründen und zu verbreiten. Stets aber machten sie die Stifter ihres Ordens zu den größten Heiligen und Wunderthätern, die es jemals gegeben. Die Franziskaner waren dreist genug, die Wunder ihres Franz von Assisi, dieses an Seele und

Leib siechen Menschen, über die Wunder Christi zu erheben!

Man begnügte sich aber noch nicht damit, daß man den Heiligen überhaupt die Gabe, Krankheiten zu heilen, beilegte, sondern man führte diesen Wahn noch weiter aus. So wie früher die abgöttischen und dem blinden Heidenthume ergebenen Römer ihre Göttin des Fiebers, der Niederkunft u. dergl. m. hatten, so hatten auch die Christen der damaligen Zeit die nämliche Sache nur unter veränderten Namen, obschon es in jenen Jahrhunderten eine gefährliche Ketzerei gewesen wäre, die ewige Verdammniß der Heiden zu bezweifeln. Jedes Land, jede Provinz, jede Stadt, jede Gesellschaft und jedes Einzelwesen hatte seinen Schutzheiligen; jede Naturerscheinung, jede Lebensart und Beschäftigung, selbst die Thiere und Gewächse hatten ihre Heiligen. Es gab beinahe keine Krankheit, die nicht ihren Heiligen hatte. An diese wendete man sich, wenn man krank war; und dann mußte jederzeit der Heilige angerufen werden, der über die Krankheit, an der man litt, gesetzt war, so wie es auch noch heutigen Tages in manchen fernen Ländern gehalten wird. Beim tollen Hundsbiß wendete man sich an den heiligen Hubertus, bei der fallenden Sucht an den heiligen Valentin. Der heilige Antonius von Padua war der allgemeine Arzt und Helfer. Der heilige Mävius half vom Aussatz, zu dessen Grabe in Bretagne die Aussätzigen wallfahrteten. Der heilige Ulrich stillt das Erbrechen und vertreibt die Ratten u. s. w.

Durch die Kreuzzüge wurde auch die Verehrung der Reliquien noch mehr erweitert. Die Kreuzfahrer brachten

aus dem gelobten Lande unzählige Ueberbleibsel von den Kleidungsstücken, Geräthschaften und andern Dingen mit, welche Christus, seine Jünger und andere heilige Personen besessen haben sollten. Man sammelte die Knochen der Märtyrer, die Instrumente, mit welchen sie hingerichtet worden, kurz Alles, was man nur auftreiben konnte und brachte diese Schätze von seinen Reisen mit. Ja sogar die Erde wurde aus dem gelobten Lande nach Europa gebracht und die Einwohner von Pisa sind noch stolz darauf, auf ihrem Friedhofe mehrere Fuß tief heilige Erde zu haben. Diese Heiligthümer besaßen nach der Meinung jener Zeit alle Wunderkräfte, und, wie leicht einzusehen, auch die Kraft, Krankheiten zu heilen. —

Schon die arabischen Aerzte besahen den Urin und weissagten aus demselben, und von diesen lernten es die Aerzte dieses Zeitalters, ihre Nachbeter. Man lief mit dem Uringlase zum Arzte und dieser mußte aus dem Urin die Zeichen der Krankheit und ihren Ausgang anzeigen. Damit er nun nicht in seiner Vorhersage fehle und seine Unwissenheit verrathe, antwortete er in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken, oder er forschte die Leute oder vorher ihre Dienstboten, unvermerkt aus, oder ließ sie von Andern ausforschen; dann nahm er das Harnglas mit einer wichtigen Miene in die Hand und sagte den erstaunten Kranken, was ihm seine Spione vorher berichtet hatten.

Die Mode, zu bestimmten Zeiten zu Ader zu lassen, welche aus dem Aberglauben, daß öftere Blutentleerungen die Gesundheit erhalte, entsprang, bildete sich auch vorzüglich in diesem Zeitraume aus. Man setzte, nach An-

leitung der unsinnigen Sterndeuterei, die Jahreszeiten und Monatstage fest, wo Blut gelassen werden durfte, und schwatzte, wie schon von den Arabern geschehen war, über die Auswahl der Adern. Gegen alle diese Thorheiten eiferte der brave Chauliac, welchen wir Seite 170 erwähnt haben, aber wie vermag ein einzelner weiser Mann, die Meinungen der befangenen Menschheit zu verbessern! — Auf gleiche Weise wurde auch die Zeit bestimmt, wann abführende Mittel genommen werden durften. Auch die Veränderungen des Mondes beobachtete man, wenn man etwas zum Besten der Gesundheit vorhatte. Ferner gab es schon im dreizehnten Jahrhunderte Kalender, welche Vorschriften enthielten, in welcher Zeit man pflanzen, bauen, schröpfen, abführen, Aderlassen u. s. w. sollte.

Dem Golde, vorzüglich dem gegrabenen, welches man Gottesgold nannte, legte man große Wunderkräfte bei. Wunden, die mit goldenen Instrumenten bewirkt werden, schwellen nicht an. Das Gold stärkt das Gesicht, reinigt Herz und Blut, heilt den Aussatz und Gott hat es zum Heil der Menschen erschaffen, sagt Arnold von Villanova.

Geheime Mittel wurden für besonders wirksam gehalten, welchen Wahn die Aerzte sehr gut zu benützen wußten. Je prahlender der Titel war, den das Geheimmittel führte, je großsprecherischer der Geheimnißkrämer seine Waare anzupreisen wußte, um so fester wurde daran geglaubt. An der Marktschreierei der Aerzte, so groß sie auch war, nahm man kein Aergerniß, im Gegentheil, je besser einer den Charlatan zu machen verstand, desto

mehr Zutrauen und Ansehen verschaffte er sich dadurch. Wunderpulver, Wunderbalsam, Wunderpflaster, übernatürliche Mittel gab es in Menge, wie man sich aus den Schriften der Aerzte jenes Zeitalters zur Genüge überzeugen kann. Unflätige und ekelhafte Dinge, wie z. B. Koth von Thieren, Menschenfett, Menschenknochen u. dergl. m. wurden für besonders wirksame Heilmittel gehalten. Gaddesden, ein Arzt des 14. Jahrhunderts, rühmt den Koth von Schweinen als das beste Mittel gegen alle Arten von Blutflüssen, und das Herz einer Nachtigall zur Wiederherstellung des Gedächtnisses.

So veranlaßten die Aerzte demnach selbst durch ihre abgeschmackten Meinungen, durch ihre widersinnigen Heilmittel und Kurverfahren, durch ihre Geheimnißkrämerei und Prahlsucht und durch ihr Betragen die Verbreitung des Aberglaubens beim Eintreten und Heilen der Krankheiten. Der Glaube an Sterndeuterei, Zauberei, falsche Begriffe von der Religion und noch andere Geistesverwirrungen trugen das Ihrige wacker dazu bei. Kein Wunder, wenn also die reine Lebensluft des gesunden Menschenverstandes verpestet ward und jene fürchterliche Seuche des Aberglaubens emporwucherte, welche auch noch in dem folgenden Jahrhundert, ja leider auch jetzt noch bald stärker bald schwächer wüthet oder doch wenigstens nicht ganz vertilgt ist. — Unangenehme Gefühle regen sich in unsrer Brust, wenn wir diesen langen Zeitraum nochmals überblicken. Wir sehen, wie sich der Verstand empor zu arbeiten bemühte und darüber in Irrsale gerieth; wir sehen die Wahrheit im Kampfe

mit der Lüge und der Täuschung, und diese obsiegen; die Wissenschaften keimten wieder hervor, aber da kam der Feind und säete Unkraut unter den Waizen. Der Geist der Freiheit begann lebendig zu werden und geistliche und weltliche Gewaltherrschaft drückte ihn zu Boden. Diese Wahrnehmungen sind zwar nicht erfreulich, aber befremden können sie uns nicht, denn nach dem allgemeinen Gange der Natur mußte es so kommen. Nach ihren ewigen Gesetzen gelangt man nicht durch Sprünge, sondern von Stufe zu Stufe weiter. Der Mensch, mit seinen Bedürfnissen abgefunden, fühlte nun das Erwachsen seines Geistes, und bemerkte jetzt erst, daß es für ihn mehr zu thun gebe, als Nahrung aufzusuchen, seine Blöße zu decken, und sich ein Obdach zu bauen. Unzähliche Gegenstände sah er um sich, welche seine Aufmerksamkeit erweckten und seinem Geiste Beschäftigung darboten. Auch war seine Neugierde mit dem bloßen Anschauen nicht befriedigt, sie reizte ihn vielmehr über diese Gegenstände, ihre Entstehung und ihre Eigenschaften weiter nachzuforschen, aber ungeübt im Beobachten und ohne Erfahrung, mißglückten diese Nachforschungen und er gerieth auf die Abwege, die wir eben geschildert haben. So zwecklos und unnütz also auch dieses Bestreben gewesen zu sein scheint, so war es im Ganzen dennoch wohlthätig für das Menschengeschlecht. Der Verstand wurde dadurch im Denken geübt, man lernte richtiger beobachten und sammelte Erfahrungen, welche die folgenden Geschlechter benutzen konnten. — Die rasche Einbildung eilte bei diesen Untersuchungen dem langsam prüfenden Verstande, der sich noch nicht recht

zu finden wußte, voraus, und so war nichts leichter, als der Sprung vom Natürlichen zum Uebernatürlichen. Die Einbildung schweifte in übersinnlichen Gegenden und wußte sich die Ursachen aller Erscheinungen zu erklären, wofür der Verstand in der wirklichen, in der Sinnen-Welt keinen zureichenden Grund auffinden konnte. Es mangelte an Ueberzeugung und dafür wurde der Glaube untergeschoben, dessen Sohn zu allen Zeiten der Aberglaube ist. Dies scheint der Gang gewesen zu sein, welchen der menschliche Geist in diesem Zeitabschnitte genommen hatte. Laßt uns also gerecht gegen jene Menschen sein, welche durch die Zeitumstände auf diese Irrthümer gerathen sind, denn ihre Schuld ist es nicht, daß sie sich erhalten haben und daß man erst jetzt in schwacher Weise an deren Ausrottung zu arbeiten beginnt.

Neuntes Kapitel.

Die Heilkunst und Heilschwärmerei im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Zauber- und Hexenprozesse. Der wunderliche und große Paracelsus.

Wir müssen hier zuvor noch mehrere wichtige Begebenheiten erwähnen, die für die Menschheit von den wohlthätigsten Folgen waren und den menschlichen Geist nachgerade auf die rechte Bahn brachten. Einige derselben fallen zwar schon in die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts, da sie jedoch ihre Wirkung erst in den hier zu besprechenden Zeiträumen offenbarten, so wollen wir sie nachträglich erwähnen. — Zuerst ist nun die Erfindung der Buchdruckerkunst 1440 anzuführen. Durch sie gelang es, die Schriften der alten Weisen, welche man bisher nur durch mühsames Abschreiben und mit vielen Kosten erlangen konnte, wohlfeil und in großer Menge zu verbreiten. Ferner konnten nun die Gelehrten ihre Ansichten der ganzen Welt schnell mittheilen, dadurch kamen neue Gedanken schneller in Um=

lauf u. s. w. und die Bildung des Verstandes wurde beschleunigt. — Eben so wichtig war die Entdeckung von Amerika 1492. Sie gab der Thätigkeit des menschlichen Geistes neue Nahrung und Anregung. Handel und Schifffahrt wurden vervollkommnet und erweitert. Neue Erwerbsquellen öffneten sich, die Kenntnisse wurden bereichert und dadurch lernte man Irrthümer einsehen und ablegen. Aus Amerika ward der immer mehr abnehmende Mangel an edlen Metallen ersetzt, neuer Geldvorrath verbreitet und auch unter den mittlern Volksklassen Wohlstand und Ueberfluß eingeführt. Hierdurch wurden die Bedürfnisse vermehrt, die Thätigkeit angefeuert und die Sitten verfeinert, was alles den Fortschritt der Bildung beschleunigte. — Auch die Staatsverfassungen vervollkommneten sich. Es wurde auf öffentliche Sicherheit gesehen; man faßte Lust zum Frieden und führte die Kriege nicht mehr mit solcher Grausamkeit wie vormals. Für die Wissenschaften wurde durch Anlegung neuer Universitäten, Verbesserung der Schulen, Errichtung gelehrter Gesellschaften, durch Unterstützung der Studirenden und Belohnung gelehrter Männer thätig gesorgt. Die großen Männer, welche im Anfange dieses Zeitabschnittes lebten, gaben den Wissenschaften nicht nur eine neue Gestalt, verbreiteten nicht nur über alle Gegenstände des menschlichen Wissens ein helleres Licht, sondern, genährt mit den Meisterwerken des griechischen und römischen Geschmacks, ertheilten sie, auch selbst den trockensten Lehren, Anmuth und Lieblichkeit. Erdbeschreibung und Geschichte, schöne Wissenschaften und bildende Künste wurden wieder mit

Geschmack betrieben und unter mehrern Völkern auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. In jedem Fache wurden Meisterwerke geschaffen, welche der späteste Nachkomme noch mit staunender Ehrfurcht bewundern wird. — Bei diesen Fortschritten in dem menschlichen Wissen und Erkennen, bei dieser bessern Bildung des Verstandes und bei dem neu erwachten Hange zum eignen Forschen, mußte man nothwendig auch auf das Irrige und Mangelhafte in den Begriffen über Religion und über die Mißbräuche, welche die Geistlichen damit trieben, gerathen und sich nach Befreiung davon sehnen. So entstand die Reformation. Luther und seine Helfer erschienen. Man erstaunt, wenn man die Schriften Luthers und der Männer, die mit ihm zu einem Zwecke arbeiteten, liest, mit welcher Freimüthigkeit sie ihre Meinungen äußerten, den Irrthum bestritten, dem Trug die Larve abrissen und die Bosheit geißelten, und man kann sich von der Denk- und Preßfreiheit jener Zeit kaum mehr einen Begriff machen. Was diese Schriften, welche größtentheils in der Muttersprache und mit hinreißender Beredsamkeit geschrieben waren, auf das Volk und seine Denkweise wirken mußten, hat der Erfolg sattsam gelehrt. Jeder, der für Menschenrechte und Freiheit Gefühl hat, er sei Protestant oder Katholik, segne die Asche jener Männer und verehre dankbar ihr Andenken! —

Unter diesen günstigen Ereignissen fand auch die Heilkunst eine bessere Pflege und Gelegenheit sich auszubilden. Man fing wieder an, die Werke der Aerzte in der Ursprache zu lesen, sie richtig zu verstehen und deren

Inhalt zu verbessern. Leoniceno, Arzt zu Ferrara (gestorben 1524) und Linacre, Leibarzt Heinrichs des Achten und Stifter des medizinischen Collegiums in London, waren die ersten, welche zu den Quellen zurückkehrten und bald folgten ihnen mehrere würdige Männer nach, deren Namen stets mit Achtung genannt werden muß. Wenn sie auch nur die Grenzen alles medizinischen Wissens in den Schriften des Hippokrates und Galen gefunden zu haben glaubten, so bleibt ihnen dennoch ein dauerndes Verdienst. Sie bekämpften den Unsinn der Araber und rüttelten gewaltig an dem Ansehn derselben, mochte es ihnen auch Leib und Leben kosten. In diesem Betreffe nennen wir hier denn auch einen Mann, der durch seine muthigen Umwälzungen in der Heilkunst arge Verfolgung und durch seine Freisinnigkeit in Religionssachen sich den Flammentod zuzog, es war dies der unglückliche Michael Serveto. Zu Villanueva in Arragonien geboren, hatte er in Toulouse neben der Heilkunst und Rechtsgelehrsamkeit sich auch mit geistlichen Wissenschaften abgegeben und vorzüglich die Bibel und die Kirchenväter durchforscht. Dadurch hatte er über den Begriff der Dreieinigkeit und Gottheit Christi eine abweichende Ueberzeugung erlangt, die ihm besonders in Deutschland den Haß der Katholiken und Protestanten zuzog. Hierauf widmete er sich in Paris der Heilkunst, gerieth aber durch sein freimüthiges Buch über die Beschaffenheit der Sirupe mit der dortigen hohen Schule in einen heftigen Streit, welchen jedoch das Parlament zu seinen Gunsten entschied. Dann arbeitete er im mittäglichen Frankreich, indem er theils vom Durchsehen

der Druckbogen (Correcturen), theils von der Ausübung der Heilkunst lebte, — sein berühmtes Werk über die Wiederherstellung des Christenthums aus, welches die Ursache seines Unterganges ward. Denn in Vienne auf erzbischöflichen Befehl, vielleicht schon auf Anregen Calvins, seiner Ketzereien wegen verhaftet, entfloh er arglos nach Genf, wo ihm Calvin mit der Härte eines Großinquisitors (Ketzerrichters) als einem verbrecherischen Gotteslästerer den Prozeß machen ließ, in Folge dessen er 1553 auf einem langsam brennenden Scheiterhaufen einen qualvollen Tod starb.

Die Zergliederungskunst und folglich die Kenntniß vom Baue des menschlichen Körpers wurde mit einem Eifer, wie noch nie zuvor, betrieben und der Erfolg war, daß sie in diesen Jahrhunderten außerordentliche Fortschritte machte. Die meisten wichtigen Entdeckungen in der Zergliederungskunst gehören dem sechszehnten Jahrhunderte an. Besonders aber nützte der Heilkunst die Entdeckung vom Kreislaufe des Blutes, welche Harvey machte und dadurch auf ewige Zeiten unvergeßlich sein wird. Er war 1578 zu Folkstone in der Grafschaft Kent in England geboren, hatte in Padua studirt und in London bereits einen großen Namen erlangt, als er Leibarzt vom König Jakob und Karl I. ward. Diesem folgte er auf seiner Flucht und begleitete ihn nach der Schlacht bei Edgehill nach Oxford, wo er bis zur Uebergabe dieser Stadt blieb. Dann lebte er unter den Stürmen des Bürgerkrieges in stiller Zurückgezogenheit ganz der Wissenschaft, meistens zu Richmond und London, wo er sehr geehrt und ausgezeichnet ward. Der

große Gedanke vom Kreislaufe des Blutes reifte 17 Jahre lang in ihm, während welcher er ihn unzähliche Male durch Versuche an Thieren prüfte, ehe er ihn seinen Zuhörern mittheilte; aber selbst dann noch nicht befriedigt, ließ er wiederum neun Jahre vergehen, bevor er ihn 1628 durch sein Werk veröffentlichte. In diesem wies Harvey nach, daß die Schlagadern keinen Luftgeist enthalten, wie man bisher geglaubt, sondern wirklich vom Herzen aus Blut bekommen, dasselbe weiter bis in die entferntesten Theile des Körpers führen, wo es dann durch ganz kleine Haargefäße in anders beschaffene Adern, Blutadern genannt, gelangt und so zum Herzen, nachdem es beim Hindurchgehen durch die Lungen gereinigt worden, zurückkehrt.

Auch die Wundarzneikunst bekam eine bessere Gestalt und wurde in vielen Stücken verbessert. Die Wundärzte sahen ein, es sei durchaus irrig, daß Pflaster und Salben ihre vorzüglichsten Heilmittel wären und fingen wieder an, Operationen zu machen, die sie bisher vernachlässigt und unwissenden Landstreichern überlassen hatten. Den größten und verdienstvollsten Wundarzt dieser Zeit hat Frankreich hervorgebracht: Ambrosius Pare (gestorben 1590). Er war aus Laval in Maine und machte als Wundarzt mehrere Feldzüge unter den Königen Franz dem Ersten und Zweiten und unter Karl IX. mit, und hatte das Vertrauen des letztern so gewonnen, daß er, ein Protestant (Hugenotte) vom Könige selbst in der Bartholomäusnacht (Pariser Bluthochzeit) gerettet ward. In Deutschland gab bereits zu Anfange des Jahrhunderts Hieronimus Braunschweig zu

Straßburg eine Wundarzneikunst in deutscher Sprache heraus, und etwas später (1551) Hans Gersdorf, genannt Schilhans, ebendaselbst sein „Feldbuch der Wund-Arznei," während Vavasseux in Paris das Verdienst erwarb, daß er bei Hofe einen Beschluß erwirkte, durch den in Frankreich die Wundärzte von den Bartscheerern gesondert wurden. — Mit der Wundarzneikunst blühte auch die lang verkannte und roh gehandhabte Geburtshülfe im 16. Jahrhunderte zum neuen Leben auf. Bei den Griechen und Römern war sie ganz den Hebammen überlassen worden und nur den Kaiserschnitt führten Männer aus. Im Mittelalter lehrte man sie höchst unvollkommen in den Mönchsschulen und nur rohe Weiber gaben sich damit ab, während die blutigen Operationen von herumziehenden Marktschreiern vollzogen wurden. Erst 1513 schrieb Eucharius Rößlin, Arzt zu Worms und Frankfurt, „der schwangern Frauen Rosengarten," eine Art Hebammenbuch, das lange ein Musterbuch blieb und verhältnißmäßig recht gut war.

In dieser Zeit betrat auch ein Mann die Welt, welcher als einer der merkwürdigsten und geistreichsten Aerzte und Naturforscher des 16. Jahrhunderts genannt zu werden verdient, der aber auch ein wunderbares Gemisch von tiefen Gedanken und Blicken in die Natur mit einer übermäßig ausschweifenden Einbildungskraft und vielerlei Aberglauben darstellt. Derselbe hieß Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus und wurde 1493 zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz geboren. Sein Jugendge-

schichte ist nicht ganz genau zu ermitteln gewesen; eben so wenig der Gang, den seine Ausbildung genommen hat. Er selbst sagt darüber: „Von Kindheit auf habe ich die Ding getrieben und von guten Undterrichtern gelernet. Erstlich Wihelmus v. Hohenheim, meinem Vater, der mich nie verlassen hat. Demnach und mit sampt ihm eine große Zahl, die nit wohl zu nennen ist, mit sampt vielerlei Geschriften der Alten und der Neuen u. s. w." Er nennt hierauf mehre Bischöfe und Aebte, unter andern den Abt von Spanheim, dann beruft er sich auf Entdeckungen, welche der Bergmann Fugger zu Schwaz in Tyrol und seine Gehülfen gemacht haben. Hütten und Bergwesen waren überhaupt damals in Deutschland in einem blühenden Zustande. Besonders waren die Fugger in Augsburg im Rufe großer Einsichten; sie besaßen reiche Bergwerke, unter andern eben das zu Schwaz. Nachdem nämlich Paracelsus von seinem Vater den ersten Unterricht erhalten hatte, wobei jedoch von einer gründlichen Schulbildung keine Rede war, trieb er sich an vielen Orten herum und gab sich nach Art der damaligen fahrenden Schüler mit Sterndeuterei, Weissagen aus den Linien der Hohlhand und allerlei Heilkünsten ab. Besonders hielt er sich bei Bergwerken und in Schmelzhütten auf. Hier sammelte er viele Kenntnisse von der Beschaffenheit und Zusammensetzung der Metalle, aber auch viele abergläubische Meinungen, die dann auf seine Ansichten über Medizin und Naturwissenschaft einen ganz besondern Einfluß ausübten. Er fand darin weit mehr Befriedigung, als ihm mehrere hohe Schulen gewährten, die er ebenfalls besuchte. Die

damals allgemein verbreitete Nachbetung des Galen und der stumpfe und blinde Glaube an Alles, was frühere große Aerzte gesagt und gethan, konnte dem selbstthätigen und gewaltig regen Geiste nicht genügen. Ueber den Eindruck, welchen ihm das, was er hörte und sah, machte, äußert er sich in der Vorrede seiner Schrift: „Die große Wundtarzney," so: „Ich habe je und je mit großem Aufsehen und fleißiger Arbeit mich geflissen zu erfahren den Grund in der Arznei, ob sie doch möge eine Kunst geheißen werden oder sein, oder nicht, oder was doch in ihr sei." Allein die Ungewißheit der Sache, da er gesehen, „daß so viele Kranke verdorben, getödtet, erlahmet, und gar verlassen worden," habe ihn mehre Male zu dem Entschlusse bewegt, von dieser Kunst zu lassen. Indessen habe er dies mehr seiner Einfalt zugemessen: „Hab' also die hohen Schulen erfahren (besucht) lange Jahre bei den Teutschen, bei den Italienern, bei den Frankreichischen und den Grund der Arzney gesucht, mich nicht allein derselben Lehren und Geschriften, Büchern ergeben wollen, sondern weit gewandert gen Granatan (Granada, wo damals noch von den Arabern her geheime Weisheit vermuthet ward), Lizabon, durch Hispanien, durch England, durch die Mark, durch Preuß, durch Litthauen, durch Pollandt, Ungarn, die Wallachei, Siebenbürgen, Crabaten (Croatien), Windisch Mark, auch sonst andre Länder; und in allen den Orten und Enden fleißig und emsig nachgefragt, — nicht allein bei den Doktoren, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Aerzten, Weibern, Schwarzkünstlern, bei den Alchymisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen,

bei den Gescheidten und Einfältigen." Er sei aber zu keiner Gewißheit gelangt. Als Ergebniß seiner Forschungen giebt er an: „daß ihrer keiner diese Kunst im Grunde je gewußt, noch erfahren, noch verstanden hat, und daß sie um die Kunst der Arznei gangen sind und noch gingen, wie eine Katze um den Brei, und daß sie lehrten, das sie selbst nicht wußten, daß sie ihr Disputiren nicht verstunden u. s. w. Schreier und Schwätzer waren sie in Pracht und Pomp, und war in ihnen nichts als ein Todtengrab, das auswendig schön ist, inwendig ein stinkendes faules Aas voller Würme. Auf solches ward ich gezwungen fürbaß (ferner) zu suchen, derselbigen bösen Lügen lesen verlassen, und einem andern Grund nachzufahren, der da unbefleckt sei mit den gemeldeten Fabeln und Klappern." Er warf also die Bücher von sich, so daß er selbst sagt, er habe in zehn Jahren kein einziges Buch gelesen; eigne Versuche, eignes Erforschen der Natur, und die Mittheilungen von Menschen aller Art, mit denen er auf seinen beständigen Wanderungen in Berührung kam, und denen er sehr leichtgläubig traute, sobald sie sich auf gemachte Erfahrungen beriefen, sollten ihn belehren. Genauere Nachrichten über seine Reisen sind nicht vorhanden; außer Europa hat er wohl nur die Insel Rhodus besucht. Dagegen zeigt die Art, wie er später auftrat, daß er diese Zeit zur Erwerbung eines für die damaligen Zeiten seltenen Schatzes von naturwissenschaftlichen und ärztlichen Kenntnissen, die zum Theil ganz neu waren, verwendete. Er hatte mehrere Feldzüge als Arzt und Wundarzt mitgemacht. In seinem Spitalbuche sagt er: „Dieweil ich auch im

Niederlandt, in der Romaney (römische Staaten), in Neapolis, im Venedischen, Dennenmerkischen und Niederländischen Kriegen, so treffliche Summa der Fabrischen auffbracht (geheilt) und ob den vierzigerlei Leibkrankheiten, so in denselbigen funden worden, in Gesundheit aufgericht." Ob er auf irgend einer hohen Schule förmlich Doktor geworden ist, steht nicht fest. Er nennt sich zwar beider Arzneien Doktor und sagt in seiner sechsten Defension (Vertheidigung), wo er als Grund angiebt, warum ihn die Apotheker haßten, daß er nur kurze Rezepte schreibe und ihnen ihre Büchsen nicht leere: „Nun urtheilet selbst, wem bin ich mehr schuldig? oder wem hab ich als ein Doktor geschworen?" Allein er nennt nirgends die hohe Schule, wo er den Doktortitel erhalten, und nach der geringschätzigen Art, womit er von dem Verfahren, wie die Heilkunst auf den damaligen Universitäten gelehrt wurde, spricht, ist es nicht wahrscheinlich, daß er sich irgendwo um den Doktorhut beworben habe. Der Eid, den er sich selbst aufgelegt hatte, lautet: „Das gelob ich: Meine Arznei (d. h. Heilkunst) zu vollfertigen (auszuüben), und nit von der zu weichen, so lang mir Gott das Ampt vergönnt, und zu widerreden aller falschen Arznei und Lehre, keine Hoffnung in hohe Schulen zu setzen, dem Baretlein (Doktorhut) nicht nachzustreben, demselben keinen Glauben zu geben. Demnach, daß ich die Kranken lieben will, ein jeglichen mehr als wann es mein Leib antreffe. Den Augen nit zu verlassen (ihn nicht aus den Augen zu lassen). Auch keine Arznei geben ohne Verstand, kein Geld ohn gewunnen (ohne es verdient zu haben) einnehmen; keim Apotheker zu

vertrauen, keim Gewalt befehlen (d. h. keinem Unerfahrnen oder der Kunst Fremden die Bereitung der Arzneien anzuvertrauen); nicht wähnen sondern wissen, dergleichen keinen Fürsten arzeneien (d. h. kuriren), ich hab' dann den Gewinn im Seckel, keinem Edelmann auf sein Schloß, kein Mönch, kein Nunn (Nonne) in ihrem Gewalt (Kloster) u. s. w. Das Alles bei dem, so mich geschaffen, gelobe ich." Einzelnes in diesem Eide bezieht sich auf Erfahrungen, die Paracelsus gemacht hatte. Er behandelte z. B. den Markgrafen Philipp von Baden an einer Ruhr, die ihn dem Tode nahe gebracht hatte. Die Leibärzte hatten ihn aufgegeben und der Markgraf versprach Paracelsus eine fürstliche Belohnung, wenn er ihn rette, hielt aber, als er hergestellt war, sein Wort nicht; darum nahm sich Paracelsus vor, keinen Fürsten zu kuriren, „er habe dann seinen Gewinn im Seckel."

Er trat nämlich nach seinen langen Irrfahrten endlich wieder in Deutschland auf. Mehrere glückliche Kuren an vornehmen Personen und von Krankheiten, die bisher für unheilbar gegolten hatten, wie Gicht, Wassersucht, Aussatz u. s. w. erregten großes Aufsehen. Der Neid anderer Aerzte, ungewohnte und geheimnißvolle Ausdrücke, neue Heilmittel, die er anwandte, prahlende Verkündigung seiner großen Thaten und die absprechende Art, womit er auf die bisherigen hohlen Aussprüche in der Heilkunst und auf die, die sie gethan, loszog, Alles diente dazu, seinen Ruf zu verbreiten. Er wurde daher im Jahre 1526 als Stadtarzt nach Basel berufen und hielt nun an der aus verschiedenen Gründen sehr zurück-

gekommnen hohen Schule wider die bisherige Gewohnheit in deutscher Sprache Vorlesungen. Der Zulauf, den er als Arzt erhielt, und die Menge von Zuhörern, die ihm aus der Nähe und Ferne, besonders auch von Freiburg und Tübingen, nach Basel folgten, erregten jedoch bald den Neid der übrigen Lehrer. Sie fürchteten an ihrem Erwerbe Schaden zu leiden, und daß ihre Kunstgeheimnisse der Menge offenbar möchten werden. Er gerieth daher auch hier, wie überall, bald in Streit mit seinen Amtsgenossen, die er durch heftige Ausfälle noch mehr reizte. Schon die Art, wie er auftrat, mußte sie erbittern, indem er öffentlich vor seinen Zuhörern die Werke des Galen und Avicenna verbrannte, und dadurch gewissermaßen allen damaligen Aerzten, die blinde Nachbeter und Anhänger der beiden genannten Männer waren, den Krieg erklärte. Sie versuchten daher ihm das Vorlesen bei der Universität, wo er täglich zwei Stunden gab, zu verwehren, und forderten ihn auf, sich einer Prüfung zu unterwerfen, weil man nicht wisse, ob er Doktor sei. Seinen Schülern wurde der Doktortitel verweigert. Paracelsus wandte sich deshalb in einem Schreiben an den Magistrat, stellte vor, daß er seine Anstellung bei Fürsten, Herren und Städten wegen des Rufes nach Basel aufgegeben, daß ihm viele Fremde nach Basel gefolgt seien, und verlangte Schutz. Zugleich zeigte er, wie nothwendig eine Prüfung der Apotheker und eine Besichtigung der Apotheken sei, und begehrte, daß ihm dieselbe aufgetragen und ihnen ein Eid abgenommen werde, daß sie keine geheime Verabredung mit den Aerzten haben. Dadurch aber regte er

natürlich nur noch mehr Feinde gegen sich auf. Seine Stellung wurde noch um so gefährlicher, da er sich immer mehr dem Hang zum Trunke ergab und Einige, die seine starken Mittel gebraucht hatten, und für den Augenblick geheilt worden waren, starben. Dies war auch der Fall mit dem berühmten Buchdrucker Froben; durch einen Fall von der Treppe hatte er sich am Fuße so verletzt, daß die Aerzte ihn endlich nur durch die Abnahme des Glieds glaubten retten zu können. Allein Paracelsus stellte ihn durch seine Mittel so her, daß er noch zweimal die Messe in Frankfurt zu Pferde besuchen konnte. Paracelsus gewann dadurch auch das Zutrauen eines berühmten Gelehrten, des Erasmus, dem er in einem Briefe über seine körperliche Beschwerden solche Auskunft ertheilte, daß Erasmus in der Antwort seine Bewunderung ausdrückt, wie ihn Paracelsus so genau und richtig beurtheilen könne, da er ihn nur ein einzig Mal gesehen habe. Indessen sank doch allmählich sein Ansehen in Basel durch die Umtriebe seiner Gegner und durch seine eigne Schuld. Ein Rechtsstreit mit einem Domherrn von Lichtenfels gab Veranlassung, daß er sich entfernen mußte. Dieser hatte sich geäußert, daß er Demjenigen, der ihn von seinen Magenbeschwerden befreien würde, 100 Gulden bezahlen wolle. Paracelsus übernahm die Kur gegen diese Belohnung und heilte den Kranken mit bloß drei Pillen von seiner Erfindung. Da der Domherr sich weigerte, ihm für diese geringe Arznei die versprochene Summe zu bezahlen, so belangte ihn Paracelsus vor Gerichte. Allein dieses setzte willkürlich den Lohn herunter, und da Paracelsus im Zorne

darüber sich auf höchst beleidigende Weise äußerte, so riethen ihm seine Freunde, Basel eilig zu verlassen. Dasselbe geschah nun im Jahre 1528. Jetzt begann er wieder das frühere unstäte Leben. Ueber ein Jahr trieb er sich im Elsaß herum und stand besonders auch bei dem Adel in diesen Gegenden in hohem Ansehen. Er verdiente sich hier viel Geld, ergab sich aber immer mehr dem Schwelgen und Trinken. Mit der niedrigsten Klasse von Menschen verbrachte er halbe Nächte beim Weine, und nur außerordentliche Geisteskräfte konnten bei einer solchen Liederlichkeit den Sieg behaupten. Paracelsus verhehlt dies auch nicht im Geringsten. In der Vorrede zu seinem Spitalbuche, wo er sich nach seiner Gewohnheit heftig gegen andere Aerzte äußert, sagt er: Es komme nicht auf äußere Pracht an, sondern auf Erfahrung und verrichtete Thaten. „Denn es bezeugt der Rhein, die Donau und die guten Gesellen, daß Kleidung, Haus und Hof, so wohl etwan einer unter Euch hat, mir oft ein Monat nicht gekleckt (hingereicht) hat. Es ist nicht eines Arztes Lob, so er sein Gut vertrinket, oder sein Haus im Guß durchgeht, daß er hierauf verdorben (zu Grunde gerichtet) sei. Ich hab mein Hauptgut behalten, das Geld verdümelt (verschwendet), und ob's eine Grafschaft wär, noch ist meinem Hauptgut nichts abgangen." Dieses Hauptgut (Kapital) sei die Kunst selbst, mit dieser müssen sie mit ihm kämpfen. Aus den Vorreden zu seinen Schriften ergiebt sich, daß er 1528 zu Kolmar, 1529 zu Nürnberg, 1530 zu Beritzhausen und Amberg und dazwischen in Eßlingen gewesen ist, wo, wie er sagt, sein

Elend angefangen habe, das die Nürnberger vollendet hätten. Diese Klagen beziehen sich theils auf Betrügereien, wodurch er um seinen Lohn verkürzt worden, theils auf ein Druckverbot des Rathes zu Nürnberg gegen eine seiner Schriften, das durch die Universität Leipzig war ausgewirkt worden. 1531 und in den folgenden Jahren war er zu St. Gallen und im Appenzellerlande. Einmal schreibt er in seiner kleinen Schrift: „Von der Pestilenz," „dann Gunst, Gewalt und Hundsketten waren mir zu schwer überladen." Er sei dadurch gezwungen worden, eilig fremde Lande zu besuchen, und sei also nach Insspruck gekommen, aber wegen seiner schlechten Kleidung genöthigt worden, weiter zu ziehen. Zu Sterzingen habe er dann zwei Freunde gefunden, Kerner und Max Poschinger. Während er nun da war, sei die Pestilenz eingebrochen. Er habe daher die nachfolgende Schrift über diese Krankheit dem Rathe übergeben. „Wie geschah aber mir? als einem, der sich unter die Kleien mischt, den fressen die Säu. Zween Bresten (Fehler) hatt ich an mir an demselben Ort: mein Armut und mein Frommkeit, die Armut sei dem Bürgermeister verächtlich gewesen: Jetzt ward der Sentenz (Beschluß) gefällt, daß ich kein Doktor wäre. Der Frommkeit halben richtete mich der Prediger und Pfarrer aus (zu Grunde). Also ward ich in Verachtung abgefertigt". Er sei daher mit Max Poschinger nach Meran gezogen, „daselbs hab ich Ehr und Glück funden. So aber dies mein Libell (Schriftchen über d. Pestilenz) einem gemeinen Rath und Gemeinde (zu Sterzingen) so treulich, als ihr gesetzt hab, überantwortet wäre worden,

wollte ich weder meiner Frommkeit noch meiner Armut entgolten haben. 1537 finden wir ihn in Mähren und den 5. August 1538 zu Salzburg. Dort, wo er an dem Erzbischofe Ernst, Pfalzgrafen zu Rhein und Herzog in Baiern, einen hohen Gönner gefunden, starb er, was jetzt ziemlich erwiesen, im 48. Lebensjahre eines gewaltsamen Todes, indem er bei einem meuchlerischen Ueberfall durch die Helfershelfer feindlich gesinnter Aerzte von einer Höhe hinabgestürzt ward. Im Kreuzgange des Friedhofes zu St. Sebastian in Salzburg ist ihm dort ein Denkmal errichtet und an seinem dortigen Hause, (Ecke der Linzergasse No. 365, der Andreaskirche gegenüber) sieht man sein lebensgroßes Bild. Er war kahlköpfig, ohne Bart und sehr zartem Gesichts- und Gliederbau. An seinem noch vorhandenen Schädel hat der nun verstorbene Professor Sömmering in Halle 1812 die Ursache seines Todes entdeckt. Drei Tage vorher hatte er sein Testament gemacht, worin er seine Habseligkeiten (16 Dukaten, 1 Mark 3 Loth ungemünztes Gold, 11 Mark 10 Loth Silbergeräthe, nebst Kleider u. s. w.) dem dortigen Hospitale vermachte. Seine Handschriften und seine Bücher, die blos aus einer kleinen Bibel, einem neuen Testamente und zwei Schriften über die Bibel und Evangelien bestanden, gab er einem Barbier Andreas Wentzel.

Wie jeder ausgezeichnete Mann, so muß auch Paracelsus, wenn man ihn richtig und gründlich beurtheilen will, nach den Verhältnissen seiner Zeit und nach seiner eignen Stellung zu derselben betrachtet werden. Auf diese Weise wird es erklärlich, wie ein großer Geist, in

welchem die erhabensten Gedanken lebten, der die scharfsinnigsten Ansichten und treffliche Lehren laut verkündet hat, zugleich die verkehrtesten Vorstellungen haben und dem schimpflichsten Aberglauben sich ergeben konnte. Alles was man ihm von Unsitte oder sonstigen Fehlern vorgeworfen, läßt sich wohl leicht entschuldigen und verschwindet vor der großen und steten Bedeutung dieses Mannes. Allerdings waren seine Sitten rauh, doch sind hieran Zeit und Umgang schuld, oder, wie er selbst angiebt, sein schweizerisches Vaterland, „wo man bei Käse, Milch und Haferbrod unter Tannzapfen aufwächst, was keinen subtilen und überfeinen Gesellen geben kann." War er hart und barsch gegen Schüler und Diener, so brauchte er meistens nur sein gutes Recht gegen zügelloses und undankbares Gesindel, das hinter dem Rücken seines Meisters mit dessen unverstandener Kunst Mißbrauch trieb; schalt und schmähete er in den derbsten Ausdrücken, so war dies einestheils damals Mode und wurde selbst von Luther nicht verschmäht, und andern Theils vergalt er nur Gleiches mit Gleichem, da auch er von seinen Feinden und Neidern mit Grobheit und Schmähungen überschüttet ward. Daß er der Wahrheit redlich nachstrebte, ist nicht zu bestreiten, wenn er auch häufig auf Abwege gerieth, an die Stelle des Schlechten noch Schlechteres brachte und von den Irrthümern und dem Aberglauben seiner Zeit erfüllt war. Ueber die Sterndeuterei hatte er eine bessere Ansicht, er verstand darunter die Kenntniß von den Einflüssen der Himmelskörper auf die Erde und den Menschen; unter der Goldmacherkunst aber dachte er sich die Kunst, die Metalle

zu scheiden (also einen Theil der heutigen Chemie). Allerdings sann er auch in der Weise seiner Zeit auf ein Mittel, das menschliche Leben zu verlängern und vor Altersschwäche zu bewahren, wie man ja Metalle vor Rost und Hölzer und Leichname vor Fäulniß schützen könne, indessen war dies wohl die geringste Thorheit, die er begangen hat. Was er in den allgemeinen Naturkenntnissen geleistet, davon kann hier keine Rede sein, nur so viel sei erwähnt, daß er über das Werden und Leben des Menschen höchst tiefe und ganz neue Meinungen aufgestellt hat und daß er bei der Heilung der Krankheiten der Natur keinen großen Spielraum ließ, sondern die Hülfe der Kunst vorzog. Er war es, der den Gedanken, welchen in neuerer Zeit Hahnemann und die Homöopathen weiter ausgedehnt und benützt haben, zuerst aussprach, daß Gesundheit und Krankheit etwas Aehnliches, Gleiches seien und mit gleichen Mitteln behandelt werden müßten. Er verwarf die vielen Syrupe, Latwerge und Tränke, die nach ellenlangen Rezepten bereitet wurden, und gab dafür Tropfen, Lebensgeister, Essenzen, Extrakte (das Ausgepreßte, Eingedickte), die meistens aus Metallen gewonnen wurden, indem er die Fortschritte der Chemie benützte und sehr kräftige Heilmittel in eine kleine Menge zusammendrängte. Ueberhaupt hielt er sehr auf eine einfache Arzenei und Behandlung. Daneben nahm er freilich auch die Amulete, Besprechungen und Zeichenheilungen in Schutz. Die Teufelsbeschwörungen verwirft er aber. Gegen Bilder und Verehrung der Heiligen, Wallfahrten und dergl. erklärt er sich in mehrern Stellen seiner Schriften ganz

entschieden, und rügt ernstlich den Wahn, daß durch solcherlei Mittel die Sünden gut gemacht werden. Auch noch in anderer Hinsicht findet man oft mitten in allem Aberglauben helle Blicke, z. B. wenn er davon spricht, wie aus Kindern Hexen werden und woraus man dies erkennen könne. Er räth auf solche Zeichen Achtung zu geben, diese Personen nicht hart zu behandeln oder gar zum Feuer zu verurtheilen, „sondern daß sie in die Arznei (Behandlung) kommen und von denen Dingen erlöst werden, dieweil uns Christus so viel tröstet, so wir fasten und beten, dadurch die Geister mögen austreiben.“ Endlich ist auch noch seine Vorstellung, wie die Berge und Thäler entstanden seien, höchst merkwürdig. „Anfänglich wurde die Erde von Gott ohne Thäler, Berge, Steine, Erze, eben und feste geschaffen, und erst durch die Hitze der Sonne verwandelt, in mancherlei Art, Farben, Erze, Minerale“. Es entstand nämlich durch die Sonnenhitze „eine schwefelhitzige, dunstige Wärme,“ welche die Erde ganz durchdrang. Diese Wärme vermischte sich mit der angebornen wässerigen Feuchtigkeit der Erde, woraus ein nebliger Rauch oder Dunst geworden, der sich nach und nach sehr vermehrte. Da nun jeder Dunst in die Höhe strebt, so hat derselbe hier und dort die Erde hin und her geworfen und also Berge und Hügel gemacht.

Große Geister, Leute, die eine neue Ansicht zuerst ausgesprochen, haben stets einen Schwarm von Nachbetern und Nachahmern, von denen gewöhnlich die meisten ihr Vorbild nicht verstehen. So erging es auch Paracelsus. Es dauerte nicht lange, so hatte er eine

große Schaar Anhänger, die größtentheils unberufen das Geheimnißvolle und Abergläubische seiner Gedanken an sich nahmen, aber den wahrhaft nützlichen Kern seiner Geisteswerke weder verstanden, noch zu verstehen sich bemühten. Einer der ersten und blindesten dieser Nachbeter war Leonhard Thurneyssen von Thurn aus Basel (gestorben 1595), der nach vielen Fahrten und Schicksalen am Hofe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg als Leibarzt zu höchstem Ansehen stieg, woran meist seine metallischen Heilmittel, und seine vorgeblichen Kenntnisse vom Sterndeuten und Goldmachen (Stein der Weisen) schuld war. Mit Recht sind seine Schriften voll Aberglauben und Unsinn längst vergessen.

Angeregt durch den belebenden Geist des Mannes, von dem wir eben gesprochen, geht nun die Heilkunst, zwar langsamen Schrittes und in großen Abschweifungen, ihrer Vervollkommnung immer mehr entgegen. Die Naturlehre, die Chemie, die Kräuterkunde und überhaupt alle diejenigen Kenntnisse, welche der Heilkunst helfend und leuchtend zur Seite stehen, wurden mit thätigem Eifer betrieben. Die sorgfältige Untersuchung, welche die Aerzte auf den Bau des menschlichen Körpers verwendeten, verhalf ihnen zu mehrern wichtigen Entdeckungen, durch welche sie seine Verrichtungen im gesunden und kranken Zustande besser einsehen lernten. Die lehrende, so wie die ausübende Heilkunst wurden nach und nach von manchen Irrthümern und von dem Aberglauben gereinigt, welche sich im Mittelalter eingeschlichen hatten. Mehrere große Männer bemühten sich zu verschiedenen Zeiten, der Heilkunst eine geregelte

Grundlage zu geben, sie in allgemeine Sätze zu fassen, wonach der denkende Arzt das Besondere zu leiten hat.

Jedoch bei all dem Streben des menschlichen Geistes, der jetzt seine Kräfte wieder fühlte und übte, bei all dem Eifer, mit dem die Wissenschaften von den denkendsten Köpfen bearbeitet wurden, erhielten sich die Irrthümer und der Aberglauben der vorigen Jahrhunderte noch immer fort. Diese Vorurtheile hatten sich viel zu tief in die Gemüther der Menschen eingegraben, waren durch die Erziehung viel zu lange von einem Geschlechte auf das andere vererbt worden, als daß sie so geschwind hätten eingesehen und verdrängt werden können. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß selbst Männer, welche an Einsichten und Kenntnissen weit über ihre Zeitgenossen hervorragten, sich doch nicht immer von der herrschenden Meinung losreißen konnten. Die Sterndeuterei wurde in dem 16. Jahrhunderte mit dem größten Eifer getrieben und der Glaube an sie war allgemein. Sie wurde für einen wichtigen Theil der Naturwissenschaft gehalten, und die gelehrtesten Männer lernten und lehrten sie als eine für das Menschengeschlecht höchst nützliche Wissenschaft. M e l a n ch t o n, dieser helldenkende und gelehrte Mann, hing mit vollster Ueberzeugung an dieser eitlen Kunst. Er vertheidigte in einer eignen Schrift und an mehrern Stellen seiner andern Werke die Nützlichkeit und die Gewißheit der Sterndeutung auf das Eifrigste. — Es war damals Sitte an allen großen und kleinen Fürstenhöfen, einen oder mehrere Hofastrologen (Hofsterndeuter) zu besolden, welche den Fürsten, in deren Sold sie standen, aus den Gestirnen das Ge-

schick verkündigen und bei wichtigen Angelegenheiten rathen mußten. Katharina von Medicis, Königin von Frankreich, ließ von dem Astronomen Lukas Gaurikus ihrem Gemahl, Heinrich dem Zweiten, und ihrem Prinzen die Gestirne befragen, und als dieser König im Jahre 1559 in einem Turniere eine Wunde im Auge erhielt, an der er starb, so verbreitete man bald nach seinem Tode die Sage, Gaurikus habe dem Könige dieses Unglück aus den Gestirnen vorher verkündet. Ob dies Gaurikus wirklich gethan, brauchen wir nicht weiter zu untersuchen, da wir wissen, daß dies nur zufällig eintreffen konnte und solche Weissagungen gewöhnlich ganz und gar nicht in Erfüllung gegangen sind. Die bekannte Prophezeiung eines gewissen Stöffler, der aus dem Stande der Planeten auf das Jahr 1524 eine allgemeine Sündfluth ankündigte, die die ganze Erde verderben würde, und dadurch ganz Europa in Furcht und Schrecken versetzte; was änderte sie in der Denkart jener Zeiten? Der bestimmte Termin, wo die Erde zum zweiten Male in Wasser untergehen sollte, ward mit banger Beklommniß erwartet und ging ohne Sündfluth vorbei, vielmehr war die Witterung in den meisten Ländern heiter und schön und ohne allen Regen. Nun sah man freilich ein, nicht daß Stöfflers Weissagung falsch gewesen, nicht daß die Sterndeuterei eine eitle und trügerische Kunst sei, sondern daß man sich umsonst gefürchtet habe, weil man in der Bibel fand, daß Gott dem Noa verheißen, die Erde nicht mehr durch eine Sündfluth heimzusuchen. Nun war mit einem Male die Ehre des Lügenpropheten und der Sterndeuterei ge-

rettet, denn nach dem Stande der Gestirne hätte allerdings eine Wasserfluth kommen sollen, aber Gott habe sie, seines dem Noa gegebenen Versprechens wegen, nicht zugelassen. Und die Mönche schrieben es ihrem Fasten und Beten zu, daß dieses angekündigte Unglück nicht in Erfüllung gegangen war.

Bei dem damals so sehr verbreiteten Hange zur Sterndeuterei ist es nicht anders zu erwarten, als daß sie auch jetzt noch, eben so wie in den vorigen Jahrhunderten, bei der Heilkunst mitsprach und mit zu ihr gerechnet wurde. Sie wurde auf den hohen Schulen gelehrt und von den Aerzten ihren Schülern als eine höchst nützliche Kunst empfohlen. So sagt z. B. Johann Schöner in Nürnberg in der Vorrede zu seinem 1528 herausgegebenen „Büchlein viler bewerter Ertznei:" „Ein Artzt on die Astrologey ist gleich wie ein blinter, on einen fürer" und ferner: „Wiwol die Ertzney eine lauter ware kunst, für sich selbs vollkummen ist, dennoch ist aber kein Artzt vollkummen on diese edele kunst Astrologey, denn alle diese underste ding werden guberniret (verwaltet), und regieret durch die obersten, das ist durch das Gestieren."

Vorzüglich wurde auch die Sterndeuterei mit der Chemie (Scheidekunst) verbunden und man mußte bei den chemischen Unternehmungen eben so aufmerksam auf die Gestirne sehen als bei der Behandlung eines Kranken. Man nannte die vermeintliche Einwirkung der Gestirne, den astralischen Einfluß, und erklärte mit eben der Zuversicht Erscheinungen daraus, als aus den begreiflichen, also natürlichen, Ursachen. Viele schmeichelten sich be-

sonders durch die Kenntniß des astralischen Einflusses (aster heißt Stern auf lateinisch) zu der Kunst aus einzelnen Theilen von Pflanzen- oder Thierkörpern, den ganzen Körper wieder hervorbringen zu können, zu gelangen. Daß bei gewissen Versuchen mit Todtenknochen Poltern und Lärm im Hause entstand, liest man in den Schriften dieser Lügner häufig, bisweilen sahen sie auch ganze Gestalten aus ihren Schmelztiegeln hervorgehen. Die Mährchen von Geistererscheinungen wußten sie sehr gut als Bestätigung ihrer Thorheit zu benützen.

Um diese Zeit sproßte eine neue Ranke des Aberglaubens in den gedruckten Kalendern hervor. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst hatte man allerlei beschwerliche Hülfsmittel ausgedacht, um zu wissen, wie man in der Zeit lebte; jetzt da diese Kunst erfunden war, konnte man sich auf eine leichtere Art Kalender verschaffen und jener Hülfsmittel entbehren. Die Verfasser der Kalender waren aber lauter Sterndeuter und ließen natürlich diese schöne Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen. Sie versahen also die Kalender mit Prophezeiungen, Gesundheitsregeln, Vorhersagen der Witterung, u. dergl. m., welche sich alle auf das Sterndeuten gründeten. Sie erklärten darin die Zeichen des Thierkreises und den Einfluß, welchen jedes derselben auf den menschlichen Körper hat: bestimmten nach dem Laufe des Mondes und der Planeten, wann man bauen, reisen, säen, das Haar abschneiden, baden, Kinder entwöhnen und Kranke kuriren müsse u. s. w. Alle diese Anweisungen und Vorhersagen waren in so allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt, daß sie gewisser-

maßen auf alle Dinge und Personen paßten. Aberglauben aller Art, also auch Aberglauben in der Heilkunst, ward durch die Kalender befördert und verbreitet und noch heutigen Tages lassen sich Spuren davon auffinden.

Die Chiromantie, oder die Kunst aus den Linien der flachen Hand die Gemüthsart eines Menschen zu bestimmen und aus diesen Linien seine Schicksale zu weissagen, ward gleichfalls für eine untrügliche Kunst gehalten, zu den ernsthaften Beschäftigungen eines Gelehrten gerechnet und wissenschaftlich betrieben. — Wenn man die Hand ausstreckt, so bemerkt man auf ihrer inneren Fläche, unter jedem Finger, eine kleine Erhabenheit, welche von der andern durch eine Vertiefung abgesondert ist. Diese Erhabenheit nannten sie Hügel und jeder stand unter der Herrschaft eines Planeten: Der Hügel des Daumens nach Einigen unter dem Mars, nach Andern unter der Venus; der Zeigefinger unter dem Jupiter; der Mittelfinger unter dem Saturn; der Ringfinger unter der Sonne; der kleine Finger unter der Venus oder auch Merkur. Die hohle Hand beherrscht der Mond und das Dreieck in der Hand nach Einigen Mars, nach Andern Merkur. Die Linien auf dem Hügel des Daumens zeigen an, ob ein Mensch stark, tapfer und wollüstig ist. Aus dem Hügel des Zeigefingers erkennt man, ob und zu welchen Ehrenstellen u. Aemtern man gelangen wird. Der Hügel des Mittelfingers bestimmt die Fähigkeiten des Menschen zu Zauberkünsten, man kann aus seinen Linien lesen, ob Jemand viel Arbeiten, Armuth, Gram und Sorgen auszustehen habe, ob er das viertägige Fieber

bekommen und in Gefangenschaft gerathen werde. Der Hügel des Ring= (4.) Fingers weissagt Freundschaft, Macht und Ehre, und der des kleinen Fingers schöne Weiber und Wollüste. So liest man in den lateinischen Büchern des Cardanus über die Verschiedenheit der Dinge (S. 79). Die Linien werden eingetheilt in solche, welche man in jeder Hand immer antrifft, und in solche, die nur zuweilen und unterschiedlich vorkommen. Die Linien der ersten Art sind: die Lebenslinie, die Linie, welche an dem Hügel des Daumens schräg in der flachen Hand herabläuft; die Lebenslinie, welche unter dem Zeigefinger quer über die Hand hinläuft, die Kopflinie, welche mitten in der Hand abwärts steigt; diese drei Linien bilden das Dreieck. Die Brustlinie, welche über der Lebenslinie in gleicher Richtung läuft, und die Grenzlinie oder der Drachenschwanz, die Linie zwischen dem Handgelenk und der Mittelhand. Die unbeständigen Linien sind: der Sonnenweg, die Milchstraße, die verbrannte Straße, der Venusgürtel, die Linie des Mars. (Nach Kaspar Peucers Schrift, lateinisch, 1591. Seite 368.) Aus diesen Linien der Hand glaubte man die Beschaffenheit des Körpers und der Seele zu ergründen und die Schicksale der Menschen weissagen zu können, und bezweifelte ihre Wahrheit nicht im geringsten.

Kometen, Nordscheine, Nebensonnen und andere ähnliche Erscheinungen am Himmel wurden in diesen Jahrhunderten immer für Vorboten wichtiger Ereignisse gehalten, aus denen man Kriege, theure Zeiten, Pest, den Tod großer Personen, wichtige Veränderungen von Reichen und Staaten u. s. w. verkündigte. Jede Er=

scheinung dieser Art setzte alle Gemüther in Schrecken und Zagen und man erwartete mit Furcht und Zittern die Dinge, die da kommen sollten. In der Verwirrung, in welche man durch diese Erscheinungen gestürzt wurde, traute man seinen Augen nicht mehr, sondern griff zu den Brillen und Vergrößerungsgläsern, welche die geschäftige Einbildungskraft darreichte, und so sah man durch diese feurige Schwerdter am Himmel, geharnischte Männer mit blutiger Rüstung, Heere, welche gegen einander kämpften und was dergleichen Schreckensbilder noch mehr waren. Im Jahre 1621, im Septembermonate, sah man in Frankreich ein Nordlicht von ungemeiner Helle mehrere Stunden lang, in welchem man Säulen und Strahlen wie Blitze entdeckte. Ganz Frankreich gerieth darüber in Schrecken, denn man sah nun am Himmel Heere in Schlachtordnung gegen einander stehen und endlich mit einander kämpfen, ja man hörte sogar den Donner der Kanonen. Und wie oft setzten solche Naturerscheinungen ganze Länder in Furcht und Schrecken!

Aus Unkunde der Natur und ihrer Erscheinungen wurden mehrere ganz natürliche Ereignisse, deren Ursache aber noch nicht entdeckt war, für Strafgerichte, für Vorboten wichtiger Begebenheiten oder für Zeichen des göttlichen Zornes gehalten. So ward z. B. der vermeintliche Blutregen, welche Erscheinung bekanntlich durch die entleerten Stoffe gewisser Schmetterlinge veranlaßt wird, lange Zeit für ein Zeichen des göttlichen Zornes gehalten, worüber die Menschen in die größte Angst und Furcht geriethen, bis die wahre Ursache dieser schreckhaften Er=

scheinung von Peucer 1608 durch einen Zufall entdeckt wurde. Zur Zeit, als die Geistlichen in der Mark Brandenburg über die Pluderhosen und andere Moden so gewaltig eiferten und dessen ungeachtet den Modenteufel nicht verbannen konnten, kamen häufig Mißgeburten zur Welt, welche mit Pluderhosen und andern männlichen und weiblichen Modetrachten verunstaltet waren. (So steht geschrieben in Möhsens Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg S. 257). Kinder mit einem Male an der Stirn oder an einem andern Theile des Körpers, mit Haaren an Stellen, wo gewöhnlich keine vorhanden sind, Kälber, Schafe mit zwei Köpfen u. s. w., konnten die größte Bestürzung veranlassen. Man glaubte, Gott wolle durch sie den Menschen seinen Zorn zu erkennen geben, und sie damit nach seiner Barmherzigkeit zur Buße und Bekehrung ermahnen, damit sie den über sie verhängten Strafgerichten noch bei Zeiten entfliehen möchten. Auch dieser Gattung des Aberglaubens wurde von den damaligen Gelehrten eine wissenschaftliche Form gegeben und Terasкopie genannt. Sie theilten, wie z. B. der oben erwähnte Peucer that, diese Wunderzeichen ein: in Mißgeburten von Menschen und Thieren, und in Erscheinungen, die durch mancherlei Luftgestalten und Bilder, oder durch einen ungewöhnlichen Schall, durch Donner und Blitz, zukünftige Ereignisse andeuten. Nur Ein Beispiel: Kurz vor dem Tode des Kurfürsten Johannes von Sachsen sah man zu Eisenach folgende Erscheinungen, welche in dieser Ordnung nach einander bemerkt worden sein sollen: Einen alten, verdorrten, umgestürzten Baum;

einen gerüsteten Reiter, welcher einen Baum trug, dessen Zweige abgehauen waren; einen Jagdhund; ein großes, schwarzes Kreuz in einer dichten schwarzen Wolke; einen fürchterlichen Blitz, der unter schrecklichem Donner aus jener Wolke fuhr, und den Flecken, in den er zu stürzen schien, in Brand zu stecken drohte. Ob ich mir gleich, fährt Peucer fort, nicht anmaße, eine Deutung dieser Erscheinung zu geben, so schließe ich doch aus dem Erfolg, daß durch sie Veränderungen in der sächsischen Familie und die Kriege und Bedrückungen, welche die Kirche betroffen haben, angezeigt worden sind. Er glaubt, daß diese Luftgestalten von Gott selbst, oder von den heiligen Engelein gebildet würden, welche aus Liebe zu zu dem Menschengeschlechte ihre, durch den beständigen Umgang mit Gott, erlangten Kenntnisse von der aufeinander folgenden Reihe der Begebenheiten, durch diese Bilder auf eine sinnliche Weise den Menschen mittheilten und ihrer Betrachtung überließen, theils um sie von zukünftigen, unvermeidlichen Schicksalen vorher zu benachrichtigen, theils um sie dadurch zu ermahnen, an ihre Sünden zu denken, die Größe der Gefahr, welche sie sich dadurch zuziehen, zu ermessen, darüber ernstliche Buße zu thun und sich zu bekehren, damit die Strafen noch abgewendet werden möchten. — Ferner theilte man diese Wunderzeichen ein, in neue, ungewöhnliche Erscheinungen in den sogenanten Elementen, z. B., wenn es Blut, Milch, Früchte, Steine regnete; wenn die Teiche mit Blut gefärbt waren; und endlich noch eine vierte Klasse, zu der man die Gaukeleien des Satans zählte, wenn nämlich böse Geister unter mancherlei angenom-

menen Gestalten sich sehen ließen, um die Menschen zu ängstigen. Hierher gehörten alle Gespenstererscheinungen, wovon in diesem Jahrhunderte Alles voll war. (So finden wir in der oben erwähnten Schrift Peucers S. 445, 447 u. s. w.).

Auch die Träume wurden noch immer für bedeutungsvoll gehalten. Man glaubte noch immer künftige Begebenheiten aus ihnen prophezeien zu können, machte sich mit ihrer Auslegung viel zu schaffen und gab Anweisungen, wie sie gedeutet werden mußten. Selbst den Aerzten wurde es noch zugemuthet, auf die Träume ihrer Kranken zu achten, um aus ihnen über die Beschaffenheit des Körpers, des Gemüths und der Krankheit selbst Aufschluß zu erhalten.

Noch immer dauerte der Glaube an die weiße und schwarze Kunst (Magie) unerschüttert fort, ja der Glaube an die letztere erreichte erst in diesem Zeitraume seinen höchsten Gipfel. Dies führt uns hier zu dem Glauben an Teufel, bösen Geistern, Hexen und Hexereien, worüber wir etwas Näheres anzugeben für eine hohe Pflicht halten, da dieser Teufelsspuk gar lange gewüthet, Familienglück zerrissen, Gut und Blut Tausender von Menschen gekostet hat und ein düsteres Bild von dem Wahn und der Verirrung des menschlichen Geistes entwirft, der vorzüglich im 15. und in den zwei folgenden Jahrhunderten allgemein sein böses Wesen trieb.

Der Glaube an das Vorhandensein und die Wirksamkeit von Hexen und Hexenmeistern ist nach der des Heidelberger Arztes und Professors Erastus 1577 gegebenen und gutgeheißenen Erklärung, wenn Weiber

und Männer, nachdem sie Gott und die Religion abgeschworen haben, sich durch ein förmliches Bündniß dem Teufel ergeben, damit sie, außer vielen andern Versprechen und Hoffnungen, von ihm unterrichtet würden, wie sie mit Zauberwörtern, Kräutern und andern Dingen, die an sich unschädlich sind, die Elemente in Unordnung bringen, Menschen, Vieh, Aeckern und Früchten Schaden zufügen und andere wunderbare Dinge, die in der Natur unmöglich sind, hervorbringen können. Der Begriff, Hexerei, ist zum Theil aus den Zeiten des Heiden- und Judenthums. Aus dem letztern ging die nun weiter ausgebildete Lehre vom Teufel und der Glaube an Zauberei zu den Christen über und wurde der Grundsatz einer Lehre von bösen Geistern, die mit der Verbreitung des Christenthums über den ganzen Erdboden allgemein und von geschichtlicher Wichtigkeit wurde. Es wurde, wie aus vielen Stellen des neuen Testaments hervorgeht, und die keine Ausleger wegdeuten können, das Dasein böser Geister und eines Obersten derselben allgemein angenommen und behauptet, daß sie — unter Gottes Zulassung — Gewalt hätten, den Menschen geistig und leiblich zu schaden: So ermahnt Petrus die Gläubigen: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge, dem widerstehet fest im Glauben!" und auch Paulus spricht von Kämpfen mit dem Fürsten der Finsterniß, den bösen Geistern unter dem Himmel. Aber die Gewalt des Teufels war nicht mehr so furchtbar, er war des Einzigen Gottes Macht unterworfen und Christus war gekommen, die

Werke des Teufels auf Erden zu zerstören und seinem Reiche ein Ende zu machen. Diese Ansicht herrschte in den ersten drei Jahrhunderten der Kirche; erst nachdem das Christenthum über das Heidenthum siegte, herrschende Religion ward und mancherlei Sekten entstanden, veränderte sich diese Ansicht und die Lehre vom Teufel und seinen bösen Geistern gewann eine neue Ansicht. Die vom Teufel Besessenen wurden immer zahlreicher und eine eigne Klasse Geistlicher, die Austreiber (Exorcisten) waren damit beschäftigt, sie zu heilen, d. h. durch Gebet, durch das heilige Zeichen des Kreuzes und andere Mittel, den bösen Geist zu beschwören und auszutreiben. Der Glaube, daß den Menschen von seiner Geburt an gute und böse Geister umschweben und daß er der Gewalt des Satans unterthänig sei, erhob sich immer mehr mit dem nirgends ganz vertilgten Aberglauben an Zauberei. Die vorzüglichste Nahrung fand er in den Lebensbeschreibungen der Heiligen aus den frühern Jahrhunderten, nach diesen haben die Heiligen harte Kämpfe mit dem Teufel zu bestehen, der ihnen in den verschiedensten Gestalten als Versucher erscheint. Von Jahrhundert zu Jahrhundert entwickelt sich der Glaube an Zauberei immer weiter und breiter. Seine festesten Stützen sind das Mönchsthum und die große Unwissenheit der Zeit. Die Mönche brüteten die abentheuerlichsten und unsinnigsten Hirngespinnste aus, und die Klöster waren die eigentliche Fabrik dieses Volkswahnes. Die Mönche suchten eben diesen Wahn am eifrigsten zu verbreiten, sie gaben dem, was bisher nur Bilder in der Einbildung waren, feste Gestalt; sie schilderten die Teufel

mit großen, dicken Köpfen, langen Hälsen, hagern, gelben Gesichtern, langen, schmutzigen Bärten, Pferdezähnen, feurigen Augen, wie Kohlen, glühenden Schlünden, breiten Mäulern, knotigen Knien, krummen Beinen, geschwollenen Knöcheln und umgekehrten Beinen. Aber trotz dieser Ungestaltetheit, trotz diesem ungeschlachten Wesen dringen sie doch durch alle Thüren, Gitter und Ritzen und stören den Heiligen und in Gott Versunkenen in seinem Gebete. — Bemerkenswerth ist es, daß der Glaube an Zauberei im 8., 9. und 10. Jahrhunderte sich um so mehr ausbildete, je mehr es Sitte ward, Heilige und Reliquien zu verehren. Während der Kreuzzüge scheint sich dieser Glaube etwas gemildert und mehr ein heiteres Wesen angenommen zu haben. Man erzählte sich in Gedichten und Romanen von Helden, die von guten oder bösen Feen erzogen, von Zwergen begünstigt, mit verzauberten Gürteln, Ringen, Schwertern beschenkt, verzauberte Prinzessinnen aus der Gewalt von Drachen erlöst u. s. w., wie wir dies noch heute in den alten Büchern lesen können.

Das erste Beispiel, wo vorzüglich das weibliche Geschlecht der Zauberei angeklagt wird, finden wir bei der Krönung Richard Löwenherz 1189, welcher eine Bekanntmachung vorausging, daß sich dabei keine Juden und keine Weiber sehen lassen sollten, weil letztere der Zauberei verdächtig und Hexen wären. Ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, Namens Cäsar, erzählt von Hexen, die des Nachts in die Häuser flögen, die Schlafenden drückten und ihnen schwere Träume einflößten, damit sie nicht erwachten, die zu essen und Lichter

anzubrennen schienen, den Menschen Glieder ablösten und verkehrt ansetzten, die Kinder wechselten, und er weiß, daß im britannischen Meere Sirenen auf den Klippen sitzen, die langes Haupthaar, Frauenbrüste und alle Glieder nach Weibergestalt bis auf den Nabel haben und in Fische enden; die mit dem süßesten Gesange die Herzen der Vorbeifahrenden durchdringen und sie verlocken, daß sie Schiffbruch leiden; er führt als gemeine Sage an, daß es Drachen gebe, die menschliche Gestalt annehmen, in Höhlen der Flüsse ihre Wohnung haben, bald als goldner Ring, bald als Becher auf dem Wasser schwimmen und Weiber und Kinder mit sich in Grund führten. Dieser Cäsar erzählt auch unter andern, daß ein in der schwarzen Kunst erfahrner Geistlicher von einem bösen Geiste in die Hölle geführt und ihm daselbst der Landgraf Ludwig von Thüringen leibhaftig gezeigt worden sei, der große Martern leiden mußte, weil er Kirchengut an sich gerissen! Auch erwähnt er Beispiele von Menschen, die mit dem Teufel förmliches Bündniß geschlossen; so erzählt er von einem Jünglinge, der, mit dem Teufel im Bunde, starb, aber wieder aufgeweckt wurde, um zur Buße einen Kreuzzug zu machen. Das Uebel wurde unendlich vermehrt, als man anfing, Ketzerei und Zauberei zu vermischen und letztere für einen Theil oder ein Merkmal der erstern zu halten, als Päbste ihre Ketzerrichter mit Vollmachten versahen, die der Zauberei Verdächtigen zur Untersuchung zu ziehen, und diese in ihrer groben Unwissenheit mit mönchischer Glaubenswuth eiferten, ein Verbrechen aufzudecken und zu bestrafen, das nur in ihren Köpfen vorhanden und ihr eignes

Hirngespinst war. Ihr Eifer war um so größer, da die Herrschaft des Pabstes und der Mönche, durch die Lehre Peters Waldo, um 1160, der Bilder, Reliquien, Ohrenbeichte und andere Menschensatzungen verwarf, und in Piemont, Südfrankreich, Italien, in der Schweiz und am Rhein viele Anhänger fand, in Gefahr kam und mit den verschiedenen Sekten der Waldenser keinen geringen Kampf hatte. Wirklich finden wir, daß gerade in den Gegenden, wo sich diese Sekten am zahlreichsten ausgebreitet haben, auch die meisten Hexen verbrannt wurden. So wurden in den Jahren 1230 bis 1240 zu Trier, in welcher Stadt die Ketzer drei Schulen hatten und sogar die Bibel in der deutschen Sprache lasen, — viele alte Weiber verbrannt, weil sie nicht gestehen wollten, daß sie die Kröte gesehen, oder selbst als Kröte da oder dort gewesen seien; und dieses Verbrennen nahm am Rheine so überhand, daß endlich zu Mainz laut und ernst geklagt wurde, daß Viele unschuldig angegeben und bestraft würden und Mäßigung eintreten müsse. Es ist von nun an häufig bei den Zaubereien von Thierverwandlungen die Rede; so sagt der Pabst Gregor der Neunte in einem Briefe an Heinrich, Sohn des Kaisers Friedrich II., „weil der Teufel durch unsern Herrn Jesum Christum besiegt ist und innerlich keine Herrschaft mehr hat, so übt er äußerlich in unsern Tagen die unglaublichsten Dinge aus," und spricht von der Kröte, der Gans, dem Frosche u. s. w.

Im 14. Jahrhunderte wird das gerichtliche Verfahren gegen Zauberei allgemeiner und bestimmter und schärfer. Sogar in dem berühmten Prozesse gegen die

Tempelherren, die Mitglieder eines um die Christenheit verdienten und sehr reichen Ritterordens, mußte Zauberei dem Könige Philipp dem Schönen zum Vorwande ihrer Einkerkerung, Hinrichtung und Vernichtung dienen, 1309 bis 1312. Sie wurden angeklagt, Gott und Christum verläugnet, dem Teufel gedient und Zauberei getrieben zu haben. Unter andern abentheuerlichen Dingen wurden sie beschuldigt, daß der Teufel in ihren Zusammenkünften in der Gestalt eines Katers erschienen und von ihnen angebetet worden sei. Unter den Qualen der Folter gestanden alle, nur der Großmeister Jakob von Molay und Gui nicht, was der Richter wissen wollte. Alle widerriefen in der Todesstunde; es wurden 59 an einem Tage durch langsames Feuer getödtet. Nach dieser abscheulichen Gewaltthat theilten der König und der Pabst Klemens der Fünfte die vielen Güter dieses Ordens in Frankreich. — Vorzüglich das südliche Frankreich war, nebst Deutschland und Italien, wegen seiner Hexereien verrufen.

Im 15. Jahrhunderte gewinnt nun das Hexenwesen seine weitere Ausbildung und der Hexenproceß einen geregelten und gesetzlichen Gang durch die Bulle des Pabstes Innozenz des Achten, die am 4. December 1484 erlassen wurde. Der Pabst, ein Mann ohne große Bildung und von ausschweifendem Lebenswandel (er hatte 16 in Unkeuschheit erzeugte Kinder), erließ diese Bulle auf Bitten der Ketzerrichter in Deutschland, die, wie wir andeuteten, schon früher die der Zauberei Verdächtigen zur Untersuchung zogen, aber in solchem Beginnen sowohl von Priestern als von weltlichen Obrigkeiten

gehindert wurden; „es gebe Leute, sagt die Bulle, welche mehr verstehen wollten, als es nöthig wäre, ja die sich nicht schämten, zu behaupten, daß Leute über solche Verbrechen nicht bestraft werden dürften." Dann trägt er Kraft dieses apostolischen Briefes drei Predigermönchen, dem Heinrich Institor, Jakob Sprenger und Johann Gremper auf, die Laster der Zauberei auszuspähen, zu bestrafen und auszurotten, wie sie nur wüßten und könnten, und befiehlt dem Bischofe von Straßburg die Inquisitoren (Untersucher) zu schützen und jeden Widerspenstigen, ob hoch oder niedrig, furchtbar und ohne jede Berufung zu bestrafen. Dieses war das schrecklichste Werkzeug in den Händen verschmitzter und gewissenloser Ketzerrichter, und auf welche schauderhafte Weise sie es handhabten, zeigt das Buch: Der Hexenhammer, welches der oben genannte Jakob Sprenger verfaßt und worin das ganze Hexenwesen auseinander gesetzt wurde. Im ersten Theile wird von den Wirkungen des Teufels durch Hexen und Hexenmeister, von den durch böse Geister mit Menschen erzeugten Kindern, von den Hexen selbst und den verschiedenen Arten, wie sie den Menschen schaden u. s. w., weitläufig geredet. Weiterhin bietet Sprenger alle Gelehrsamkeit auf, nachzuweisen, daß das Weib vorzüglich einen besondern Hang zur Hexerei besitze, und sucht mit aller möglichen Mühe die Untugenden und Schwächen des weiblichen Geschlechts darzuthun. Drei Dinge giebt es, sagt er, die im Guten und Bösen weder Maß noch Ziel zu halten wissen, nämlich die Zunge, ein Geistlicher und ein Weib. „Es ist nicht zuträglich zu heirathen. Denn was ist ein Weib Anderes als eine

Feindin der Freundschaft, eine unvermeidliche Strafe, ein nothwendig Uebel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswerthes Uebel, eine häusliche Gefahr, ein ergötzlicher Schaden, ein Uebel der Natur mit schönen Farben überzogen." Dann meinte er, die Weiber seien wegen ihrer Leichtgläubigkeit, wegen ihres schlaffern Baues, ihrer schlüpfrigen Zunge, ihres Vorwitzes, ihrer Zanksucht und ihres Neides empfänglicher für die Hexerei als die Männer. Selbst die krumme Ribbe aus der Seite Adams u. dergl. wird zur Herabsetzung des schönen Geschlechts angeführt. Doch genug von diesem Unsinne. Im zweiten Theile dieses Werkes werden zwei Hauptfragen abgehandelt. 1) Wie man sich vor der Macht der Zauberei zu verwahren habe, und von den verschiedenen Arten und Wirkungen derselben; und 2) wie man die Zauberei wieder aufheben, lösen und heilen könne, wenn man dadurch beschädigt worden ist. Den obrigkeitlichen Personen, die wider sie das Recht pflegen, den Hexenrichtern, den Geistlichen, die andächtig die Kirchenmittel gegen sie anwenden, und den Heiligen, die unter dem besondern Schutze der Engel stehen, können die Hexen, nach Sprengers Versicherung nichts anhaben. Aber vorzüglich den frommen Jungfrauen stellt der Teufel durch die Hexen nach. Der Teufel schadet durch die Hexen auf dreierlei Weise den Menschen, durch zeitlichen Verlust, durch Verlust des Glaubens und der Gnade Gottes und durch Verlust der Seelen Seligkeit. Im zweiten Kapitel sind die Hexen nach Gattungen abgetheilt; es giebt beschädigende, welche nicht helfen können; helfende, die Niemanden

schaden können, und beschädigende, die wieder entzaubern und helfen können. Die schädlichsten und furchtbarsten der ersten Gattung sind die Kinderfresserinnen. Diese Hexen schaffen Hagel, Donnerwetter und Sturmwinde nach ihrem Belieben, sie fahren von einem Orte zum andern durch die Luft; entweder körperlich oder durch die Einbildung; sie machen sich und andere auf der Folterbank gegen alle Schmerzen unempfindlich; sie bezaubern selbst die Sinne der Richter und verwirren sie durch Mitleid oder durch Liebe; sie berauben Menschen und Thiere der Zeugungskraft; sie haben durch Hülfe des Teufels Offenbarungen von zukünftigen Dingen und können solche ganz bestimmt voraussagen; sie sehen abwesende Dinge eben so gut als gegenwärtige; sie erfüllen die Gemüther der Menschen unwillkührlich mit unbändigem Haß und mit unbändiger Liebe; sie zerstören die unreifen Kinder im Leibe der Mutter; sie bewirken unzeitige Geburten; sie vermögen durch bloßes Ansehen Menschen und Thiere zu behexen und zu tödten, mit Einem Worte, sie verüben alle Bosheit, aber ihre größte Leidenschaft ist, daß sie Kinder fressen. Alle Hexen dieser Klasse leben mit dem Teufel in Unzucht. Das Bündniß mit dem Teufel wird entweder in öffentlicher Versammlung oder bloß mit der Person allein abgeschlossen. Die Mittel gegen die verschiedenen Zaubereien bestehen meistens in solchen, wie sie nach dem damaligen kirchlichen Geiste den Mönchen zum Nahrungs- und Erwerbzweige dienten, also Fasten, Beten, Beichte, Communion, das Zeichen des Kreuzes, auch geweihtes Wasser, Salz, Rauch, Amulete, Beschwörungen, Aus-

treibungen u. dergl. Der dritte Theil des Buches handelt von dem eigentlichen Herenprocesse. Nachdem Sprenger behauptet, daß alle, die den Teufel anrufen, Ketzer seien und vor das Inquisitionsgericht gehörten, um das sich keine weltliche Macht, kein Bischof, kein Fürst zu kümmern hätte, stellt er 35 Fragen auf, wie der Prozeß anzufangen, fortzusetzen und das Urtheil zu sprechen sei. Von diesen Fragen wollen wir die hauptsächlichsten anführen, da sie die Grundlage aller spätern Herenprocesse und Lehrbücher darüber geworden sind. 1) Wie der Herenproceß einzuleiten sei? Der Richter darf ohne vorhergegangene Anklage, ohne Anzeige auf bloßes Gerücht hin, daß es an einem Orte Heren gäbe, aus eignem Pflichtermessen die Untersuchung anfangen. 2) Von der Anzahl der Zeugen. Im Munde zweier oder dreier besteht die Wahrheit. Doch wird dem Richter Vorsicht empfohlen. 3) Darf ein Richter Zeugen zusammensuchen, sie durch einen Eid zwingen, die Wahrheit zu sagen, auch sie mehrmals verhören? dies ist dem geistlichen Richter erlaubt. 4) Was müssen die Zeugen für Eigenschaften haben? Excommunizirte, Mitschuldige, Infame, entlaufene, liederliche Knechte können in Glaubenssachen als Kläger und Zeugen auftreten, ja Ketzer wider Ketzer, Here wider Here, die Frau gegen den Mann, Kinder gegen Eltern, Geschwister gegen Geschwister zeugen. 5) Sind Hauptfeinde auch als Zeugen zuzulassen? Wer dem Beschuldigten erweislich nach dem Leben getrachtet, nicht. Ist die Feindschaft aber keine erhebliche, so macht ihre Aussage einen halben Beweis aus, stimmt sie aber

mit der Aussage eines andern Zeugen überein, einen ganzen. 6) Besondere Fragstücke für Hexen. Unter diesen kommen vor: Ob sie wisse, daß sie für eine Hexe gehalten werde? Warum sie sich im Stalle oder auf dem Felde habe sehen lassen? Warum sie das Vieh oder das Kind berührt habe? Wie es gekommen, daß es gleich darauf krank geworden? Was sie bei der Entstehung des Gewitters auf dem Felde gethan habe? Woher es komme, daß ihre Kuh mehr Milch gebe, als vier oder sechs Kühe anderer Leute? u. s. w. Zu den Fragstücken, die später fast bei jedem Prozesse vorkommen, gehören noch folgende: „Ob sie Feuer in fremde Häuser gezaubert? Ob sie sich nicht unterstanden, Donner, Hagel und Ungewitter zu erwecken? Luft, Wasser und Weide zu vergiften? Ob sie nicht Mannheit geraubt, Weiber unfruchtbar gemacht habe? Ob sie nicht mit ihren Gespielinnen in die Keller gefahren, und den Wein abgetragen und verderbt? Wer die gewesen, denen sie Hexerei und Zauberei gelehret? Wie sie nach den nächtlichen unholdischen Versammlungen gefahren?" 7) Ob die Beschuldigte für eine Hexe zu halten sei und wann man sie für eine überwiesene Hexe zu halten habe? 8) Wie die Hexe zur gefänglichen Haft gebracht werden soll? Es wird der Rath ertheilt, sie beim Ergreifen alsobald von der Erde aufzuheben, damit sie mit ihren Füßen den Erdboden nicht berühren und sich dadurch in Freiheit setzen könne. 9) Was nach der Gefangennehmung zu thun sei, und ob man den Gefangenen die Namen der Zeugen zu sagen nöthig habe? Dies wird ganz dem Belieben des Richters anheim gestellt. 10) Wie die

Vertheidigung (Defension) zu gestatten und ein Anwalt anzuordnen sei? Es war sehr gefährlich, eine Hexe zu vertheidigen, denn geschah dies über die Gebühren, so kam der Vertheidiger selbst in den Verdacht der Hexerei. Mithin war die Vertheidigung eine elende Spiegelfechterei! 11) Was der Advokat zu thun habe, wenn ihm die Namen der Zeugen nicht bekannt werden? 12) Wie man eine Todfeindschaft zu erforschen habe? Die Richter werden zu den schamlosesten Pfiffen und Schlichen aufgemuntert, um die Angeklagten zu verwirren und irre zu führen, Alles zum Besten der Religion und des gemeinen Wesens. 13) Was der Richter vor dem Verhör in der Folterkammer zu beobachten habe? 14) Wie eine Hexe zur Tortur zu verurtheilen sei, wie man sie am ersten Tage zu foltern habe, und ob man ihr das Leben versprechen dürfe, um sie zu einem freiwilligen Geständniß zu bringen? 15) Ueber die Fortsetzung der Tortur, die Zeichen, woran der Richter eine Hexe erkennen kann; ferner, wie er sich vor ihren Zauberkünsten zu hüten, und dem durch Zauberei bewirkten Stillschweigen auf der Folter zu begegnen habe. 16) Von der Zeit und der zweiten Art des Verhöres. 17) Ueber die Reinigungsmittel von Seiten der Hexen. Die Feuerprobe wird widerrathen, weil der Teufel ein großer Kräuterkundiger sei, und es Kräuter gebe, die vor dem Feuer schützten. 18) Wie das Endurtheil abzufassen sei? 19) Auf wie vielerlei Art Jemand so verdächtig werden könne, daß ihm die Todesstrafe zuerkannt werden muß? 20) Ueber die erste Art, ein Urtheil zu fällen. Die übrigen Fragen beziehen sich meistens auf die ver-

schiedenen Arten der Urtheile gegen solche, die in einem größern oder geringern Verdachte der Hexerei stehen, oder die Alles abgeleugnet, die sich durch die Luft gerettet haben u. s. w. Die 35. und letzte Frage handelt davon, wie man Zauberei und Hexen, die an ein höheres Gericht appelliren (sich berufen), zu behandeln habe. Die Berufung muß, entsprechend dem ganzen verabscheuungswürdigen Verfahren, erschwert, der Prozeß in die Länge gezogen und andere nichtswürdige Kniffe versucht werden. — Dieses ist das mit Blut geschriebene Gesetzbuch, die Richtschnur, nach der drei Jahrhunderte lang unzählige Opfer dem Aberglauben und der einseitigen Glaubenswuth der geistlichen und weltlichen Richter in Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, England, ja selbst in den neu entdeckten Ländern Amerika's hingeschlachtet wurden. Von dem Grundsatze ausgehend, daß Hexerei ein ausgenommenes Verbrechen sei, hielten es die alten Hexenrichter nicht nur für erlaubt, sondern für nothwendig, alle rechtlichen Schranken zu überschreiten und mit den Hexen nach Gutdünken zu verfahren. So waren die Unglücklichen, die durch Zufall oder Krankheit oder Aberwitz in den Verdacht der Hexerei kamen, dem blinden Eifer dummer Pfaffen, den Leidenschaften weltlicher Richter Preis gegeben. Durch Städte und Dörfer liefen Ausspäher, Ankläger, Schöffen, Richter und Henker, welche keines Geschlechts und keines Standes schonten, um Verdächtige zu finden. Wer angeklagt wurde, war verloren; nur ein Wunder konnte ihn aus den Klauen solcher Richter retten, die, wenn ein menschlicheres Gefühl ihre Seele durchzog, und sie mit Milde oder Mitleid er=

füllte, von ihren Amtsgenossen verdächtigt, angeklagt und selbst als Zauberer verbrannt wurden. Selbst nach der Bestimmung der peinlichen Gerichts ordnung Karls des Fünften war es leicht, der Hexerei wegen in Untersuchung gezogen zu werden.

Alle die unzähligen Hexenprozesse der verschiedenen Länder Europas, von der Zeit Innozenz des Achten und seinen Ketzerrichtern bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts haben eine große Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung. Der Glaube an Hexerei war zu einer festgewurzelten Sache geworden; überall ruhte sie auf denselben Grundlagen, überall hatte sie dieselben Stützen. Der Hexenprozeß gehörte nicht dem Wesen des Volkes an, sondern war eine weltgeschichtliche Einrichtung; am Ebro wie am Rhein, an der Themse wie an der Seine, in den Alpen wie an den Meeresküsten, in Freistaaten wie in Königreichen, in katholischen wie in protestantischen Ländern loderten die Scheiterhaufen für denselben Wahn. Werfen wir nun einen Blick auf das gerichtliche Verfahren gegen Hexen.

Die Hexenfolter war in allen Prozessen das gräßliche Mittel, jedes beliebige Bekenntniß aus den Verdächtigen und Ergriffenen herauszupressen. Die Hexe wurde gewöhnlich rücklings, damit sie nicht den Richter behexen könne, in das erste Verhör geführt. Der Richter fragte nach der oben beschriebenen Art, und wandte alle Künste an, sie durch Drohungen und Versprechungen zu einem Geständnisse zu bringen; jede List, jeder Betrug, wenn er zum Ziele führte, war erlaubt; der Richter versprach z. B. der Hexe ein neues Haus

zu bauen, und verstand darunter das hölzerne Gerüst zum Scheiterhaufen, er versprach, daß ein offenes Geständniß ihr das Leben retten werde, und meinte das ewige Leben. Läugnete sie das angeschuldigte Vergehen, so wurde sie bei den geringsten Verdachts-Anzeigen, wenn sie z. B. bei ihrer Verhaftung nur gesagt, es ist um mich geschehen, oder wenn ein Pulver, Salbe und dergleichen sich bei ihr fand, oder wenn sie Jemanden mit Krankheit und Unglück gedroht hatte ꝛc., peinlich verhört, das heißt, so lange aufs grausamste gefoltert, bis sie gestand, was der Richter wissen wollte. Die Henker, welche in den Hexenprozessen eine bedeutende Stelle neben den Untersuchungsrichtern einnehmen, eiferten mit den Richtern um den Preis größerer Unmenschlichkeit. Die Sprache ist zu arm, um alle die Pein, Marter und Grausamkeiten zu schildern, welche die Unglücklichen auf der Folterbank auszustehen hatten. Viele starben während der Tortur; diesen hatte, in der Sprache der Richter und Henker, der Teufel das Genik umgedreht, damit er nicht verrathen werde; Andere gaben den Geist auf, bald nachdem sie von der Folterbank abgelöst wurden; noch Andere versuchten sich selbst zu entleiben, um einer zweiten Folter zu entgehen. Ohne neue Anzeigen durfte die Folter nicht wiederholt werden; aber die Richter umgingen das Gesetz, indem sie die Folter nicht wiederholten, aber, wie sie es nannten, nach Zwischenräumen von einigen Tagen wieder fortsetzten. Wer dreimal gefoltert worden und nicht gestand, mußte frei gelassen werden, wurde aber des Aergernisses wegen aus dem Lande verwiesen. Wenige nur hielten die Folter

aus; Tausende bekannten, was sie nie gesehen, nie gethan, nie gewußt hatten; die Meisten starben lieber, als daß sie noch Einmal die Marter der Folter aushielten. Hatte der Richter das eigene, durch Schmerz erpreßte, durch untergeschobene Deutungen geleitete Bekenntniß, so gab er sich keine Mühe, die Sache genauer zu untersuchen, die verschiedenen Umstände gehörig festzustellen. Er sprach das Schuldig aus und von der Folter wanderten die Unglücklichen zum Holzstoße. Die Henker hatten bei dem Foltern verschiedene, theils abergläubische, theils sehr empörende Gebräuche; damit sie leichter zum Bekenntniß gebracht werden sollten, wurde ihnen Hexensuppe, ein Getränk aus Bier, geriebenem Brod, Hechtgalle, schwarzem Kümmel und gestoßenen Knochen verbrannter Hexen, wohl gesalzen durch einander gemischt, gereicht; ein Hemd von Werg, das an einem Tage gesponnen, gewoben und gemacht worden, angezogen; um den Teufel zu verjagen, ein Amulet umgehängt oder sie und die Folterkammer mit Weihwasser besprengt. Auch hatte man für die Hexen eigne, zu diesem Zwecke erbaute Gefängnisse; noch mancher finstere Hexenthurm in den Mauern weiland freier Reichsstädte erinnert an die Grausamkeit vergangener Jahrhunderte. Auch galt in Deutschland der Hexenstock oder der Pfahl, an den sie beim Verbrennen gebunden wurden, wie Stock und Galgen, als ein Zeichen des Blutbannrechtes.

Bei der Untersuchung war das Hexenmahl oder Hexenzeichen von großer Bedeutung. Es bestand nämlich bei den Richtern die Ansicht, daß der Teufel

nach abgeschlossenem Bunde jede Hexe, wie der Hirte seine Schafe, zeichne. Sobald eine Person wegen Hexerei eingezogen wurde, wurde sie von den Henkersknechten am ganzen Leibe besichtigt und ihr alle Haare am ganzen Leibe weggeschnitten und abgebrannt, theils um das Hexenzeichen besser zu entdecken, theils um sich zu überzeugen, daß sie kein Hexenpulver, Pulver von dem Herzen oder einem andern Gliede eines ungetauften, getödteten und verbrannten Kindes, das die Kraft besitzen sollte, gegen alle Schmerzen der Folter unempfindlich zu machen, bei sich versteckt halte. Fand sich ein Zeichen, so wurde, um zu untersuchen, ob es natürlich oder teuflisch sei, mit Nadeln und Pfriemen darein gestochen, fühlte die Gestochene keinen Schmerz, so war sie ohne Zweifel eine Hexe; manchmal wurde das Hexenzeichen herausgeschnitten und es kamen Fälle vor, wo die armen Hexen verbluteten. So wurden selbst die unschuldigsten Naturspiele zu furchtbaren Anklägern gegen die Menschen.

Wer sich von dem Verdachte der Hexerei reinigen wollte, mußte eine Hexenprobe bestehen. Es gab verschiedene solcher Proben; die gewöhnlichsten aber waren die Wasser-, Thränen- und Wageproben. Die Wasserprobe, das Hexenbad genannt, bestand darin, daß den Angeschuldigten Hände und Füße kreuzweise zusammengebunden, um den Leib ein Strick befestigt und sie ins Wasser geworfen wurden. Schwammen sie ohne Schaden empor, so hielt man sie für Hexen, fielen sie aber auf den Grund, so wurden sie für unschuldig erklärt. Das jüngste Beispiel einer solchen Wasserprobe ist vom Jahre 1823, wo eine

Frau aus Delten in Overyssel, in den Niederlanden, die in den Verdacht kam, eine Wöchnerin behext zu haben, sie siegreich bestand! In der Zeit der Hexenprozesse hing es von den Henkersknechten ab, welche die Hexe am Stricke hielten, ob sie sinken konnte oder nicht. Da man glaubte, daß eine wirkliche Hexe nicht weinen könne, so wurde auch eine Thränenprobe versucht. In dem Augenblicke, wenn die Hexe ausgekleidet vor der Folter stand und die Marterwerkzeuge vor Augen hatte, oder wenn sie von der Folterbank an allen Gliedern zerrissen, an allen Nerven ausgedehnt oft bewußtlos vor Schmerz weggenommen wurde, wurde sie von dem Richter feierlich beschworen, im Namen der Dreifaltigkeit, durch die bittern Thränen Jesu Christi, die er am Kreuz vergossen u. s. w. auf der Stelle häufige Thränen zu vergießen, wenn sie unschuldig, aber keine, wenn sie schuldig sei. Die dritte Probe, die Hexenwage, bestand darin, daß die Hexe oder die Angeklagte schwerer sein mußte, als sie geschätzt worden war. Die Stadtwage in Büdewater in Holland war als Hexenwage so berühmt, daß selbst Beschuldigte in fremden Ländern, die Hexen aus Münster, Paderborn, Köln dahin appellirten, sich wägen ließen und die Befundscheine des Bürgermeisters an die Hexenrichter brachten. Auch in Ungarn ward die Hexenwage noch in Prozessen des 18. Jahrhunderts angewandt.

In allen gerichtlichen Verfahren wird auch noch von Hexenfahrten und Hexentänzen gesprochen, angeblich Versammlungen, wo die Hexen vom Teufel, in Bocks- oder sonstiger Gestalt, getauft, eingeweiht wurden

und dann um ihn herum tanzten. Ferner wird einer Hexensalbe gedacht, womit sich die Hexen den Leib bestrichen und dann mit einer Ofengabel, einem Besen u. dergl. versehen, unter dem Spruche: „oben aus und nirgends an!“ zum Schornstein hinaus in die Versammlung flogen.

Alle die so eben erwähnten Thatsachen, auf welche der Richter sein Schuldig gründete und das Gesetz: „Zauberei soll durchs Feuer bestraft werden,“ durch welches in Europa während des Hexenwesens Millionen Menschen hingerichtet wurden, anwandte, beruhen, im Lichte unserer Zeit betrachtet, auf dem herrschenden Irrglauben an die Person und Macht des Teufels. Die katholische und evangelische Geistlichkeit kämpfte mit gleicher Heftigkeit für das Dasein und die Macht des Teufels. Erstere, und vorzüglich die Mönche, damit die wunderbaren Teufelskämpfe ihrer Heiligen und die Schutzkraft ihrer Reliquien und sonstigen Mittel gegen des Teufels Gewalt, womit viel Geld verdient ward, nicht das Zutrauen verlören. Die Protestanten dagegen beriefen sich in ihrem Eifer auf die Bibel und Luthers Erklärung. Luther selbst, dessen Gegner seine Mutter für eine Hexe, und ihn für die Frucht eines Buhlteufels erklärten, war in dem Volksglauben seiner Zeit befangen und glaubte aufrichtig an einen leibhaftigen Teufel und dessen fortdauernde Wirkungen auf der Erde, an Zauberei und Wunder von bösen Geistern. In diesem Sinne spricht er an vielen Stellen seiner Bibelerklärungen, in seinen Liedern und in seinen Tischreden vom Teufel und seinem Anhange.

Wir kommen nun zu der Vernichtung des Glaubens an Hexerei und Aufhebung des Hexenprozesses. Schon bei der Einführung des Hexenprozesses gab es einzelne hellsehende und verständigere Männer, die sich den untersuchenden Richtern widersetzten und den Glauben an Hexerei bekämpften. In Italien trat zuerst ein Rechtsgelehrter in Piacenza, Ponzivibius mit Namen, um 1515 gegen den Hexenwahn auf und behauptete in einer Schrift, daß die Hexen irre geleitet und verblendet seien, und ihr Geständniß daher Nichts beweise. In Italien war überhaupt der Hexenprozeß nicht so furchtbar. Die Sündentaxe in Rom erlaubte den Hexen, die ihre Künste abgeschworen, sich von der Strafe loszukaufen, und in Bologna bestand diese in Pranger und Ruthenhieben. Der erste in Deutschland, welcher kühn den allgemein herrschenden Zeitglauben an Hexerei angriff und bekämpfte, war Johannes Wier, oder Weyer, geboren 1515 zu Grave in Brabant, gestorben 1558, Leibarzt des Herzogs von Kleve, ein gelehrter, freimüthiger, offener Mann, wahrscheinlich katholischer Religion. „Er hat, wie ein Abt an ihn schreibt, zuerst das Eis gebrochen und die unglücklichen alten Weiber vor einer schrecklichen Barbarei gesichert.“ In seinen Schriften: „von den Blendwerken des Teufels“ und „von der erdichteten Herrschaft des Satans“ leugnet er zwar den Teufel nicht, und wie hätte er es auch wagen können, ohne selbst verbrannt zu werden? — aber er räumt dem Teufel nicht eine solche Gewalt über den Menschen und die Natur ein, die nothwendig war, wenn Hexen das begehen wollten, weß-

wegen sie nach des oben erwähnten lieben Herrn Sprengers Ausdruck eingeäschert wurden. So offen und kühn Wier diese Gräuel bekämpfte, so hatten seine Schriften doch wenig Wirkung, ausgenommen daß man zu seiner Zeit im Herzogthum Kleve vorsichtiger und menschlicher mit den vermeinten Hexen verfuhr, während in dem benachbarten Herzogthum Lothringen in 16 Jahren von einem Hexenrichter Remigius, der selbst ein Buch von Unholden und Zaubergeistern schrieb und endlich sein Leben auf dem Scheiterhaufen als Zauberer endete, 800 Hexen verurtheilt und verbrannt wurden. Gleichzeitig mit Wier hatte auch Cornelius Loos, ein Geistlicher zu Mainz, den Muth, zu behaupten, daß die Hexenprozesse ungerecht seien. Er wurde gefangen gesetzt und mußte widerrufen. Freigelassen, wagte er die nämlichen Behauptungen nochmals, wiederum erfuhr er dasselbe Schicksal und schwieg eingeschüchtert. Auch in dem folgenden 17. Jahrhunderte, in welchem der Hexenunfug seine höchste Höhe erreichte und sich in Unsinnigkeiten jeder Art überbot, wo in den Burgen der Ritter, in den Pallästen der Großen, in den Büchersälen der Gelehrten, auf jedem Blatt in der Bibel, in den Kirchen, auf dem Rathhause, in den Stuben der Aerzte und Naturlehrer, in dem Kuh- und Pferdestalle, in der Schäferhütte, überall und überall der Teufel war, wo jedes Donnerwetter, jede Feuersbrunst, jede Seuche, jedes Gebrechen dem Teufel und den Hexen in die Schuhe geschoben, wo jedes geschwächte Mädchen, jedes ehebrecherische Weib vom Teufel in Person verführt wurde, in diesem durch die Schrecken und Noth des 30jährigen Krieges noch furcht-

barern Jahrhunderte, gab es einige einsichtsvolle Männer, welche sich bemühten, das Volk über die Hexerei aufzuklären. Unter diesen verdient der bayersche Jesuit Adam Tanner (starb 1632) genannt zu werden. Er predigte und ermahnte die Richter, von der willkührlichen, gewaltthätigen Behandlung der Hexen abzulassen und vorsichtiger zu sein, da Vieles nur Täuschung wäre. Nach seinem Tode verweigerten ihm die Tyroler christliches Begräbniß, weil sie in seiner Tasche einen unter Glas gebrannten haarigen Teufel gefunden hätten; mit Mühe konnten sie belehrt werden, daß der haarige Teufel ein Floh in einem Mikroskope (Vergrößerungsglas) sei. Auch der Jesuit Friedrich Spee (st. 1635) erhob seine Stimme in einer Schrift von den Prozessen gegen die Hexen. Er entdeckte sich als Verfasser dieser Schrift dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, und sagte ihm, daß er das graue Haar, welches er schon im blühenden Alter trug, den Hexen verdanke, die er zum Holzstoß begleitet, dem tiefen, sein Leben verzehrenden Kummer über die Bekenntnisse, die ihm von so vielen Schlachtopfern des Aberglaubens und der gesetzmäßigen Grausamkeit gemacht worden wären. Doch Spee's guter Same trug wenig Früchte. Am Ende des 17. Jahrhunderts, nachdem in einigen Ländern bereits der Hexenprozeß beschränkt und abgeschafft worden war, erschien Balthasar Beckers, eines holländischen Geistlichen, „bezauberte Welt,“ in welchem Buche er als denkender Kopf mit großer Freimüthigkeit den ganzen Teufels- und Hexenkram angriff und mit siegreichen Waffen bekämpfte. Aber die übrigen holländischen Herren Geistlichen nahmen

sich des in die Enge getriebenen Teufels an und verfolgten den kühnen und helldenkenden Becker so sehr, daß er nach vielen erlittenen Kränkungen 1698 starb. Aber der Triumph seiner Gegner dauerte nicht lange! **Christian Thomasius** aus Leipzig, geboren 1655, gestorben am 28. Septbr. 1718, Lehrer an der 1694 gegründeten hohen Schule zu Halle, welcher nach Luther den wohlthätigsten Einfluß auf Mit- und Nachwelt hatte, machte den Gräueln der Hexenprozesse und dem Glauben an den Teufel und seine Macht, wie er seit dem Erscheinen des Hexenhammers sich ausgebildet und erhalten hatte, ein Ende. Noch im Jahre 1698 soll Thomasius selbst als Berichterstatter in einem Hexenprozesse auf den Tod der Angeschuldigten angetragen haben, aber durch die Einwürfe eines seiner Amtsgenossen zum Nachdenken gebracht, in Kurzem zu einer andern Ueberzeugung gekommen sein. Von nun an war er ein unermüdlicher Bekämpfer des Unsinns und behauptete offen und keck, daß der seit Jahrhunderten gefürchtete Teufel gar nicht vorhanden sei, wenigstens nicht, wie ihn Pfaffen- und Volksglaube vertheidige, und mit dem Teufel müßten auch seine Werke fallen. Seine Schriften über diesen Gegenstand erregten eine Menge Gegner und Vertheidiger des alten Aberglaubens, aber Thomasius Geist und Gewandtheit, sein Freimuth und seine Beharrlichkeit siegten, das Licht wurde über die Finsterniß mächtig, der Hexenprozeß in dem protestantischen Deutschlande hörte auf! Friedrich der Große sagte, Thomasius verschaffte den Weibern das Recht alt zu werden! Nach seinem Tode wurden die

Angriffe gegen das Dasein des Teufels wiederholt, doch war auch das achtzehnte Jahrhundert noch nicht ganz von Hexenprozessen frei. Namentlich finden wir in den katholischen Ländern noch manches Beispiel von grausamen Verurtheilungen und Hinrichtungen. So wurde zu Würzburg Maria Renata Siegerin, Subpriorin des Klosters Unterzell im Jahre 1749 als eine Hexe verbrannt. Zu Glarus wurde 1783 die letzte Hexe dem Feuertode übergeben. —

Man glaube aber nun nicht, daß wir zu Ende sind mit dem Aberglauben, welcher im 16. u. 17. Jahrhunderte blühte. Wenn man auch nur einer Art von Aberglauben zugethan ist, so ist nichts leichter als der Uebergang zu allen übrigen Gattungen und Arten. Wer einmal an Hexen und Gespenster glaubt, was läßt sich von dem nicht erwarten, was er noch Alles glauben kann. Der Geist des Zeitalters, von dem wir reden, war nun einmal für den Wunderglauben bestimmt, es kann daher nicht befremden, wenn wir außer den besagten Irrthümern noch mehrere dieser Art gewahr werden. Freilich sind es lauter Irrthümer, welche längst vorhanden und also in den Gemüthern der Menschen zu fest eingewurzelt waren, als daß sie von der noch im Aufkeimen begriffenen Aufklärung sogleich hätten erschüttert werden können.

Während nun ein Theil des Volks und der Aerzte alle Krankheiten dem Teufel und den Zauberern zuschrieb, so sahen andere, die von der Vorstellung, daß sie Strafgerichte Gottes wären, ausgingen, dieselbe als eine Zulassung Gottes, bald von dem Teufel, bald aber von zu diesen Geschäften bestimmten Engeln an. Robert

Fludd entwarf ein Lehrgebäude dieser Verrichtungen und wußte genau, welcher Engel dazu beordert war, diesen oder jenen Teufel im Zaum zu halten oder loszulassen, nachdem der Mensch mit dieser oder jener Krankheit befallen werden sollte.

Das Wahrsagen, oder die Kunst aus gewissen Zeichen einem Menschen seine zukünftigen Schicksale vorher zu verkünden, ernährte damals auf Kosten der Leichtgläubigkeit Betrüger in Menge.

Der alte, wiewohl bis jetzt noch nicht ausgerottete Wahn, den wir schon bei den alten Egyptern gefunden haben, als ob man sich durch das Anhängen gewisser Dinge vor Uebeln aller Art sichern, oder von ihnen befreien könne, fand, wie leicht zu erachten, in diesen Jahrhunderten großen Beifall. Man hatte Anhängsel (Amulete) aller Art, und nicht nur solche, welche vor Behexen und Bezaubern schützen, welche behext und unverwundbar machen konnten u. s. w., sondern es gab deren auch in Menge, welche theils vor Krankheiten bewahren, theils dieselben heilen sollten. Da man alle Uebel auf der Welt für Wirkungen des Teufels und seiner Werkzeuge, der Hexen und Zauberer, hielt, so ist es wohl kaum zu bewundern, daß man Krankheiten, welche ja auch dem Feinde alles Guten und der Gesundheit, wie Luther den Teufel selbst nennt, zugeschrieben wurden, besser und sicherer durch übernatürliche Dinge zu heilen glaubte, als auf die gewöhnliche und natürliche Weise. Die Aerzte selbst, welche größtentheils eben so abergläubisch waren, als ihre übrigen gelehrten und ungelehrten Zeitgenossen, glaubten an die Wirksam-

keit der Amulete und wendeten sie, wenn sie mit ihrer Kunst am Ende waren, nicht selten an. Vorzüglich geschah dies in hartnäckigen und unheilbaren Krankheiten, wo man solche abergläubische Mittel am häufigsten anzuwenden pflegte, wie in der fallenden Sucht, dem kalten Fieber, dem Bisse von wüthenden Thieren u. s. w. Die Namen der heiligen drei Könige wurden noch immer für ein sicheres Mittel gegen die fallende Sucht gehalten, wenn sie der Kranke, auf ein Papier geschrieben, bei sich trägt. Wier kannte einen vornehmen Edelmann, welcher gegen den Biß von wüthenden Hunden ein Stückchen Apfel, worauf er: Hax pax max Deus adimax schrieb, zu essen gab, um das Wuthgift unschädlich zu machen. Ein anderes Mittel gegen diesen schlimmen Zufall war, daß man den Gebissenen ein Stückchen Brod verschlingen ließ, auf welchem diese Worte geschrieben waren: frioni, Khirioni essera Khader fere. Gegen den Zahnschmerz hielt man die Worte: Galbes galbat galdes galdat, auf einen Zettel geschrieben und angehängt, für wirksam, und was dergleichen abgeschmackte Dinge mehr waren. Ringe, Siegel, Bänder, Schriftschnörkel, aus Wachs geformte Bilder gebrauchte man ebenfalls zu solchem Aberglauben. Um zu verhüten, daß die heißen Freuden der Brautnacht durch keine Bezauberungen gestört werden können, mußte der Bräutigam vorher seinen Urin durch den Trauring ablassen; durch diesen Kunstgriff konnte er alle ihm zugedachte Neckereien vereiteln und das Brautbett mit Ehren besteigen. Diesen erbaulichen Rath gaben — die Aerzte

Nicolaus und Wilhelm Varignana und der Wundarzt Argelata.

Die Talismane standen auch in großem Ansehen, und kamen vorzüglich durch Paracelsus und Thurneyssers Empfehlung sehr in Aufnahme. Sie wurden aus Zinn, Silber und Gold verfertigt und mußten unter einem gewissen Stande der Planeten geschmolzen und gearbeitet sein. Die Thurneysserschen Talismane hatten gewöhnlich auf der einen Seite das Bild des Planeten, unter dessen Herrschaft sie verfertigt waren, und auf der andern Seite eine Rechentafel, und der Name Gottes oder die Namen von Engeln waren mit hebräischen Buchstaben darauf eingegraben. Jeder Talisman war vermögend, die Krankheiten, welche von dem auf ihm abgezeichneten Planeten abhingen, abzuwenden, wenn er an dem Halse getragen wurde, so wie überhaupt die Talismane als sichere Schutzmittel gegen alle möglichen Unglücksfälle galten. Thurneysser trieb auch mit diesen Artikeln einen einträglichen Handel, und selbst Aerzte kauften sie ihm häufig ab, und hängten sie als Heilmittel ihren Kranken um den Hals.

Die Waffen, mit denen man sich am kräftigsten und sichersten gegen die Angriffe des Teufels vertheidigen und ihn in die Flucht jagen könne, glaubte man, wie oben theilweise schon erwähnt, in Beschwörungsformeln, Segensprechen, Nennung des Namen Gottes und in Hersagen gewisser Bibelstellen u. s. w. zu besitzen. Die Wahnsinnigen jener Zeiten, welche sich von dem Teufel besessen glaubten, wurden an heilige Orte gebracht, wo man den Teufel, nach vorhergegangenen Gebeten, im

Namen des dreieinigen Gottes beschwor, aus den Besessenen zu entweichen und öfters wurde der Wahnsinn durch solche Aeußerlichkeiten geheilt.

Der Gruß, womit man Gespenster anzureden pflegte, war die bekannte Formel: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!" und dieses Wahlsprüchlein besaß die Kraft, den bösen Feind, der die frommen Christen ängstigte, unschädlich und verschwinden zu machen. Die neugebornen Kinder, welche wegen der sündhaften Empfängniß so lange für ein Eigenthum des Teufels gehalten wurden, bis sie die Taufe empfangen hatten, reinigte der Priester von diesem unsaubern Gaste dadurch, daß er ihm im Namen Gottes gebot, aus dem Kindlein zu weichen und dem heiligen Geiste Platz zu machen, und leider wurde diese Zeremonie zu Gunsten des Aberglaubens noch lange beibehalten. Bei allen widerwärtigen Zufällen, welche den Menschen auf dem stürmischen Meere des Lebens treffen können, war der Name Gottes, Segensprechen, u. s. w. der Nothanker, den man sogleich auswarf, und es versteht sich von selbst, daß man auch bei Krankheiten diese Mittel nicht unversucht ließ. Es würde ein Leichtes sein, eine Menge solcher Beispiele des Unsinns und des Mißbrauchs des göttlichen Namens zusammen zu lesen, wir wollen nur ein Paar aus des weiter oben erwähnten W i e r vortrefflichen Schriften hier anführen: „Es ist Volksglauben, sagt dieser würdige Gegner des Hexenunfugs, man könne sich von Zahnschmerzen heilen, wenn man während der heiligen Messe den schmerzhaften Zahn berührt, und die Worte dazu ausspricht, welche auf Christum geweissaget worden sind: und ihr sollt kein

Bein zerbrechen. Um das kalte Fieber zu vertreiben, mußte eine Person zugleich mit dem Kranken vor dem Fieberanfall die Hände waschen und dazu den 144. Psalm: Gelobet sei der Herr mein Hort u. s. w., leise hersagen. Nach dem Waschen mußte die Person die Hand des Kranken anfassen und dabei die Worte sprechen: Das Fieber werde Dir so leicht, wie der Jungfrau Maria die Geburt Christi! Um Blutflüsse zu stillen, mache man mit dem Mittelfinger drei Kreuze über die Wunde und sage dazu dreimal das Vaterunser, das Ave Maria und einmal das Symbolum zu Ehren der heiligen fünf Wunden her. Wier erzählt, er wäre einmal zu einem Kranken gerufen worden, der an einem Brustgeschwüre gelitten und am äußersten war. Er traf bei dem Kranken einen Wundarzt an, der die Krankheit für ein Fieber hielt und es folgendermaßen behandelt hatte. Er hatte dem Kranken drei Stückchen einer Wurzel gegeben und ihm befohlen, auf jedes derselben ein Mal zu beißen und bei dem ersten zu sagen: ich wollte, daß Christus nicht geboren worden; bei dem zweiten: ich wollte, daß er nicht gestorben; bei dem dritten: ich wollte, daß er nicht auferstanden wäre! dann hieß er ihn die drei Stücke um den Hals hängen und gutes Muthes zu sein, bis er sie verlieren würde, worauf er ihm verhieß, daß der, der sie aufheben würde, ihm sein Fieber abnehmen würde! — Wier kannte einen vornehmen Mann, der ein Buch über die Roßarzneikunst besaß, welches sonst Nichts enthielt, als Zeichen des Kreuzes und Sprüche aus der heiligen Schrift, die alle mit den Worten schlossen: im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen

Geistes. Nicht nur gegen jede Krankheit der Pferde enthielt dieses verwünschte und des Verbrennens werthe Buch, wie es Wier nennt, eine besondere Beschwörungsformel, sondern auch gegen andere Zufälle, welche Pferden zustoßen können; z. B. wenn das Pferd unterwegs ein Hufeisen verliert, so war darin ein zu diesem Zwecke vorgeschriebener Spruch zu finden, damit das Pferd an seinem Hufe keinen Schaden nehme. Und diese Laster und nichtswürdigen Gotteslästerungen, sagt Wier, haben ihre Bewunderer und Anhänger, welche sie ungestraft ausüben.

Der Glaube an Wunder, die Begierde nach geheimen Künsten nahm in diesem Zeitabschnitte unter allen Volksklassen, unter Hoch und Niedrig, immer mehr zu. Vorzüglich stand die Goldmacherkunst unter diesen geheimen Künsten in großem Ansehen. Man versprach sich von dieser Kunst nicht nur große Reichthümer, sondern auch Gesundheit und Verlängerung des Lebens. Der Stein der Weisen wurde von einer großen Menge Thoren vergebens gesucht. Welch ein größeres Kleinod konnte auch auf der Erde gefunden werden? Denn wer ihn besaß, träumte man, der vermochte Alles auszurichten. Ohne etwas erlernt zu haben, war man doch weiser und verständiger als alle Menschen. Man brauchte nicht zu arbeiten und hatte doch nicht nur sein reichlich Auskommen, sondern man besaß unermeßliche Reichthümer, mit denen man nach Belieben seine dürftigen Nebenmenschen glücklich machen und selbst Königen Unterstützung zufließen lassen könne. Wer den Stein der Weisen besaß, konnte bei der vollkommensten Gesundheit und Manneskraft

leben, so lange es ihm beliebte, und ohne fromm gewesen zu sein, doch selig sterben und im Himmel noch überdies auf einen bessern Platz als die übrigen Menschenkinder rechnen. Um sich Alles dies zu erwerben, hatte man Nichts zu thun, als zu beten, gute Werke auszuüben und verschwiegen zu sein. Es ist daher nicht zu verwundern, daß selbst Könige und Fürsten nach diesem Gute lüstern waren, welches ihnen mehr werth erscheinen mußte, wie ihre Länder und Reiche. Es gab auch gutmüthige und leichtgläubige Fürsten genug, welche sich von herumziehenden Landstreichern, die sich rühmten, die Kunst Gold machen zu können und den Stein der Weisen zu besitzen, betrügen ließen.

Es gab einige geheime Gesellschaften (Orden), welche die Goldmacherkunst und die Auffindung des Steins der Weisen zu ihrem Hauptzwecke hatten und den Hang, die Vorliebe zu dieser vermeinten Kunst nährten und verbreiteten. Eine solche Gesellschaft war die der Rosenkreuzer, welche sich besonders im 17. Jahrhunderte durch viele Schriften bekannt machte. Ihr Ursprung ist nicht gehörig auszumitteln. Wahrscheinlich hat ein Deutscher, ohne seine Absicht, Anlaß zu ihrer Entstehung gegeben. Joh. Valentin Andreae, Geistlicher zu Calw im Würtembergischen (gest. 1654), ein gelehrter Mann und Dichter, dem die Reinigung des vaterländischen Lebens in Kirche, Staat und Wissenschaft tief am Herzen lag, hatte schon als Jüngling diesen edlen Plan in Form eines Gedichtes ausgesprochen, worin er eine Brüderschaft des Rosenkreuzes schilderte, da er selbst im Wappen ein Kreuz und vier Rosen hatte.

Seine spätern Schriften in diesem Sinne, und verblümte Redensarten und Bilder enthaltend, wurden von einer Menge Schwärmer falsch aufgefaßt und als buchstäblich angenommen, und so bildete sich denn ein Orden, der hundert Jahre bestand und seinen Mitgliedern beständige Jugend und Gesundheit, unerschöpflichen Reichthum und eine Fülle himmlischer Erkenntniß verhieß, indem sie nämlich in den Besitz des Steins der Weisen kommen sollten. Es versteht sich von selbst, daß keiner dieser Träume verwirklicht wurde.

Die Schwärmerei vom Goldmachen und von dem Steine der Weisen begründeten und bestätigten wieder andere Arten des Aberglaubens beim Heilen von Krankheiten. Vorzüglich entstand auf diesem Wege der unglückselige Wahn, von Einem Heilmittel gegen alle Krankheiten, von den sogenannten Universalmitteln, welche nämlich die Kraft besitzen sollten, alle Krankheiten ohne Unterschied, sie mögen noch von so verschiedenartigen Ursachen herrühren, zu heilen. Der Stein der Weisen wurde für die größte Universalmedizin gehalten, wovon die geringste Gabe Wunderwerke zu bewirken im Stande sein sollte. — Gleich nach dem Steine der Weisen scheint das Gold unter den Mitteln, welche für allkräftig gehalten wurden, den ersten Rang gehabt zu haben. Schon die arabischen Aerzte legten dem Golde große Heilkräfte bei, und von ihnen erbte sich dieser Wahn von Geschlecht zu Geschlecht fort und wurde von den Goldmacherkünstlern sorgfältig unterhalten. Paracelsus, der mehrern Mitteln Ruhm und Ansehen verschaffte, machte auch den Gebrauch des Goldes in Krankheiten

allgemeiner. Vorzüglich glaubte man, daß es das Herz, den Kopf und die Nerven stärke, dem geschwächten und abgezehrten Körper aufhelfe und gleichsam das entfliehende Leben zurückhalte. Man gab es, um blöde Augen zu stärken, um Herzklopfen, Ohnmachten, Fallsucht u. s. w. zu heilen, und kochte es unter den Kraftbrühen, welche man Schwindsüchtigen und abzehrenden Personen nehmen ließ. — Ueberhaupt pflegte man allen den Sachen, welchen Sitte und Herkommen einen besondern Werth beilegte, große Heilkräfte zuzuschreiben. Perlen, Edelsteine und alle Dinge, die die Mode Kleinodien nennt, trug auch die Heilkunst als die wirksamsten Mittel in ihre Register ein. Keine sogenannte herz- und nervenstärkende Arzenei, kein Lebenselixir, und wie die prahlenden Titel weiter heißen, konnte verfertigt werden, wofern nicht Edelsteine, Perlen und dergleichen Kostbarkeiten darunter waren. Geheime und recht sonderbare Mittel, wenn sie nur recht unverschämt ausgeschrien wurden, fanden zu allen Zeiten ein blindes Vertrauen bei dem hohen und niedern Volke, fanden es damals und finden es noch. Es war dies immer der sicherste und leichteste Weg, welchen Charlatane und Betrüger einschlugen, um sich Ansehen und Reichthum zu erwerben. Die vornehmsten Personen aus allen Gegenden ließen sich die Geheimmittel Thurneyssers kommen und bezahlten sie ihm zu den theuersten Preisen. Ein Loth trinkbares Gold kostete sechszehn Thaler, das Loth Meisterwurzessenz drei und einen halben Thaler, destillirtes Amethystenwasser drei Thaler, ein Loth Smaragdentinktur elf Thaler, ein Loth Rubintinktur zwölf Thaler u. s. w. Er mußte

eine Menge Gehülfen unterhalten, um die Bestellungen zu befriedigen, die allerwärts aus Deutschland, Böhmen, der Schweiz, Polen u. s. w. täglich und stündlich einliefen.

Die Vorurtheile, welche das Urinbesehen, das Aderlassen und das Abführen betrafen, und wovon wir schon im vorherigen Kapitel gesprochen haben, dauerte auch in dem 16. und 17. Jahrhunderte fort und faßte immer tiefere Wurzeln. Es fehlte zwar nicht in dieser Hinsicht an hellsehenden Aerzten, welche dagegen eiferten und diesem Unfuge zu wehren suchten, aber sie richteten nicht viel aus und es wurde ihnen, wie auch noch heutigen Tages! alsogleich Brodneid, Futterneid, vorgeworfen. Clementin, Clausener, Heuer, Forest, Fuchs, Primerose u. A. bewiesen die Unmöglichkeit, aus dem Urin eines Kranken **allein** ein vollständiges Urtheil über dessen Zustand und Befinden fällen zu können, aber das Uringlas und die Urinpropheten kamen deßwegen doch nicht in Vergessenheit. Thurneyssern wurde der Urin in versiegelten Gefäßen durch eigne Boten aus nahen und entfernten Gegenden in und außerhalb Deutschland zugeschickt, um sich bei ihm Rath zu holen und Arzeneien von ihm zu erhalten. Er destillirte ihn und versicherte, daß er dadurch eine genaue Kenntniß von der Beschaffenheit des Körpers und seiner Theile erhalte, und genauen Bericht darüber und über das Fehlerhafte desselben ertheilen könne. Seine Harnprüfungen trugen ihm große Summen ein. Es war sogar an einigen Fürstenhöfen dem Leibarzte als Pflicht auferlegt, alle Morgen in dem Schlafgemache Sr. Durchlaucht zu erscheinen und Höchstdesselben Harn unterthänigst in Augenschein zu nehmen,

vermuthlich weil Serenissimus glaubten, der Arzt würde HöchstIhren Gesundheitszustand vielleicht noch eher aus dem Harnglase erkennen können, als aus Höchstderen mündlicher Beschreibung. Bei dem Aderlassen wurde Rücksicht genommen auf den Stand der Gestirne, worüber die sterndeutersüchtigen Kalender Auskunft gaben, auf die Auswahl der Adern, auf die Witterung u. s. w. Das Nämliche beobachtete man auch, wenn man ein Abführmittel nehmen wollte. In den Hundstagen zu purgiren wurde noch immer für schädlich gehalten und deswegen verboten; hingegen halbjährlich, im Frühjahr und Herbst, den Körper auszufegen, hielt man für nothwendig, um die Gesundheit zu erhalten und Krankheiten vorzubeugen.

Auch mehrere andere Vorurtheile und abergläubische Meinungen behaupteten noch ferner ihr Schaden bringendes Ansehen. Man glaubte, daß den Königen von Frankreich und England die Wundergabe verliehen sei, Krankheiten durch Berührung zu heilen. Es scheint aber, daß die Könige selten von diesem wohlthätigen Geschenke der Natur oder Gottes Gebrauch machen wollten, weil man im 16. Jahrhunderte darüber streiten konnte, welcher von den beiden Königen denn eigentlich diese Wundergabe besitze. Andreas Laurenzius, Kanzler zu Montpellier, eignete dies Vorrecht seinem Könige zu und behauptete, diese Wundergabe hafte an dem Throne von Frankreich; dagegen Wilhelm Thooker, ein Engländer, widersprach dieser Behauptung und legte dieses Vorrecht seinem gnädigsten Könige bei. Primerose, ein berühmter Arzt, der sonst sehr richtig über die Vorurtheile und den Aberglauben seiner Zeit

urtheilt, wagt es doch nicht, den Königen von Frankreich und England die Wundergabe, die Kröpfe zu heilen, abzusprechen. Er erzählt von Eduard, König von England, es wäre ihm wegen seiner besondern Frömmigkeit nicht nur die Gabe verliehen worden, Kröpfe zu heilen, welches Vorrecht sich auf seine Nachfolger fortgeerbt habe, sondern er hätte auch Geschwüre bloß durch Berühren geheilt, welches seine Nachfolger nicht konnten. Und Franz der Erste, König von Frankreich, habe in seiner Gefangenschaft in Spanien, eben so gut durchs Berühren den Spaniern ihre Kröpfe geheilt, als er es in Frankreich thun konnte. Nebst den Königen dieser Länder besaß nach der Meinung jener Zeiten die Gabe Kröpfe durch Berühren zu heilen Jeder auch, der der siebente Sohn seiner Eltern war. Es gab mehrere Betrüger, welche dieses Vorurtheil benützten, sich für einen solchen lieben siebenten Sohn ausgaben und den Leuten von ihren Kröpfen zu helfen versprachen, diese berührten und ihnen das Geld abnahmen und weiter zogen.

Der Wahn, daß man durch Sympathie und sympathetische Mittel Krankheiten kuriren könne, erhielt sich auch in diesem Zeitabschnitte fort. Es gab Wundersalben, welche unter dem Namen „sympathetische Salben" verkauft wurden, die man nicht auf den verwundeten Theil, sondern auf das noch blutige Instrument, das die Wunde gemacht hatte, legen mußte, um die Wunde zu heilen. Selbst Aerzte glaubten noch hie und da im 17. Jahrhunderte an Sympathien. Emanuel König, ein Arzt, erzählt, daß ein wüthender Wolf im Elsaß fünfzig Personen gebissen habe, und daß nur die-

jenigen gerettet worden wären, welche das auf einem Saturninischen Talisman gegossene Wasser getrunken haben. Weiterhin sagt dieser weise Heilkünstler, daß man an der Wirksamkeit sympathetischer Mittel nicht zweifeln und das Fieber unfehlbar vertreiben könne, wenn man abgeschnittene Stücke Nägel von einem Fieberkranken unter den Bauch von Krebsen binde und diese in das Wasser werfe. Simon Schulz, Arzt zu Thorn, erzählt ein Paar ähnliche Fälle. Eine Kaufmannsfrau zu Thorn hatte vom Mai bis Juni 1661 ein dreitägiges Fieber, welches allen dagegen gebrauchten Mitteln nicht weichen wollte. Des Arzeneinehmens müde, heilte sie ihr Fieber auf Anrathen eines alten Weibes, ohne Vorwissen des Arztes, auf folgende Weise: Sie schnitt sich die Nägel der Hände und Füße ab, sammelte sie in einem leinenen Tuche und ließ sie an den Schwanz eines Schellfisches binden, hauchte sodann den Fisch dreimal an, und ließ ihn unter Aussprechung gewisser Worte von jenem alten Weibe in den vor der Stadt vorbeifließenden Fluß werfen. Der Fieberanfall kam nicht wieder, aber sie bekam dafür eine heftige Kolik. Eine Wittwe, Benigna Steich, welche öfters von der Gelbsucht geplagt wurde, und der die Arzeneien, welche sie so lange gebraucht hatte, ekelhaft geworden waren, heilte sich damit, daß sie ihren Urin auf einen Ameisenhaufen gießen ließ, und so ihre Krankheit den armen Ameisen anhängte. Junge Tauben und junge Hunde wurden in der Mitte lebendig zerschnitten, auf die Fußsohlen gebunden und in der Hirnentzündung, im Wahn-

sinn und überhaupt bei allen Geistesstörungen und Kopfkrankheiten angewandt.

Zu den Vorurtheilen jener Zeiten, die sich selbst noch einzelweise bis auf uns erhalten haben, gehörte auch die Meinung, daß das Blut der monatlichen Reinigung eine giftige Eigenschaft besitze, welche Meinung freilich schon lange vorhanden war. Man glaubte alles Unreine und Schädliche, was sich in dem weiblichen Körper sammeln könne, lagere sich in der Gebärmutter ab und werde mit den Regeln fortgeschwemmt. Diesen schuldlosen, von der weisen Natur eingerichteten, Abfluß hielt man für so bösartig, daß einige Wundärzte sogar verboten, zum Verbande Leinwand von weiblicher Wäsche zu nehmen. Man erklärte sich in den frühern Zeiten aus dem Beischlafe zur Zeit der monatlichen Reinigung den Aussatz, und in diesen leitete man aus der nämlichen Ursache mehrere Zufälle der venerischen Krankheit ab. Man glaubte, der Mann könne, wenn seine Frau schwanger sei, die nämlichen Zufälle erleiden, welche bei Weibern durch die Schwangerschaft zu entstehen pflegen, und statt der Frau krank sein. Primerose hatte einen Fieberkranken zu behandeln, dessen Urin sehr trübe war, der fest glaubte, daß seine Krankheit von keiner andern Ursache herrühre, als weil seine Frau schwanger sei. Um den Ausbruch der Pocken und Masern zu erleichtern, legte man Stücken Tuch von rother Farbe auf die Haut des Kranken, weil man glaubte, daß die rothe Farbe das Blut hervorlocke und dadurch die schädlichen Feuchtigkeiten, welche den Ausbruch der Hautkrankheit hindern könnten, aus dem Körper getrieben würden.

An der Wahrheit der Muttermähler zweifelten weder die Aerzte noch das Volk. Man erklärte sich ihre Entstehung leicht und ohne Weiteres aus der Einbildungskraft der Mutter. Wir könnten zu diesem Behufe viele Beispiele anführen, in denen das sogenannte Versehen eine Hauptrolle spielt. Kircher sagt: die Einbildungskraft ist die Malerin, um Muttermähler hervorzubringen, der bildende Geist ist der Pinsel, die Farben sind die Gestalten, welche aus der Einbildung hervorkommen, der Grund, auf dem gemalt wird, ist der zarte Leib des Kindes, das Abbild des Körpers des Kindes, ist der Körper der Mutter, deren Theile mit den Theilen des Kindes in einem besondern Zusammenhang stehen. Man glaubte also damals allgemein, wie jetzt noch häufig genug, daß wenn eine schwangere Frau über etwas erschrickt, und im Schrecken einen Theil ihres Körpers berührt, so drücke sich der Gegenstand ihres Schreckens an dem nämlichen Theile ihres Kindes ab, welchen die Schwangere an ihrem Körper berührt habe. Von den Gelüsten der Schwangern, wenn sie nicht befriedigt werden, fürchtete man auch Nachtheile für die Leibesfrucht und glaubte, daß dies zu Mißgestalten Anlaß geben könne. — Wie groß die Leichtgläubigkeit der Menschen damals gewesen sein muß, beweisen die häufigen Geschichten von Mißgeburten, wovon es in den Schriften der Aerzte jener Zeit wimmelt. Man erklärte sich ihre Entstehung aus dem Zorne Gottes über einen Beischlaf, der vollzogen worden, ohne daß Mann und Weib auf die Zeit, oder auf andere von Gott und der Natur vorgeschriebene Gesetze geachtet hätten, wie z. B. wenn ein Mann seiner

Frau während der Reinigung beiwohnt (was allerdings für die Frau höchst schädlich, und schon an sich schmutzig und mehr als thierisch ist); oder weil Mangel oder Ueberfluß an Stoff, so wie an Einbildungskraft bei der Bildung der Leibesfrucht vorgeherrscht haben. — Hier ist auch die Geschichte des goldnen Zahns zu erwähnen, welche sich am Ende des 16. Jahrhunderts zutrug und in ganz Deutschland großes Aufsehen machte. Die Person, welcher dieser goldne Zahn gewachsen war, war ein Knabe von zehn Jahren in der Gegend von Schweidnitz. Es war der letzte Backenzahn in der untern Kinnlade auf der linken Seite. Es wurde viel von den damaligen Aerzten darüber geschrieben. Ueber die Richtigkeit des Falles waren die meisten einverstanden, nur in der Meinung über das Entstehen des Zahnes wichen sie von einander ab und stritten sich darüber. Nur ein Professor in Helmstädt, Liddel, und Caminäus zu Frankfurt bezweifelten das Wunder, ahnten Betrug und meinten die Krone des Zahnes wäre bloß mit Goldblech überzogen, die Wurzel sei aber nichts weniger als von Gold. Daß sie recht hatten, wird Jeder wohl errathen können.

Aber auch bei wichtigern Dingen herrschte eine solche Leichtgläubigkeit. Das Vertrauen, welches man Quacksalbern und sonstigen leeren Prahlhänsen schenkte, war bei Vornehmen und Geringen gleich groß. Man glaubte diesen Leuten, die im Lande umherzogen, ohne ihnen einen Beweis ihrer Geschicklichkeit und Kenntniß abzuverlangen, blindlings aufs Wort, und je unverschämter sie prahlen konnten, desto mehr Glück machten sie, und

man gab Leben und Gesundheit der Ungeschicklichkeit und Unwissenheit Preis. Es gab dergleichen schädliche Personen, welche aus Trägheit lieber ihre ehrlichen Beschäftigungen verließen und dieses ehrlose Handwerk ergriffen, ohne arbeiten zu dürfen, sich Lebensunterhalt und nicht selten Reichthum zu erwerben, eine Menge in Deutschland und andern Ländern, besonders im 16. Jahrhunderte, als die Lustseuche so schrecklich wüthete. Selbst der Name Quacksalber schreibt sich aus jener Zeit her, nämlich von dem dreisten und übermäßigen Gebrauche, den diese Afterärzte vom Quecksilber und von den Quecksilbersalben machten. Ein gewisser Georg Anwald, ein Advokat, zog gegen das Ende des 16. Jahrhunderts mit seiner von ihm erfundnen Wunderarzenei in Deutschland umher, rühmte von ihr, daß sie wider den Aussatz, die Franzosen und Hexereien, kurz gegen alle Krankheiten Hülfe leiste, stimmte so ganz den Marktschreierton an und verschaffte sich dadurch bei Hoch und Niedrig Ansehen, und verkaufte sein Mittel, das lediglich aus Zinnober bestand, um einen sehr hohen Preis. — Man ging von dem Arzte zum Afterarzte, und von diesem wieder zu dem ersten, um von der venerischen Seuche geheilt zu werden. Joseph Grünbeck, Sekretär beim Kaiser Maximilian I. bekennt in einer Schrift, daß er sich selbst habe kuriren wollen, da dies aber nicht gelang, so habe er sich an mehrere Aerzte gewandt, und da auch diese ihm nicht hätten helfen können, so hätte er sich Pfuschern in die Arme geworfen. — Scharfrichter, alte Weiber, Bartscheerer und Bader genossen damals bei dem Volke ein großes Vertrauen und die meist unsinnigen

Mittel, welche derlei Personen verabreichten, wurden mit Vorliebe gebraucht. Auch die Geistlichkeit maßte es sich zuweilen noch an, dem Arzte in das Handwerk zu pfuschen, und neben der Seele auch den Leib kuriren zu wollen. Endlich begann jetzt noch ein Unfug sich zu zeigen, der auch noch heutigen Tages, wiewohl wider Gesetz und Recht besteht, nämlich, daß die Herren Apotheker Arzneien gaben, die man willig nahm, weil man meinte, der Mann, welcher jahraus jahrein so und so viel Hunderte von Rezepten für alle möglichen Krankheiten liest und bereitet, muß doch wohl so viel lernen, um alle Krankheiten kuriren zu können.

Jedoch auch über die Beschaffenheit des wirklichen Arztes dachte man meistens nicht ohne Vorurtheile. Nicht Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, Verstand und Geistesgegenwart waren allein hinreichend einen Arzt zu empfehlen, die graue Farbe der Haare überwog alle diese Vorzüge. Man machte den Schluß, je mehr Jahre ein Arzt gelebt habe, je mehr Erfahrung müsse er auch besitzen. Dagegen läßt sich nun freilich Nichts einwenden, es muß jedoch auch feststehen, daß er durch seine Geistesgaben im Stande war, Erfahrungen zu machen, denn außerdem nützt das noch so hohe Alter und das bloße Sehen nichts.

Die Heilkunst wurde in diesem Zeitabschnitte übrigens durch mehrere bedeutende Arzneimittel bereichert, unter welchen die Chinarinde obenan steht, die 1640 nach Europa gebracht wurde. Der Corregidor (Verwalter) der Provinz Loxa im spanischen Südamerika, Namens Cannizares, litt am kalten Fieber, einer in der dortigen

Gegend ungemein häufigen Krankheit, und hatte auf den Rath eines Eingebornen die Chinarinde mit Erfolg dagegen gebraucht. Als nun die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, Grafen von Chinchon, ebenfalls das Fieber bekam, so rieth Cannizares die Rinde zu gebrauchen und auch sie ward von ihrem Leiden befreit. Mit der Rückkehr des Grafen von Chinchon nach Spanien wurde die China als fiebervertreibendes Mittel hier zuerst bekannt und nach dem Grafen Chinchona, genannt, woraus später dann China wurde. — Die Brechruhrwurzel (Ipecacuanha) wurde schon 1648 von Wilh. Piso als ein brasilianisches Heilmittel gegen die Ruhr erwähnt, jedoch erst 1686 durch Helvetius von Paris aus verbreitet. — Die Arnika trat in die Reihe der kräftigsten Arzeneien; das isländische Moos wurde 1633 durch Borrich, der Baldrian gegen die fallende Sucht durch Colonna (st. 1650) bekannt.

Eine große Veränderung ging in dieser Zeit in der Anlage zu Krankheiten bei den Menschen in Europa vor. Während bisher die Theile des Körpers, welche die Ernährung desselben besorgen vorweg erkrankten, kamen jetzt solche Uebel vor, die im Blute hauptsächlich Wurzel faßten und den Geist mit in Anspruch nahmen. Unstreitig hat hierzu der sich nun immer mehr verbreitende Gebrauch des Kaffees, Thees und Tabacks beigetragen, durch welche Genüsse die Nerven weit mehr gereizt wurden. Von großem Einflusse war überhaupt die Veränderung der Lebensweise. Unter den Krankheiten des 17. Jahrhunderts nehmen einen Hauptplatz die Seuchen ein, welche durch Krieg, zumal in Deutschland durch

den 30jährigen Krieg, durch Hungersnoth, Elend aller Art und durch Erdbeben und Ueberschwemmungen erzeugt und begünstigt wurden. Pestartige Volkskrankheiten waren nicht selten und besonders wurde von ihnen Frankreich in den Jahren 1606, 1607, 1608 und 1612, Italien 1612, 1630 und 1656, Holland 1624 und 1635, Deutschland 1657 und 1679, und England 1665, vorzüglich London, fürchterlich heimgesucht. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts richtete eine öfters wiederkehrende Bräune in Spanien besonders unter den Kindern große Verheerungen an, dann in Neapel und andern Ländern, doch ist es nicht erwiesen, daß diese Krankheit der Vorbote oder Begleiter des jetzt sich ausbildenden Scharlachfiebers war, das man noch häufig mit Masern und Rötheln verwechselte. Es scheint vielmehr das Scharlachfieber, das zuerst seuchenartig 1627 zu Breslau wüthete, eine selbstständig entsprungene Krankheit zu sein. Viel häufiger kam der Friesel vor, wozu gewiß der Mißbrauch der schweißtreibenden Mittel vieles beitrug. Pockenseuchen, durch keine ärztliche und polizeiliche Behandlung beschränkt, wütheten heftig und jede volkreiche Stadt erlebte nach fünf bis sieben Jahren die Wiederkehr in demselben Maße. Die sogenannte englische Krankheit erschien zuerst 1630. Der größere Verkehr mit entfernten Welttheilen vermehrte die Erfahrungen über den Unterschied der Krankheiten je nach dem Klima. Auch die Volkskrankheiten und die Seuchen wurden nunmehr von den wahren Aerzten, deren Häuflein, wie sich nach unserer vorherigen Schilderung leicht denken läßt, freilich noch klein war, mit ganz besonderer Auf-

merksamkeit beobachtet, und dies führt uns auf einen Meister der Heilkunst, dessen Name ewig leben wird.

Wir meinen Thomas Sydenham. Dieser hochberühmte englische Arzt ward 1624 zu Windford-Eagle in der Grafschaft Dorset geboren, studirte einige Zeit zu Oxford, und zog sich dann, um den Bürgerkriegen und andern Wirren zu entgehen, zu seinem kranken Bruder zurück. Daß er sich nun der Heilkunst widmete, geschah auf das Anrathen des Arztes, seines Bruders. Er ging deßhalb abermals nach Oxford und dann nach Cambridge, wo er Doktor ward. Bald nachher ließ er sich in Westminster nieder, wo er, kaum 36 Jahre alt, schon den Ruf eines der ersten Aerzte Englands erlangte. Erst gegen das Ende seines Lebens begab er sich nach London, erlitt dann heftige Gichtanfälle, die er trefflich beschrieb, und woran er am 29. December 1689 starb. Sydenham hat der Heilkunst ganz vorzügliche Dienste geleistet. Er war es, der alle Spitzfindigkeiten bei Seite liegen ließ, und darauf drang, die Natur, die Jahreszeit, die Krankheitsanlage und die jedesmalige Beschaffenheit und Gemüthsstimmung der einzelnen kranken Person vor allen Dingen in Obacht und zur Richtschnur zu nehmen. Er lehrte am eindringlichsten, daß jedes Zeitalter seine besondern Krankheiten hat und daß man sich nur auf gute Erfahrungen, nicht auf Redensarten verlassen müsse. Vorzüglich war er ein Meister in der Angabe der einzelnen Zeichen und Erscheinungen der Krankheit. Er hat am kräftigsten die Alfanzereien der Heilkunst aus dem Mittelalter zu besiegen gestrebt und den Uebergang in die neuere Zeit vermittelt. Er verspottete das Goldmacher-

wesen und die Geheimmittel und wollte durchaus nichts von den Schriften seiner Vorgänger wissen. Als ich, erzählt der Arzt Blackmore, ein Zeitgenosse von ihm, den Sydenham eines Tages fragte, welche Schriften ich wohl lesen müßte, um mich zur Ausübung der Heilkunst würdig vorzubereiten, antwortete er: „Lies den Don Quixote (ein Spottroman auf die spanische Ritterschaft), das ist das beste, den les' ich auch noch oft."

Mit diesem großem Arzte schließen wir die Schilderungen des 16. und 17. Jahrhunderts, gleichsam zum Troste für die vielen Verwirrungen, welche wir darin noch vorgefunden haben.

Zehntes Kapitel.

Licht- und Schattenseiten der Heilkunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte.

Gleich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bietet Europa den Anblick eines großen Kriegsschauplatzes dar, auf welchem alle Völker sich durcheinander drängen, angeregt im Süden durch den Streit des französischen Königshauses der Bourbons und des östreichischen Kaiserhauses der Habsburger um die Erbfolge in Spanien, und im Norden durch den blutigen Kampf um die Herrschaft über die Ostsee, welchen der heldenmüthige König Karl der Zwölfte von Schweden mit mächtigen Gegnern bestand. England, dessen Thron ein deutscher Fürstenstamm, die Braunschweig-Lüneburger Fürsten, bestiegen, sah sich von weisen Staatsmännern verwaltet, und während das kräftig aufblühende Nordamerika sich seiner Gewalt entriß und es in ungeheure Staatsschulden gerieth, vermehrten sich die Quellen seines innern Wohlstandes und

seiner äußern Macht auf das Tausendfältigste. In Frankreich herrschten unwürdige und schwache Regenten, die mit jedem Tage ihre Macht mehr und mehr untergraben ließen, bis eine unbändige Revolution sie vollends in den blutigen Staub trat und bald auch das Reich der Freiheit und Gleichheit in die wildeste Ungezogenheit ausartete. In Rußland hatte vor nicht langer Zeit erst der große Kaiser Peter die grausame Wildheit des Volks gezähmt und mit großer Kraftanstrengung eine kleine Spur von Sitte und Anstand eingeführt, und jetzt herrschten Elisabeth und darauf Katharina im leichten Schimmer der Bildung, während das Königreich Polen unterging. Die deutsche Kaiserkrone erhielt einen neuen Glanz durch Maria Theresia und durch Joseph, und unter den deutschen Staaten wuchs Preußen mit jugendlicher Kraft und Ungebundenheit empor. Was die Künste, Wissenschaft und Sitten betrifft, so wurden sie in den ersten drei Vierteln des 18. Jahrhunderts von dem leichtfertigen und verführerischen Geiste und Tone beherrscht, den Ludwig der 14. von Frankreich eingeführt hatte. Ueberall wurde die französische Sprache als die Sprache der Bildung und des feinern Anstandes gesprochen; überall herrschte der französische abgeschmackte Geschmack; überall lernte die Menschheit nach französischem Muster Laster und Ueppigkeit. Dazu kam, daß es Mode ward, über ernste und wichtige Dinge leichtstechende Witze zu machen und Alles von der spöttelnden Seite anzusehen. Der Glaube war sehr heruntergekommen und dennoch blühte der Aberglaube immer noch fort. Das Volk legte nur in schwachem Grade die Vorurtheile ab, die es über

Natur und Krankheit hatte und der Unsinn des 17. Jahrhunderts wurde noch immer sehr hoch gehalten. Wir können es wohl füglich unterlassen, nochmals darauf zurückzukommen, da wir im vorigen Kapitel darüber weitläufig gesprochen haben. Wenden wir uns vielmehr zu Erscheinungen, welche dem menschlichen Geiste einen wohlthätigen Anstoß gaben, obschon wir noch bemerken müssen, daß in diesem Jahrhunderte viel Geld und Ruhm mit Schminkmitteln, Schönheitswässern, Pudern, falschen Haaren, Zöpfen und Perrücken zu erwerben war, und daß man den lieben Gott mehrentheils auf eine Weise verehrte, die den Verstand ganz außer dem Spiele ließ. Zuerst tritt uns nun ein Mann in den Weg, dessen helleuchtender Geist die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Glanze tiefer Wissenschaft bestrahlt und alle Zeit bewundernswürdig bleibt. Es ist dies Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, 1646 geboren und 1716 gestorben. Derselbe war in allen Wissenschaften zu Hause und da er an dem hannövrischen und auch preußischen Königshofe lebte und wirkte, so konnte er für den Fortschritt des Geistes gar Vieles thun. Und das geschah auch von ihm auf eine ewig dankenswerthe Weise. Wir können uns natürlich hier nicht auf Das einlassen, was er in seinen Schriften für Gedanken und Lehrmeinungen bekannt gemacht hat, denn wir haben es nur mit diesem großen Manne hier insofern zu thun, als er auf das Denken und die Ausbildung seiner Mitmenschen wohlthätig eingewirkt hat und es kann nicht fehlen, daß dies auch der Heilkunst zu Gute kommen muß.

In dieser zeichneten sich im Anfange des 18. Jahrhunderts zwei Männer aus, welche in Halle lebten und lehrten. Der eine hieß Georg Ernst Stahl und ist 1660 in Anspach geboren. Er hatte in Jena studirt, wurde 1687 Leibarzt des Herzogs von Weimar und kam 1694 als Professor nach Halle, wo er 22 Jahre mit großem Beifalle lehrte, bis er 1716 als königlicher Leibarzt nach Berlin ging und daselbst bis zu seinem Tode 1734 blieb. Es war ein tiefer ernster Forscher nach der Quelle des Lebens, der aber keinen festen Bestandtheil, nichts, was die Sinne wahrnehmen konnten, als Ursache oder erklärenden Grund bei Krankheiten annehmen wollte, und nur die Seele als den Beweggrund des Leibes anerkannte. Der Körper ist ihm das Leidende, geradezu ein Werkzeug der Seele; sein Leben besteht allein im Leben der Seele. Alle Bewegungen haben ihren letzten Grund in der Seele; und für die Erhaltung der Gesundheit besorgt, ruft eben die Seele auch bei aller Störung (Krankheit) heilsame Bewegungen hervor. Eine Ansicht, die schon im Alterthume ausgesprochen worden war. Kann nun auch nicht geläugnet werden, daß Stahl eine eigenthümliche Schwärmerei ins Leben rief, so hat er doch das große Verdienst, daß er seine Zeitgenossen und Amtsbrüder von dem Unwesen der bösen Geister und von den Verhexungen und Verzauberungen ablenkte und sie dazu trieb, selbst zu denken und den Geist klarer zu beschäftigen. Auf diese Weise vernichtete er einen großen wüsten Haufen leerer Satzungen und Nachbetereien. Auf Anhang und Beifall rechnete er nicht, ihm war es um Wahrheit zu thun, und deßhalb hat er auch nicht

viele Anhänger gefunden, obschon das Bessere aus seinen Meinungen von den damaligen tüchtigen Aerzten zum Wohle der leidenden Menschheit benützt ward. Viele seiner Berufsgenossen verstanden ihn freilich nicht und entstellten seine Ansichten bis zur Unkenntlichkeit. Sie wurden förmliche Schwärmer.

Gewissermaßen das Gegentheil von Stahl war Friedrich Hoffmann, geboren 1660, Sohn eines Arztes zu Halle, der ebenfalls in Jena studirte, nachher Gerichtsarzt in Minden wurde und von da aus Holland und England bereiste. Hierauf ward er Physikus in Halberstadt und endlich erster Professor an der neuen Universität seiner Vaterstadt. Hier lehrte er 48 Jahre lang mit unglaublichem Beifalle, nur drei Jahre (1709 bis 1712) war er inzwischen Leibarzt des Königs von Preußen. Stets thätig für das Wohl der hohen Schule starb er 1742 im 83. Lebensjahre, überhäuft mit Reichthum und Ehre. König Friedrich Wilhelm der Erste, dessen Leibarzt Hoffmann eben drei Jahre war, schrieb einst an ihn: „Ich freue mich, daß die Professores in Halle fleißig publice (umsonst) lesen.“ Dabei sendete ihm sein König „eine kleine Cordial (Herzstärkung) von 20 Bouteillen Tokayer Weins“ und zum Geburtstage „etwas Wein und Wildpret,“ empfiehlt fleißige Sorgfalt für einen nach Halle in Cur gegebenen Grenadier, und bezeigt seine Theilnahme bei dem Tode von Hoffmanns Gattin mit dem Zusatze: „Mich erfreuet, daß Ihr noch bei gesundem Wohlsein lebt, und es ist besser, daß Eure bisherige Ehegenossin das Zeitliche gesegnet hat, als daß Ihr gestorben wäret, weil Ihr der Welt

noch nützen könnt." — Hoffmann war ein Mann, der Alles in der Heilwissenschaft natürlich und nach Berechnungen erklären wollte. Er legte seinen Ansichten die Meßkunde, die Mathematik, zu Grunde. Alles Leben besteht nach ihm in Bewegung, die entweder nachläßt oder zunimmt und so Erschlaffung und Spannung verursacht. Aber bei dem Aufsuchen der Ursache dieser Bewegung, blieb er doch stecken und er mußte sich nach etwas Uebersinnlichem umsehen. So machte er sich denn einen sogenannten Nervenäther, eine höchst feine, überall verbreitete, unsichtbare Flüssigkeit, die im Gehirne abgesondert wird, durch die Nerven den ganzen Körper durchströmt und in jedem Theilchen desselben Bewegung und Empfindung hervorbringt. Offenbar hatte dies der gute Hoffmann von Stahl gestohlen, nur hatte er es in die Welt der Wirklichkeit herübergezogen und mithin bemäntelt. Da er nun Erschlaffung und Spannung als die zwei Haupterscheinungen des Lebens annahm, so schuf er auch bloß zwei Hauptarten von Krankheiten: Krampf und Schwäche. Dies führte denn ebenfalls zu Schwärmereien, ja so weit, daß Hoffmann die Sterndeuterei, die Herrschaft des Teufels und der bösen Geister in Schutz nahm, sie sogar in seinen Schriften als Ursachen und Heilmittel erwähnte und daran glaubte. Viel anzuerkennender ist er als ausübender Arzt, wo er von der Heilkraft der Natur richtige Vorstellungen zeigte und geeignete Mittel anwandte. Besonders erwarb er sich um die Lebensordnung (Diät) der Kranken große Verdienste. Er empfahl den Gebrauch warmer Bäder, besonders der Heilquellen, von denen er mehrere unter-

sucht hat. — Aus allen Ländern hallte der Beifall wieder, den Hoffmanns Lehre sich im Kreise der Aerzte erwarb, und es entstanden viele Anhänger und Schüler. Aber da leuchtet noch ein dritter Stern der Heilkunst hervor.

Es war dies Herrmann Boerhave, der Sohn eines Geistlichen, geboren den 31. Decbr. 1668 zu Voorhout bei Leyden und gestorben den 23. Septbr. 1738. Schon von früher Jugend an erhielt er eine gelehrte Erziehung und sollte eigentlich Gottesgelehrter werden, aber er entschloß sich später, die Heilkunst zu studiren. Und das that er fast ohne alle mündliche Anleitung, indem er die alten Schriften der Aerzte nach einander mit gewecktem und lernbegierigem Eifer las und sich dann in Harderwyk zum Doktor machen ließ. Hierauf begab er sich an die hohe Schule nach Leyden und trat als Lehrer der Heilkunst auf. Er gab fast in allen Fächern, die zur Medizin gehören, Unterricht und der Ruhm seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit war so ungeheuer, daß man sich nicht wundern darf, wenn ein chinesischer Mandarin „an Boerhave in Europa" schrieb und der Brief richtig ankam, und wenn dem gefeierten Manne die Fülle der Ehren und des Reichthumes zufloß. Und dennoch muß man gestehen, daß er die tiefere Wissenschaft nicht sonderlich gefördert hat; aber das schmälert ihm seine hohe Stellung nicht, denn er war ausgezeichnet als ein klardenkender Arzt, der am Krankenbette alles, jede Kleinigkeit, mit ruhigem Blicke scharf auffaßte und benützte, und was noch mehr! er war ein hochbegabter Lehrer, ein solcher, wie ihn diejenigen

brauchen, die eben erst eine Kunst, eine Wissenschaft kennen und erlernen wollen. Es ist dies aber ein ganz besonderer Vorzug, der nur selten auf den deutschen hohen Schulen angetroffen wird, da man bei der Anstellung der Lehrer mehr auf ihren Ruf und ihre Berühmtheit sieht als auf die Gabe, Andern eine dunkle Sache klar zu machen oder einem schwierigen oder trocknen Gegenstande eine angenehme Seite abzugewinnen. Daher war auch die Begeisterung der Schüler für ihren weltberühmten Lehrer sehr groß und sie feierten ihn in vielen Schriften. Wenn er demnach auch nicht so viel Eigenes in der Heilkunst leistete, so hat er doch durch die Bildung denkender Köpfe mehr gethan als gar Viele vor und nach ihm. —

Auf die Gestaltung der wahren Heilkunst hat natürlich die nähere Ergründung des Baues des menschlichen Körpers und die Kenntniß vom Zustande desselben, im gesunden Zustande einen großen Einfluß, und beide Theile des Wissens wurden im achtzehnten Jahrhunderte gar sehr erweitert und mit Eifer erforscht; aber der Nutzen, der hieraus hervorging, äußerte auf die große Masse noch keine merkliche Wirkung und Aberglauben und Unsinn blieben noch immer im Schwange und wurden von Betrügern, Marktschreiern und unwissenden Aerzten weidlich ausgebeutet und zur Erwerbsquelle gemacht. Weiter unten beim thierischen Magnetismus soll hiervon noch näher die Rede sein.

Von den **Krankheiten, welche im 18. Jahrhunderte in auffallendem Maße wütheten,** muß zuerst die morgenländische Pest erwähnt werden, doch schien sie sich nach ihrer Heimath zurückzuziehen,

indem sie nachgerade von den Ländern im Abende Europas nach denen des Morgens wanderte. So herrschte sie 1708 in Preußen, Polen und Süddeutschland, 1709 bis 1711 im südlichen Spanien, 1712 bis 1713 in Constantinopel und den österreichischen Staaten, 1720 in Marseille und zwar in einer schaudererregenden schrecklichen Weise, 1737 in der Ukraine, 1755 in Siebenbürgen, 1770 in der Moldau, Wallachei, Südrußland und Moskau, 1783 in Dalmatien, 1786 in Siebenbürgen und zum letzten Male 1795 in der sirmischen Gespannschaft von Slavonien und 1797 in Ostgallizien. Dagegen kam aus Westindien das gelbe Fieber oder schwarze Erbrechen zum Vorschein, zum ersten Male von dort 1730 nach Cadiz gebracht, 1741 nach Malaga, dann in Nordamerika, auf Barbados, 1793 in Philadelphia, häufig auf den Antillen und 1800 im südlichen Spanien beobachtet. Ostindien fand seine Geißel in den dort einheimischen Marschfiebern, in mörderischen Pockenseuchen und in der Brechruhr oder Cholera, die sich indessen erst später (1817) zur Weltseuche ausgebildet hat. Besonders aber wurde Europa von Nerven- und Faulfiebern aller Art heimgesucht, die man als Fleckfieber (1771), schleichende Nervenfieber, Wechselfieber u. dergl. m. sorgfältiger kennen lernte und worin sich besonders die Wiener Aerzte auszeichneten. Weitverbreitete Schnupfenleiden und die Gripppe waren weder selten noch ohne Gefahren, besonders im Jahre 1782, man nannte die Grippe damals die russische Krankheit, weil sie von Rußland aus, und hier von China her, sich über ganz Europa verbreitete. Zu einer wahren Kinderpest

gestaltete sich das Scharlachfieber, welches während des ganzen Jahrhunderts sehr oft als eine Volksseuche auftrat und meistens mit Friesel verbunden war. Nach wie vor hielten auch in diesem Zeitraume zu verschiedenen Malen die Pocken ihren mörderischen Umzug, und namentlich zeichnet die Jahre 1768 bis 1771 eine allgemeine Pockenseuche aus, die eben so verderblich in Kamtschatka wie in Ostindien wüthete, und hier dem schwarzen Tode beinahe gleich kam. Die Aerzte strengten sich an, abentheuerliche Meinungen über diese, die Menschengestalt so entstellende und das Leben so gefährdende Krankheit auszuhecken und die wunderlichsten Mittel dagegen anzuwenden. Und doch war bei den außereuropäischen Völkerschaften, die wir stolz genug die nicht gebildeten nennen, schon seit langer Zeit ein Verfahren in Gebrauch, das die Gewalt der Seuche vielfach beschränkte, indem sie nämlich die Pocken von dem Einen dem Andern einimpften. So rieben seit undenklichen Zeiten die indischen Brahmanen, welche bloß wegen des Impfens (der Inokulazion) im Lande umherreisten, den Vorder- oder Oberarm mit Bäuschchen ein, die mit vorjährigem Impfstoff getränkt waren; so steckte man in China frische Pockenschärfe in die Nase, was man Pockensäen nannte; so wurde in Arabien, Georgien, Circassien, hier besonders um die berühmte Schönheit der Frauenzimmer zu erhalten, womit man einen einträglichen Handel trieb und die Frauenhäuser (Harems) der morgenländischen Großen versorgte, mit Nadeln geimpft, unter dem Namen Pockenkaufen, und selbst in der Tartarei und am Senegal impfte man durch Ein-

schnitte zwischen Daumen und Zeigefinger. Aber auch in vielen Gegenden von Europa kannte man die Impfung, namentlich in Griechenland und in der Türkei, wo sich alle Frauen damit beschäftigten. Aber hier wurde sie meist als Geheimniß betrieben. In Constantinopel war es, wo die geistreiche Gemahlin des englischen Gesandten, die Lady Worthly Montague sie dadurch kennen lernte, daß es ihr auffallend war, wie es doch käme, daß die Frauen der türkischen Großen fast gar keine Pockennarben zeigten, und nun sich bemühte, die Ursache dieses Umstandes zu erforschen. Man machte sie nämlich mit dem Impfen bekannt, das sie dann auch sofort an ihrem eigenen Sohne vollzog und 1721 nach England brachte. Lange jedoch wurde, trotz aller günstigen Erfolge, in Europa der Nutzen der Impfung nicht eingesehen, da der Aberglaube, der Eifer und Wahn des Volkes, sowie die Gleichgültigkeit und Unwissenheit der Aerzte ihr hindernd und unterdrückend in den Weg traten. Nur langsam fand sie bei den wahrhaft gebildeten und bei den besten Aerzten Anerkennung. Endlich aber schien das Ende aller Pockenseuchen gekommen zu sein, als der hochberühmte Eduard Jenner die Schutzkraft der Kuhblattern kennen lernte und in Anwendung brachte. Dieser Erfinder oder Verbreiter der Kuhpocken-Impfung ward am 17. Mai 1749 zu Berkeley in Glocestershire geboren und studirte die Heilkunst. Nachdem er mehrere Jahre ausübender Arzt und Wundarzt gewesen war, widmete er sich den Naturwissenschaften und der Musik, und erlangte dadurch zuerst einen Ruf. Seit länger als einem Jahrhunderte war in einigen Provinzen Englands eine Krankheit der Kühe unter dem

Namen Kuhpocke, Kuhblatter bekannt, und als nun der Doktor Jenner 1715 den Auftrag erhielt, die Blattern in der Grafschaft Glocester einzuimpfen, wurde er überrascht, mehrere Personen anzutreffen, bei denen das Einimpfen des Giftes keine Wirkung hervorbrachte, obschon sie vorher die Blattern nicht gehabt hatten. Er erfuhr damals, daß nach einer schon sehr alten Volkssage in diesem Laude alle diejenigen, welche durch das Melken der Kühe zufällig die Kuhpocken bekommen hatten, niemals von den Blattern befallen worden waren. Jenner, welcher über diese Erscheinung nachdachte und ihre Ursache zu entdecken wünschte, stellte von diesem Augenblicke an vielfache Versuche über die Kuhpocken an. Er versuchte zuerst vergebens die Blattern Personen einzuimpfen, die kürzere oder längere Zeit vorher die Kuhpocken gehabt hatten, und fand so durch den Versuch, daß solche Menschen nicht mehr empfänglich waren, diese schlimme Krankheit zu erwerben. Er wählte hierauf mehrere Personen aus, die noch nicht die Blattern gehabt hatten, und impfte ihnen die in den Pusteln der Kuhpocke enthaltene Flüssigkeit (Materie) ein; und siehe da, die Krankheit entwickelte sich regelmäßig. Die Blattern-Einimpfung, die er hierauf bei ihnen vornahm, blieb ohne Wirkung. Erst nachdem er diese Versuche auf verschiedene Weise und mehrfach wiederholt und nachdem schon fünf Jahre früher der Schullehrer Plett zu Stakendorf bei Kiel die Kuhpocke eingeimpft hatte, was ihm jedoch unbekannt blieb, machte er im Jahre 1798 sein Werk unter dem Titel: „Untersuchungen über die Ursachen und die Wirkungen der Kuhpocke oder Variola

Vaccina, bekannt. In diesem Buche äußert Jenner, die Kuhpocke selbst sei wiederum nur das Erzeugniß einer Krankheit der Pferde, indem nämlich die Materie, welche aus den Fersen der an der Mauke leidenden Pferde hervorsickert, von den Stalljungen, die sie striegeln, auf die Euter der Kühe übergetragen werde und diesen letztern eingeimpft, die Kuhpocke gäbe, mithin müßte die Mauke als der Ursprung dieser Krankheit angesehen werden. Diese Meinung Jenners wurde sowohl vielfach in Schutz genommen als auch bestritten, bis endlich 1812 ein Fall bekannt gemacht wurde, der sie außer allem Zweifel zu setzen schien. Ein Kutscher, der die Blattern nicht gehabt hatte, und ein Pferd, was seit einigen Tagen an der Mauke litt, striegelte, suchte Hülfe bei den Wundärzten einer öffentlichen Heilanstalt wegen Pusteln, die er am Handgelenke hatte und die genau denen der Kuhpocke glichen. Wegen dieser überraschenden Aehnlichkeit impfte man zwei Kindern die in den Pusteln des Kutschers enthaltene Materie ein, und die regelmäßigste Kuhpocke entwickelte sich bei jedem von ihnen. Man impfte damit noch viele Geschlechter hindurch fort. Indessen ist dadurch Jenners Ansicht noch immer nicht ganz bewiesen worden, denn sonst müßte die Mauke selbst, wenn man sie einimpfte, eine ähnliche Erscheinung hervorbringen. Die meisten Aerzte kommen darin überein, daß das Vorhandensein der Mauke nicht als nothwendige und ausschließende Ursache der Kuhpocke zu betrachten ist, da diese letztere selbst bei den Kühen entstehen könne, ohne daß sie mit Pferden in Berührung gekommen sind. — **Jenners** Buch war kaum in London erschienen, als

es von allen Seiten in England mit Wärme aufgenommen ward. Die Doktoren Pearson und Wilson beeilten sich, die darin erwähnten Versuche zu wiederholen und ihr Zeugniß, zu dem sich eine Menge andere gesellten, sprach bald zu Gunsten dieses Schutzmittels. Außer diesen Aerzten machten sich in England noch besonders Aiking, Thornton, Frazer und J. Cooper um die Verbreitung der Kuhpockenimpfung verdient, und der Arzt Marshall reiste in gleicher Absicht nach Spanien, Italien, Sardinien und Malta. Das Gerücht von dieser Entdeckung verbreitete sich bald weiterhin, doch war Frankreich nicht das erste der Länder, wohin sie drang. Die Zeitungen hatten schon länger davon gesprochen, als der Herzog von Rochefoucauld, der während seines Aufenthalts in England Zeuge von den glücklichen Erfolgen dieses Schutzverfahrens gewesen war, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand lenkte. Durch seine Vermittelung bildete sich ein Verein von unterrichteten Aerzten und am 2. Juni 1800 wurden 30 Kinder mit Lymphe (Impfstoff), die man aus London erhalten hatte, geimpft. In sehr kurzer Zeit zählte man bloß in Paris mehrere Tausend Impfungen. Am 7. Februar des folgenden Jahres wurde von Herrn Frochet, Präfekten der Seine, eine eigene Impfanstalt gegründet und dem genannten Vereine von Aerzten übergeben. Die durch diese Anstalt geleisteten Dienste sind wahrhaft unberechenbar. Die Versuche der Engländer zu wiederholen, neue anzustellen und so die Anzahl der Gegenbeweise zu vermehren, Frankreich und das Ausland mit Kuhpockenimpfe zu versehen, das Zutrauen zu

einem neuen Schutzverfahren, das seit seinem Erscheinen durch die Unwissenheit und die Unredlichkeit heftig bekämpft worden war, zu erzeugen und zu erhalten, das war die schöne Aufgabe dieses Vereines und er hat sie auf eine ewig dankenswerthe Weise gelöst. Karl der Vierte, König von Spanien, ließ eine Reise um die Welt bloß zu dem einzigen Zwecke unternehmen, um allen seinen überseeischen Besitzungen, sowie vielen andern entfernten Gegenden die Vortheile dieser köstlichen Entdeckung zu Theil werden zu lassen. Das Ergebniß dieser in jeder Hinsicht staunenswerthen Reise, die unter der Leitung des königlichen Wundarztes Balmis ausgeführt wurde, übertraf alle Hoffnungen, die man davon gehegt hatte. Seit dieser Zeit ist die Kuhpockenimpfung mit so vielem Eifer und Erfolg in einigen von diesen Gegenden verrichtet worden, daß man daselbst beinahe gar keine Blattern mehr antrifft. So sind sie z. B. auf Manilla in Ostindien, wo sie bisher schrecklich wütheten, gar nicht mehr vorhanden. Zum Andenken an eine so große Wohlthat hat man dem Könige Karl dem Vierten ein Standbild von Bronze errichtet. — In Deutschland impfte zuerst de Carro in Wien 1799 mit einem von dem oben erwähnten englischen Arzte Pearson erhaltenen Impffaden seine eignen Kinder; ihm schlossen sich ebendaselbst die Aerzte Ferro, Carreno und Portenschlag an. In dem nämlichen Jahre wurde von Ballhorn und Strohmeyer das Impfen in Hannover begonnen, denen bald in Berlin Hufeland und Heim, in München 1801 Giel folgten. Das große Unternehmen wurde von vielen andern ausgezeichneten Aerzten

in den verschiedensten deutschen Staaten befördert. Der sehr zu feiernde Medizinalrath Bremer begründete im Jahre 1802 die Impfanstalt zu Berlin, unter dessen Aufsicht bloß im Jahre 1820 an 400,000 Kinder in dem preußischen Königreiche geimpft wurden, welche Zahl sich in den spätern Jahren noch bedeutend vergrößert. Dabei liefert dieser verdienstvolle Menschenfreund den Aerzten aller Länder stets unentgeltlich Impfstoff und wirkt dadurch auf eine ausgezeichnete Weise für das Wohl der Menschheit. Auch die Regierungen nahmen sich der Impfung an, und das that sehr noth. Denn wie alles Neue, und wenn es auch noch so segenbringend und nützlich ist, fand das Impfen viele Widersacher, viele Menschen voll Aberglauben, die da meinten, es würde den Kindern das Gift in den Leib getrieben und wenn zufällig eine andere schlimme Krankheit sich bei diesen einstellte, so hieß es, es sei von dem neumodischen Verfahren, oder sie waren nachlässig und bedachten nicht das Heil ihrer Familien. Da schritten die Behörden ein, welche über die öffentliche Wohlfahrt gesetzt sind, und wie Jeder weiß, wurde verordnet, es solle Niemand in Schulen aufgenommen, Niemand konfirmirt, Niemand angestellt werden, der nicht ein Zeugniß beibringe, daß er mit Erfolg geimpft worden sei. — In Italien haben sich um die Impfung vorzüglich die Aerzte Sacco, Glietta und Piccinelli Verdienste erworben. Naskow betrieb sie in Dänemark. Durch Huhn und Halliday wurde sie in Rußland eingeführt, von da aus dieselbe 1823 bis nach Californien verbreitet ward. In Portugall ist dagegen die Kuhpockenimpfung erst seit dem Jahre

1812 einigermaßen unternommen worden. Schon im Jahre 1800 hatte der oben erwähnte Wiener Arzt de Carro Impfstoff nach Constantinopel gesendet, allwo der berühmte englische Gesandte, Lord Elgin, und der englische Arzt Scott für ihre Weiterverbreitung bemüht waren. Später wurden durch Auban in jener Hauptstadt 60,000 Menschen geimpft; im Jahre 1827 mußte sogar Auban die Kinder des Sultans impfen. Auch der englische Consul in Bagdad, Jones, erhielt Impfe durch den unermüdlichen de Carro, die darauf weiter durch das Morgenland versendet wurde, doch ist im englischen Ostindien das Impfen erst seit 1812 einigermaßen geordnet worden. Jenner sendete die erste Impfe nach Nordamerika, woselbst seit 1804 das Impfen besonders durch den Arzt Murphy befördert wurde. — In dieser Weise ward dieses treffliche und sichere Schutzmittel gegen eine der fürchterlichsten Krankheit fast allen Menschen des Erdbodens bekannt und jeder, der reines Herzens ist, muß den edlen Mann Jenner dankbar verehren. Derselbe starb am 26. Jan. 1823 und wurde bei Lebzeiten mit vielen Auszeichnungen erfreut. 1803 erhielt er das Bürgerrecht der Stadt London in einer goldnen Kapsel, und zwei Mal bezeugte das Parlament ihm den Dank des Volkes, das ihm auch 1802 und 1807 Geldgeschenke bewilligte, die sich auf 30,000 Pfund Sterlinge (etwa 200,000 Thlr.) beliefen, und der Verein zur Ausbreitung der Kuhpockenimpfung, welchen man in Großbritannien stiftete, erhielt seinen unsterblichen Namen.

Zu den in dem 18. Jahrhunderte oft beobachteten Krankheiten gehört auch der Brand vom Mutter-

korne und die Kriebelkrankheit oder Krampfsucht beide durch den Genuß des Mutterkorns entstehend. Wie früher kam der Mutterkornbrand oder die Brandseuche häufig im Ländchen Sologne, zwischen den Flüssen Loire und Cher, und in andern französischen Ländern in den nassen Jahren 1710, 1716, 1747 bis 1750, und 1764, in der Schweiz 1709, in England 1762 und in Schweden 1763 und 1769 vor. Es leidet keinen Zweifel, daß diese jetzt fast ganz verschwundene Krankheit diejenige ist, welche wir im Mittelalter unter dem Namen des St. Antonsfeuers erwähnt haben. Die durchaus verschiedene Kriebelkrankheit, von welcher die ältesten sichere Nachrichten aus den Jahren 1587 und 1592 aus Schlesien herrühren, wo der Arzt Kaspar Schwenkfeld sie beobachtete, erschien als Seuche 1702 auf dem Erzgebirge und in Hannover, 1716 u. 1717 in Sachsen, Schlesien, Holstein und Schleswig, 1722 und 23 in Schlesien, Pommern und in der Priegnitz, 1736 u. 37 in Schlesien und Böhmen, 1741 u. 42 in der Mark und Holstein, 1746, 47, 54, 55, 63 u. 69 in Schweden, aber die letzte und bedeutendste seuchenhafte Kriebelkrankheit wüthete 1770 und 71 und dehnte sich über Norddeutschland, Holstein, Schweden und einen Theil von Frankreich aus. Auch die Hundswuth, die Lustseuche, die Brustbräune, der vervöse Gesichtsschmerz und verschiedene Geistesstörungen wurden in diesem Jahrhunderte vielfach und mit hoher Gefährlichkeit beobachtet.

Alle diese Krankheiten und Volksseuchen mußte die Aufmerksamkeit der Aerzte in hohem Grade in Anspruch nehmen und die Heilverfahren verändern und verbessern.

Nach und nach bildete sich über die Entstehung der Krankheiten die Ansicht aus, daß sie in den Flüssigkeiten des Körpers, im Blute u. s. w. zu suchen sei. Vorzüglich war dies bei den Wiener Aerzten der Fall, die freilich den Magen und die Verdauung zum Mittelpunkte des Erkrankens machten, aber dennoch jene Ansicht zu Grunde legten. Sie bildeten eine eigne Partei oder Schule, die man in der gelehrten Welt die Wiener Schule genannt hat, und die sich durch sehr ausgezeichnete Männer einen großen Ruf und vielfache Verdienste um die leidende Menschheit und um die Heilkunst erworben hat. Hier müssen wir vor Allen den Arzt Van Swieten nennen. Er war den 7. Mai 1700 zu Leiden geboren, ein Schüler des berühmten Boerhave und da er über die Religion andere Ansichten geäußert hatte, wie es dem Staate genehm war, so mußte er seine Vaterstadt, allwo er Lehrer der Heilkunst war, verlassen und ging, von der Kaiserin Maria Theresia berufen, an den Wiener Hof. Hier erkannte er bald die Absichten seiner hohen Gebieterin und widmete sich in ihrem Sinne dem Dienste seines neuen Vaterlandes. Die Wissenschaften waren unter ungünstigen Einflüssen seit zwei Jahrhundert verkümmert und Oesterreich hinter Norddeutschland zurückgeblieben. Van Swieten fing seine Verbesserungen mit großer Mäßigung und Weisheit an. Sein eignes Beispiel sollte wirken, und so trat er denn sogleich als Professor ein, um durch seine Vorträge den Unterschied einer trocknen und kraftlosen Lehrweise von einer eindringenden und geistvollen anschaulich zu machen. Seine Amtsverrichtungen mehrten sich mit seinen Leistungen

und es währte nicht lange, so wurde ihm der ausgedehnteste Wirkungskreis zu Theil, dessen sich jemals ein Gelehrter in der Förderung der ihm anvertrauten Wissenschaften erfreut hat. Allein selbst im Uebermaße seiner Anstrengungen vergaß Van Swieten niemals, daß er noch immer zu lernen und durch sein Beispiel Tausenden vorzuleuchten habe. Noch in seinen späten Jahren erlernte er die ungarische und arabische Sprache, und trieb neben der Heilkunst alle Naturwissenschaften. Maria Theresia sah durch ihn ihre Lieblingspläne zur Ausführung kommen, die ohne einen Mann von seinen Eigenschaften nicht im entferntesten verwirklicht worden wären; sie sah durch ihn die österreichischen Staaten in den Thätigkeiten des Geistes mächtig befördert, und wie ihr denn die Größe der Aufgabe, die sie ihrem Rathgeber gestellt, einleuchtete, so konnte sie auch seinem Scharfsinn in der Auffindung der Mittel, seiner unwandelbaren Pflichttreue, seiner unbeugsamen Geisteskraft und seiner unerschütterlichen Redlichkeit ihre Bewunderung nicht versagen. Sie zog ihn in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten zu Rathe und bekleidete ihn mit den höchsten Ehrenstellen und Aemtern. Van Swieten blieb fast mit jugendlicher Kraft allen seinen vielen und großen Geschäften bis im Alter gewachsen. Im Jahre 1769 begann indessen seine Gesundheit zu schwanken und nur eine kurze Zeit war es ihm noch vergönnt, sich der Früchte seiner Anstrengungen zu erfreuen. Schon im März 1772 stellten sich Zeichen des Brandes am Unterschenkel ein und in Folge dieses Leidens starb er am 18. Juni desselben Jahres in Schönbrunn, beweint von der Kaiserin, wie von Tausenden,

denen er wohlgethan, mit dem Muthe und der Ergebung eines Christen. Van Swieten war äußerst wohlthätig, er hatte in den letzten zehn Jahren über 30,000 Thlr. zur Armenkasse gegeben. Arme Kranke unterstützte er reichlich und sorgte väterlich für arme Studirende. Er war ein Gelehrter im vollen Sinne des Wortes, und der Wissenschaft ihrer selbst willen bis an sein Ende treu ergeben; die Forschung war ihm Genuß, geistige Anstrengung Gewohnheit, Tiefe und Umfang des Wissens Bedürfniß. Bis an sein Ende hielt er gewissenhaft auf Eintheilung seiner Zeit. Um fünf Uhr stand er auf, fuhr bald nach sechs Uhr nach Hofe, kehrte um 8 oder 9 Uhr zurück, arbeitete bis zwei, aß dann zu Mittag, nahm arme Kranke an und besorgte seine Amtsgeschäfte, fuhr um sieben Uhr wieder nach Hofe, arbeitete bis neun und ging nach zehn Uhr zu Bett. Frei von aller Selbstsucht, wie er war, schätzte er also die Gelehrten und suchte sie auf. Diese Achtung vor dem Gelehrten ging in die Grundsätze der Verwaltung über; die Erhalter der Wissenschaften sollten nicht mehr den häuslichen Sorgen zur Beute werden, sie sollten ihre kostbare Zeit nicht mehr mit geistlosen Erwerbsarbeiten verschwenden, und deßhalb wurden die Gehalte der angestellten Lehrer verbessert. Die freie Zeit eines Arztes, der ein Gelehrter sein soll, gehört den Wissenschaften, nicht dem Spiel, dem Gepränge und übertriebenen Luxus, der die Liebe zu geistigen Beschäftigungen vernichtet und das flache Treiben und die leeren Zerstreuungen begünstigt. So lange Van Swietens Einfluß währte, waren der Mittelmäßigkeit die Wege versperrt. Das Verdienst war sicher, in ihm

einen Fürsprecher zu finden, es erregte nie seinen Neid, denn es war seiner eignen Natur nahe verwandt; er suchte es nicht unter dem großen Haufen schlauer Bewerber, den er von sich fern zu halten wußte, es konnte erwarten, von ihm bemerkt zu werden, denn er ehrte die Bescheidenheit. Selten verstand es ein Staatsmann besser, sich durch talentvolle Männer zu vervielfältigen, und deßhalb ist niemals die Heilkunst aus dem Taumel der Trägheit so schnell zu regem Leben erwacht, als unter ihm in Oesterreich. Hunderte von gebildeten und eifrigen Aerzten gingen aus seiner Schule hervor und verbreiteten sich über alle Lande des Kaiserstaates, und selbst viele von denen, die sein Wirken in der Nähe nicht gesehen, und von seinen Lehren nicht unterrichtet waren, schätzten es sich zur Ehre, zum Gedeihen der Heilkunst durch Schriften zu wirken. Die jungen Aerzte kannten damals die Krankheiten nur aus ihren Heften, d. h. aus dem, was sie in den Vorlesungen sich aufgeschrieben hatten, wenn sie nicht, was oft geschah, nach Frankreich oder Italien reisen konnten, und das alte Sprichwort aller Orten hatte einige Wahrheit: Ein neuer Arzt, ein neuer Kirchhof. Die Hospitäler waren im 18. Jahrhunderte noch so schlecht eingerichtet, daß in ihnen die bösartigsten Krankheiten fortwucherten, und der Name des „Hospitalfiebers" vor dem Eintritte warnte. Noch war es in Deutschland nicht dahin gekommen, daß die Schüler an den Krankenbetten selbst einen regelmäßigen Unterricht erhielten, was man Klinik nennt und jetzt an allen Universitäten anzutreffen ist.

Nur in Padua waren zuerst im Jahre 1578 auf Betrieb der dortigen Deutschen klinische Vorträge (d. h. Belehrungen über die einzelne Krankheit am Bette des Kranken) im Stadtspitale zu Stande gekommen, und diesem Beispiele späterhin Pavia und Genua gefolgt; im 17. Jahrhunderte aber hatte man diese Veranstaltungen nur für das Urinbesehen und das Befühlen des Pulses benützt und sie wiederum ganz verkümmern lassen. Acht und fünfzig Jahre später ertheilte der Bürgermeister von Utrecht van der Straten an der neu errichteten Universität dieser Stadt einen für die damalige Zeit sehr vollkommnen klinischen Unterricht. Dies erweckte sogleich die Eifersucht der Hochschule von Leyden und so kam auch daselbst eine Klinik im Stadtkrankenhause zu Stande. Diese klinische Schule in Leyden kann man als die Musteranstalt betrachten, nach der Van Swieten die seinige in Wien einrichtete und die eine Pflanzstätte vieler ähnlichen in Deutschland und im Auslande geworden ist zum Nutzen der Heilkunst und zum Segen der Menschheit. Ihren ersten berühmten Lehrer fand diese Schule in dem Arzte de Haen (starb 1776) aus dem Haag, der freilich der Naturheilkraft den Vorrang ließ und den Körper nicht durch heftige Arzneien bestürmte, der aber hartherzig und absprechend war und noch an Zauberei und Hexenwesen steif und starr glaubte. Weit höher steht sein Nachfolger Maximilian Stoll aus Schwaben (gest. 1787), der als Arzt und klinischer Lehrer einen außerordentlichen Einfluß auf seine Zeit gewann. Derselbe erblickte den Sitz der krankhaften Thätigkeiten vorzugsweise im Unterleibe und meinte, dessen

verdorbene Säfte und Unreinigkeiten seien nur durch Brechmittel zu beseitigen. Die Ansicht, welche schon früher namhafte Aerzte hin und wieder ausgesprochen hatten, daß Schleim, Galle, Würmer und saure Flüssigkeiten in dem Körper die Fieber in Entzündung versetze, d. h. die Fieber entzündlich mache, fand an Stoll einen großen Anhänger und geistreichen Verbreiter, und die jungen aus allen Ländern herbeigeströmten Aerzte nahmen diese und die Kur mittelst Brechmitteln in ihre Heimath mit. Ein anderer Wiener Arzt, Namens Kämpf, stellte die Lehre auf, das träge Blut werde in den Adern des Unterleibs verdickt und bilde sich zu kleisterartigen oder noch festern Bestandtheilen aus, gegen welche man eigene auflösende Klystiere anwenden müsse.

Als um diese Zeit die Chemie bedeutende Fortschritte machte, so beeilten sich auch die Aerzte, die Vorgänge des Lebens auf eine chemische Weise zu erklären. Natürlich mußte nun auch jede Krankheit durch eine Veränderug in der Zusammensetzung oder Mischung der festen und flüssigen Theile des Körpers entstehen und in eben solcher Weise geheilt werden. Dadurch kamen verschiedene Luftarten und Säuren als Heilmittel in Anwendung, deren Nutzen auch noch heutigen Tages anerkannt wird, obwohl die Ansicht, wodurch sie in Ruf kamen, wiederum in Vergessenheit gerathen ist. Auch die Kenntniß von den Pflanzen wurde bedeutend erweitert und dadurch erleichtert, daß man sie in eine einfachere Ordnung einzutheilen suchte, wodurch man einen schnellern Ueberblick erhielt und das Erlernen angenehmer wurde. Dazu kam, daß man nun auch versuchte, die Krankheiten

wie die Pflanzen in gewisse Ordnungen, Klassen, Gruppen, Familien zu bringen, indessen fielen diese Versuche unglücklich, wenigstens mangelhaft aus, denn das Wissen wurde auf diesem Wege in eine Zwangsjacke gesteckt, und es blieben meistens einige Krankheiten übrig, von denen man nicht wußte, in welches Fach man sie bringen sollte. Uebrigens könnten wir hier eine große Anzahl werthvoller Aerzte nennen, welche in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts ruhmvoll gewirkt haben und scharf auftraten gegen Aberglauben, Vorurtheile, Heilunsinn und Marktschreierei.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert herrschte ein eigenthümlicher Geist der Aufklärung, alles, was Glauben hieß, hatte in der Gesellschaft, die man die vornehme und leider die gebildete hieß, kein großes Zutrauen, man wollte alles mit den Händen erfassen, mit seinen fünf Sinnen wahrnehmen, d. h. der Verstand sollte überall genaue Auskunft, klaren Aufschluß und einfache Erklärung geben. Es erhob sich das Geschrei, die Natur heraus! Die Erfahrungen voran! So schön dies Bestreben gewissermaßen auch war, wenn es die goldene Mittelstraße eingehalten hätte, so häßlich und fratzenhaft wurde es durch die eintretenden Uebertreibungen und durch das Mißverstehen derjenigen, die in edler Absicht den ersten Anstoß dazu gegeben hatten. Durch ihren blitzenden und scharfen Geist sonst ausgezeichnete Männer bemühten sich, Alles sinnlich zu machen, Alles in Maschine umzuwandeln. Ein Baron von Holbach z. B., welcher in Paris lebte und die geistreichsten Wüstlinge und Stutzer in Menge um sich sammelte,

schrieb ein Buch, in welchem alles Göttliche geläugnet und für Täuschung erklärt, der Geist ein Erzeugniß des körperlichen Stoffes, die Natur eine Art Maschine und die Sittlichkeit eine Sache des Vorurtheils und der Feigheit ward. Diese Denkweise, welche von den großen Geistern Frankreichs ausging und in einer wundervollen Sprache, in spannender und ansprechender Gestalt mitgetheilt wurde, fand in dem nachahmungssüchtigen Deutschlande sehr viele Freunde, warme, ja hitzige Anhänger. Doch bald traten Männer des Vaterlandes auf, die einen siegreichen Kampf damit eingingen und deutschen Sinn und deutschen Geist wieder zu Ehren brachten. Dieser deutsche Geist flog zwar nun hurtig wieder in das Uebersinnliche, doch reinigte er die Sitte und stellte die Leute wieder auf ihre eignen Füße. Während dies geschah, schien die Heilkunst für jeden höhern Aufschwung abgestorben zu sein. Kein lebendiger Geist, kein tiefer Gedanke beherrschte die träge, durch vieles Zusammensuchen aufgehäufte Masse, die man als Erfahrungswissen und Gelehrsamkeit ausgab. Da trat auch für sie die Zeit einer mächtigen Umwandlung ein, wozu am meisten ein seltener Mann Namens John Browe (Braun) beitrug.

Derselbe war 1735 in Bunkle in der Grafschaft Berwickshire geboren und von seinem Stiefvater, einem Leinweber, zu dessen Profession bestimmt, dann aber auf die lateinische Schule nach Dunse gebracht worden, wo er mit Armuth und Entbehrungen so sehr kämpfte, daß er sogar einmal diese Schule verlassen mußte, um als Schnitter in der Erndte zu dienen. Hierauf wurde er Hauslehrer in

Dunse und ging dann nach Edinburgh, um Theologie zu studiren. Fast hatte er seinen Zweck erreicht, da nahm er eine Lehrerstelle an der Schule zu Dunse an, kehrte jedoch bald wieder nach Edinburgh zurück und beschäftigte sich nun damit, medizinische Abhandlungen ins Lateinische zu übersetzen. Dadurch bekam er Lust zur Heilkunst und so entschloß er sich, sie drei Jahre zu studiren. In dieser Zeit erlangte er das Zutrauen eines berühmten Arztes Namens Cullen, welcher ihn zum Lehrer seiner Söhne machte; doch dies Verhältniß währte nicht lange, und er legte nun eine eigne Koststchule für Mediziner an, machte damit schlechte Geschäfte, nach wenigen Jahren Bankerott und schloß dann diese Anstalt. Vergebens suchte er nun eine Anstellung an der Universität, sein eigner böser Leumund und der Einfluß des genannten Cullen, der jetzt sein Widersacher war, vereitelten alle seine Bemühungen. Er gab daher Privatunterricht in der Heilkunst und mehr aus Haß gegen den Arzt Cullen entwarf er ein neues Lehrgebäude der Medizin, wodurch er sich aber so viele Gegner auf den Hals lud, daß er genöthigt ward, nach London zu gehen. Hier, wo ihn kein Zunftzwang beschränkte, kam er jedoch auch auf keinen grünen Zweig und er untergrub sein unruhiges Leben durch den Mißbrauch geistiger Getränke und durch den übermäßigen Genuß von Opium, so daß er 1788 an einem Schlagflusse starb. Schon diese kurze Geschichte eines unstäten, schwankenden und überreizten Lebens liefert einen Schlüssel zur Lehre Browns, welche erst nach seinem Tode, gerade als die französische Revolution am heftigsten wüthete, vorzüglich unter den Deutschen

in Schwung kam. Brown erkannte kein Leben, sondern nur eine eigenthümliche Grundkraft, die Erregbarkeit, an. Alle Erscheinungen des Lebens waren ihm nur Reize, deren Wirkung eben Erregung ist und wodurch allein das erzwungene Leben sich vom Tode unterscheidet. Gegen alle tiefere Forschung eingenommen, faßte er also die Erscheinungen des Lebens ganz oberflächlich auf, nur in der Verbindung mit der äußern Welt; die Heilkraft der Natur und das, was der geistige Theil des Geschöpfes wirkt, verschwand, blieb unbeachtet; Zufall und Aeußerlichkeit spielten die erste Rolle. Selbst das Blut und die Säfte erklärte Brown für Außendinge. Da nach seiner Ansicht Leben und Gesundheit von dem Reize abhängen, so entspringt natürlich die Krankheit aus der zu großen oder zu geringen Einwirkung der Reize, aus zu starker oder zu schwacher Erregung; im ersten Falle besteht ein Zustand von Schwäche, die Krankheit ist eine aus Schwäche, in andern besteht ein Zustand übermäßiger Kraft, die Krankheit ist eine aus Kraftfülle. Das Wesen und die Form der Krankheit, so wie die Beschaffenheit der einzelnen Theile des erkrankten Körpers, kamen nicht in Betracht. Um das Uebel zu heben, brauchte man bloß danach zu forschen, ob Schwäche oder Kraftfülle vorhanden war. Die Krankheit aus Kraftfülle erfordert schwächende, die Krankheit aus Schwäche stärkende, reizende Mittel, unter welchen weingeistige Mittel und das Opium obenan standen. Das Opium war Browns Lieblingsmittel und er trieb damit vielen Mißbrauch. Der begeisterte Beifall, den diese armselige Lehre, welche die lebendige Natur verbannte, vorzüglich in Deutschland

gewann, gehört zu den merkwürdigsten Zeichen der Zeit, und läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß die Aerzte der bisherigen Lehrmeinungen überdrüssig waren und sie geblendet wurden von der Einfachheit, Leichtigkeit und Brauchbarkeit dieser Lehre. Dazu kam, daß die deutschen Aerzte damals sich nicht viel mit den Naturwissenschaften abgaben, einseitig den Verstand ausbildeten und allenthalben eine flache Aufklärung an der Tagesordnung war.

In dieser für die Heilkunst so unerfreulichen Zeit gewährt uns der Hinblick auf einige Männer, deren deutsche Treue und Klarheit sich von der Natur und dem Geiste nicht abwendig machen ließ, ein beruhigendes und erhebendes Bild. Der erste ist Johann Peter Frank, geboren 1745 und gestorben 1821, wirksam als einer der größten Lehrer in Göttingen, Pavia, Wien und Wilna, von wo er sich in die Ruhe des bürgerlichen Lebens nach Wien zurückzog. Die neue Lehre konnte den kräftigen Mann wohl einen Augenblick wankend machen, aber er fiel nicht, sondern erhob sich mit aller Stärke der bessern, auf gediegener Erfahrung beruhenden Einsicht gegen ihre verderbliche Einseitigkeit. Ruhig und groß auf dem Lehrstuhle der ärztlichen Kunst schrieb er seine Briefe über die Heilung der Krankheiten des Menschen nieder, deren milder, lauterer und der Natur mit vorsichtigem Schritte folgender Geist zu allen Zeiten der Heilkunst einen Schutz darbieten wird, um die Anmaßungen nichtiger und doch Erfahrung vorspiegelnder Lehren zu zerstreuen. Unvergeßlich wird er auch bleiben als der Schöpfer der medizinischen Polizei, d. h. der gründlichen

Anweisungen, wie die Behörden bei der Beaufsichtigung der öffentlichen Leibeswohlfahrt, beim Verkaufen der Nahrungsmittel, bei Seuchen, bei verderblichen Geschäften u. s. w. zu verfahren haben, um die Gesundheit der einzelnen Staatsbürger zu schützen und Krankheiten zu verhüten. Es war dies die Lieblingsarbeit seines ganzen Lebens. Zum zweiten nennen wir den Professor Reil, der sich hinsichtlich der Behandlung der Fieber und der Geisteskrankheiten schon allein unsterblich gemacht hat. Der dritte war Wilhelm Hufeland, geboren 1762 und gestorben 1836, königl. Preuß. Staatsrath und Professor in Berlin. Er trat der Brownschen Lehre mit dem Schilde der Wahrheit und mit dem Bewußtsein der guten Sache entgegen und führte den Kampf mit echter Menschenfreundlichkeit und unermüdlicher Geduld trotz vieler Schmähungen Jahre lang fort, bis er siegte. Sein ganzes Leben war eine Kette der edelsten Thaten und der reinsten Tugenden. Er war ein geborner Arzt voll Gemüth und Herzenshoheit, ein Vater der Kranken, ein warnender Freund der Gesunden. Er sagt, alle Krankheitsheilungen werden durch die Natur bewirkt; die Kunst ist nur ihr Gehülfe und heilt nur durch sie. Der Arzt soll nicht der Gebieter, sondern der Diener der Natur sein, ihr Freund, ihr Gehülfe ihr Bundesgenosse. Hand in Hand mit ihr soll er gehen und das große Werk vollbringen, nicht vergessen, daß nicht Er, sondern Sie es ist, die es thut, sie achtend, immer im Auge habend, und am wenigsten störend in sie eingreifend. Es sind zwei Irrwege, die sich hieraus ergeben und vor denen sich der Arzt zu hüten hat, der erste ist, das zu

Wenig, der zweite, das zu Viel thun. Die Heilkunst begreift zweierlei: Erkennen und Handeln. Jede Kunst hat ihr Geheimniß. Dies kann Niemand erlernen, oder von außen an sich bringen, auch läßt es sich nicht durch gewisse Formeln und Zeremonien beschwören, sondern ein jeder muß es selbst in sich erzeugen, und nur der wird dessen theilhaftig, der die Kunst schöpft aus dem Leben der Natur, sie aufnimmt in sein innerstes Gemüth mit reiner Seele, in ihr lebendig lebt und mit ihr vertraut wird. Der allein ist ein Eingeweihter und erhält Offenbarungen. Der allein versteht das Wort. — Ohne Denken giebt es kein vernünftig Handeln. Aber auch das Denken des Heilkünstlers muß aus der Natur und dem Leben hervorgehen, nicht aus dem Lehrgebäude. Was sich im Umgang der Natur und in ihrem Anschauen entwickelt, hat mehr Werth, als Alles Erdachte oder Erlernte. Das allein hat nur wahres Leben, d. h. den Geist der Natur, und ist so ewig wahr, wie sie. — Jeder Kranker ist ein Tempel der Natur. Nahe Dich ihm mit Ehrfurcht und Weihe, entferne von Dir Leichtsinn, Selbstsucht und Gewissenlosigkeit, dann wird sie gnädig auf Dich blicken und ihr Geheimniß Dir aufschließen. — Bedenke immer, wer Du bist und was Du sollst. Du bist von Gott gesetzt zum Priester der heiligen Flamme des Lebens und zum Verwalter und Ausspender seiner höchsten Gaben, Gesundheit und Leben, und der geheimen Kräfte, die er in die Natur gelegt hat zum Wohle der Menschheit. Ein hohes, heiliges Geschäft! Verwalte es rein, nicht zu Deinem Vortheil, noch zu Deinem Ruhme, sondern zur Ehre

Gottes und zum Heile Deines Nächsten. Dereinst wirst Du Rechenschaft davon geben müssen. — Halte immer die Würde der Kunst aufrecht, in Dir und bei Andern, und erniedrige sie nie zum Handwerk und zum Mittel niedriger Zwecke. — Kannst Du nicht helfen, so schade wenigstens nicht. — Zweifelhaftes Mittel ist besser als keins. — In tödtlicher Gefahr des Kranken wage Alles zu seiner Rettung, selbst Deinen Ruhm. — Ueberhaupt denke nie an Dich, sondern nur an den Kranken. — Glaubst Du, daß Du dereinst vor dem Throne der ewigen Wahrheit gefragt werden wirst: Nach welchem System (Lehrgebäude) hast Du gehandelt? Bist Du ihm stets treu geblieben und hast es zu Ehren gebracht? — Sondern: Ich habe Dich zum Haushalter gesetzt über die wunderbaren Kräfte, die ich in die Natur und ihre Produkte (Erzeugnisse) legte zum Heil der Menschen. Wie hast Du sie ausgespendet? Zum Wohl der Menschen, mit Dank und Anbetung? Oder zur Ehre Deines Namens, mit Selbstsucht und Eigennutz? War es Dir bei Deinem Forschen und Handeln rein um Wahrheit, um das Wohl Deines Bruders zu thun, oder um Dein eignes? — Wem die Heilkunst nicht zur Religion wird, dem ist sie die trostloseste, mühseligste und undankbarste Kunst auf Erden, ja sie muß ihm zur größten Frivolität, zur Sünde werden. Denn nur was in Gott gethan ist, ist heilig und beglückend. — Und was ist sie jetzt bei so vielen? eine bloße Speculation, ein Mittel, ihr Glück zu machen, Geld, Ehre zu erjagen, höchstens bei den Bessern Naturforschung. — Der Arzt muß in Ausübung seiner Kunst bloß den Menschen sehen, und

keinen Unterschied unter den Armen und Reichen, Großen oder Niedrigen machen. Der am meisten Leidende, der in der größten Gefahr Schwebende, hat den Vorrang vor allen übrigen, er sei übrigens wer er wolle. Ich beklage die Aerzte, die den Werth ihrer Kranken nach ihrem Stande oder Vermögen abmessen. Sie kennen den schönsten Lohn des Arztes noch nicht. Was ist eine Hand voll Gold gegen die Thränen des Dankes in den Augen des Armen, der eben dadurch, daß er uns nichts sagen, nichts geben kann, uns sein ganzes Wesen hingiebt und sich als ewigen Schuldner bekennt, während der Reiche sich durch seine Gaben loskauft. — — — — Es ist ein großer und gewöhnlicher Fehler jüngerer Aerzte, besonders neuerer Zeit, daß sie Alles nur darauf anlegen, Aufsehen zu erregen, sei es nun durch die neuesten Moden in Kleidungen und in Wissenschaften, oder durch Sonderbarkeiten oder auch Charlatanerien. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Aufsehen machen und Zutrauen erwecken. Das Aufsehen machen kann allerdings bewirken, daß der Arzt einige Zeit lang der Gegenstand aller Gespräche wird, auch wohl großen Zulauf erhält, aber bald hört der Reiz der Neuheit auf und damit hat die glänzende Erscheinung ein Ende; dahingegen das stille, redlich und unermüdet fortwirkende Verdienst zwar eine Zeit lang unbemerkt bleiben kann, aber, eben weil es sich erst langsam in der Liebe und dem Zutrauen der Besseren festsetzt, für die Zukunft ein desto dauerhafteres und schöneres Glück gründet. — Ich halte es für eine der wichtigsten Regeln bei der Ausübung der Heilkunst: N i e d i e H o f f n u n g, n i e d e n M u t h

zu verlieren. Hoffnung erzeugt Ideen, erhebt den Geist zu neuen Ansichten und neuen Versuchen, und kann selbst das Unmöglichscheinende möglich machen. Wer nicht mehr hofft, denkt nicht mehr, Abstumpfung und Geisteslähmung sind unausbleibliche Folgen, und der Kranke muß nothwendig sterben, weil der Helfer schon gestorben ist. — Wo es irgend ohne Nachtheil für den Hauptzweck möglich ist, wähle man das wohlfeilere Mittel statt des theueren, das inländische statt des ausländischen. Ueberhaupt kann der Arzt der größte Wohlthäter seiner Kranken werden, wenn er nicht bloß mit Wohlwollen, sondern auch mit Zartheit auf ihre ökonomische (häusliche) Verlegenheit Rücksicht nimmt. Ich meine hier nicht die wirklich Armen, sondern die ungleich beklagenswerthere Klasse derjenigen, welche zwar in gesunden Tagen ihr nothdürftiges Auskommen haben, aber, sobald Krankheit eintritt, Mangel leiden, und wirklich arm sind, ohne es scheinen zu wollen, — die verschämten Armen. Der Arzt fast allein kennt sie, und er vermag es auch am besten, ihr Elend zu lindern, und zwar, welches die Hauptwohlthat ist, ohne sie es selbst merken zu lassen. Man kann der Noth zu Hülfe kommen, und doch die äußere Ehre, so wie das heilige innere Ehrgefühl schonen. Und nur das heißt wahrhaft wohlthun. — Für Niemand ist die öffentliche Meinung so wichtig, als für den Arzt. Er ist im eigentlichen Sinne des Wortes der Mann des Volks, und die Stimme des Volks entscheidet über ihn. Es muß also sein angelegentlichstes Geschäft sein, sich diese zu verschaffen, und er darf die Mittel nicht verachten,

die dazu führen. Es ist ein eitler und sehr übel angebrachter Stolz, wenn junge Aerzte darin ihre Größe suchen, sich über die Meinung des Publikums hinwegzusetzen, und sie für nichts zu achten. Der wahre Stolz des Weisen ist, seinen Zweck auf das vollkommenste zu erreichen, wer aber den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Der Hauptzweck des Arztes ist Heilung, je mehr er Gelegenheit bekommen kann, sie auszuüben, desto vollkommner erreicht er diesen Zweck, ein Wohlthäter der Menschheit zu werden. Die Hauptmittel dazu sind, außer der treuen und gewissenhaften Besorgung seiner Kranken, unerschütterliche Rechtschaffenheit, eine ordentliche Lebensart, Mäßigkeit, verständiges und gesetztes Betragen, Bescheidenheit, Klugheit und Besonnenheit in seinen Äußerungen und Urtheilen, vorsichtig in der Wahl der Gesellschaften, Aufmerksamkeit, nicht allein auf das Wesentliche, sondern auch auf den Schein. — — So dachte und handelte der große Arzt Hufeland, dessen Leben, wie er selbst sagt, Lehre und That war, und dessen Name nie vergehen wird, so lange man Geist und Tugend verehrt. Würdig ihm an die Seite zu stellen ist der Arzt E. L. Heim, (geb. 1747 und gestorben 1814), ein reiner, natursinniger und heilkundiger Geist, der in Spandau und Berlin als einer der glücklichsten Aerzte bis in sein höchstes Alter die Jugendfrische für Kunst und Wissenschaft in einem edlen Gemüthe bewahrte und als „Vater Heim" nicht nur in Berlin, sondern weit über den Kreis seines Wohnortes hinaus verehrt und geliebt ward.

Mitten in dem Zeitalter, das sich das aufgeklärte, das der Verstandesherrschaft nannte, tritt uns eine Erscheinung entgegen, die nach ewigem Gesetze unausbleiblich erfolgt, wenn der menschliche Geist seine Befugniß überschreitet und der Geist in seinen Unternehmungen anmaßend oder doch einseitig und ausschließend wird. Dann nämlich erhebt sich die Schwärmerei, wie es jetzt wieder geschah, dann erwacht der Wunderglaube mit neuer Stärke und auch die Magie tritt wieder aus der Verbannung hervor und macht ihre alten Ansprüche an die Heilkunst geltend. Als die geistlose Schulweisheit der Zeit ihre Höhe erreicht hatte, trat ein Mann Namens Immanuel Swedenborg aus Stockholm (gest. 1772) auf, der, nachdem er sich vielfach und mit großem Eifer tiefe Kenntnisse erworben hatte, seine Forschungen auf die unsichtbare Welt und das Reich der Geister übertrug, und sich berufen glaubte, mit diesen zu verkehren. Steif und fest meinte er, es erscheinen ihm wirklich Geister und erzählt gar viel wunderbare Geschichten davon, in denen jedoch eine hohe Sittlichkeit und ein edles Gemüth nicht zu verkennen sind. Er sowohl als noch ein Mann, ein Franzose, Namens St. Martin, der 1803 starb, fanden einen nur geringen Anhang frommer Gläubiger. Unstreitig ist ihnen der Zustand thätig gewesen, welchen man Somnambulismus, Schlafwachen, Hellsehen u. s. w. nennt und wovon sogleich näher die Rede sein wird. Viel mehr Zulauf und Beifall fand der rohe Wunder- und Aberglaube. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunders wurden Hexen verbrannt, Vampyre, wankende Gespenster und Bezauberungen gefürchtet und

von sonst ausgezeichneten Aerzten der Glaube vertheidigt, daß böse Geister Krankheiten erzeugen. Das allgemeinste Aufsehen aber erregte eine Erscheinung in Frankreich, welche an der Tanzwuth des Mittelalters ihr Vorbild hat. Dies waren die Wunder, welche in Paris in den Jahren 1727 bis 1732 am Grabe eines Geistlichen der Jansenisten auf dem Kirchhofe St. Medard geschahen. Die dahin gewallfahrteten gläubigen Kranken geriethen in Zuckungen, welche die gewaltsamsten Schläge, Stöße und andere unglaubliche körperliche Erschütterungen und Angriffe erforderten, um in das vollkommenste Wohlbehagen eines tiefen schwärmerischen Zustandes überzugehen. Früher schon hatten sich unter den Protestanten der Cevennen solche mit Zuckungen behaftete Schwärmer gezeigt, wie sie jetzt im Schooße der katholischen Kirche durch eine wirklich ansteckende Seuche sich bildeten, welche auch nicht sogleich verschwand, als auf königlichen Befehl der Kirchhof St. Medard geschlossen ward. Einige Jahrzehnte später hallte Süddeutschland von dem Rufe der Geisteraustreibung wieder, durch welche der Pater Joseph Gaßner (gest. 1779) aller Krankheiten Meister wurde, da er in ihnen nur Teufelsbesitzungen erkannte, welche der Glaube, der Name Jesu und das vorgehaltene Cruzifix zerstört. Aber auch in der lutherischen Kirche wurden solche Austreibungen vorgenommen. Als Beispiel möge hier nur folgende dienen. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts nahm Pfarrer Hartmann aus Döffingen mehrere Austreibungen vor, die in Andreä Hartmanns Hauspostill erzählt sind. „Sonntags neun Uhr, zur gewöhnlichen Zeit des Gottesdienstes, ließ ich

die erste Besessene, in welcher der Satan am offenbarsten wirkte, durch einige Männer in die Kirche führen, dagegen sich Satan mit aller Macht sträubte. Nach gesungenem Liede: Eine feste Burg ist unser Gott, nahm ich meine Predigt aus 1. Joh. 3, 8. „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel u. s. w." und zeigte, was es für eine Beschaffenheit habe 1) mit den Werken des Teufels; 2) mit den Werken Christi. Teufelswerke sind geistliche Blindheit, Lahme u. s. w., Christi Werke Schenkung göttlicher Erleuchtung u. s. w." Der Satan erhob zwar ein Gebrüll und die rachgierige Rede: „O wenn ich auf die Kanzel hinaufkönnte, wie wollte ich Dich pfropfen." Allein auf das einige Wort: „Schweig Teufel! laß mich in Gottes Namen reden," mußte er verstummen. Nachdem ich die Predigt gehalten, herzlich Alte und Junge ermahnt, auf den Knien und mit heißen Seufzern, Geschrei und Thränen den allmächtigen und barmherzigen Gott anzurufen — drohete ich dem Satan: „Du hast nicht gern, wenn man den Namen Jesu im Geiste und in der Wahrheit nennt!" Dieser stieß hierauf das schreckliche Wort aus: „Pfui, wie stinkt's." Ich sprach zu ihm: „Der Sohn Gottes hat Dir den Kopf zertreten. Du mußt unter der Gläubigen Füße!" Nach einigen Gegenreden schrie er von Neuem: „Pardon! Pardon!" „Nichts, schrie ich, Du mußt im Namen Jesu Christi auch fort, wie Deine sechs Kameraden! Im Namen Christi sage ich Dir!" Da schrie er: Weh! Weh! ich muß fort! Nach diesen Worten fuhr er aus dem jämmerlich geplagten Weibe. — Eben so ist in Kiesers Archiv für den thierischen Magnetismus die Aus-

treibung eines Teufels aus einer gewissen Lohmann, Tochter eines Einwohners in Horsdorf, vom Jahre 1759 aus einer Schrift vom Superintendent Müller, der selbst dabei thätig war, erzählt. Hier wird das öffentlich eingeführte kirchliche Verfahren bei den von drei Geistlichen vorgenommenen Austreibungen angeführt. Es enthält mehrere Gebete, Glaubensartikel und zuletzt eine dreimalige Bedrohung des Satans, jedesmal im Namen Jesu Christi. Die letzte Formel, die sich von den frühern wenig unterscheidet, lautet also: „Und abermals in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi, und mit der Kraft unsers H. J. Christi, gebieten wir Dir, Du höllische Schlange! Weiche von diesem Kinde Gottes, des Vaters! Fleuch von dieser Braut Jesu Christi! Verlaß diesen Tempel des heiligen Geistes!" Fahre aus, Du unsauberer Geist! und gieb Raum dem heil. Geist!" Einer der Geistlichen sprach diese Worte, zwei andere legten mit ihm zugleich die Hände auf die Kranke. Vollkommen gelang die Austreibung nicht wegen des Unglaubens des einen Geistlichen. Oeffentlich von Kirchendienern wird in neuester Zeit dieses religiöse Verfahren nicht mehr ausgeübt, aus Gründen, die zu Tage liegen. Wohl aber giebt es hie und da noch Einzelne, sogenannte Teufelsbanner, von denen einige diese christliche Form vielleicht aus bloßer Gewinnsucht oder aus reinern Triebfedern ausüben.

Hier müssen wir auch des Prinzen von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst gedenken, von dem gewiß mancher Leser gehört haben wird. Er ward 1794 zu Kupferzell bei Waldenburg geboren, war das 18. Kind aus der Ehe des Erbprinzen Karl Albrecht und der Tochter eines

ungarischen Edelmanns, und verlor seinen Gemüthskranken Vater schon als einjähriges Kind. Durch die Mutter von der Geburt an zum Priester geweiht, erhielt er den vormaligen Jesuiten Riel zum Lehrer, kam 1804 in die Schulanstalt Theresium nach Wien, 1808 auf die hohe Schule zu Bern, trat 1810 zu Wien in das erzbischöfliche Seminar für junge Priester und nachher in eine ähnliche Pflanzschule zu Tyrnau. Reisen unterbrachen jedoch vielfach seine theologischen Studien, bis er 1814 nach Ellwangen zurückgerufen wurde, um auf der dasigen Universität das Erlernen der Gottesgelehrsamkeit zu beenden. Noch in demselben Jahre wurde er in Ollmütz Kanonikus und 1815 erhielt er die Priesterweihe. Im Jahre 1816 begab er sich nach Rom, wo er besonders mit den Jesuiten verkehrte, und reiste, nachdem er Mitglied der Herz-Jesu-Brüderschaft zum h. Paul geworden war, nach Bayern zurück. Sowohl in München, wo er als Priester thätig war, als in Bamberg, wo er überzähliger geistlicher Rath war, beschuldigte man ihn des Jesuitismus und der Verdunkelungssucht; das Volk jedoch pries seine Andacht, Predigten, angenehm männlichklingende Stimme, sein herablassendes Wesen und seine sanften, gewinnenden Mienen. Im Jahre 1819 verwickelte er sich in die Bekehrungsversuche bei einem todtkranken Manne Namens Wetzel, und 1820 ward er mit dem Bauer Martin Michel bekannt, der zu Unterwittighausen, einem badischen Orte an der bayrisch-fränkischen Grenze, durch Gebete Wunderkuren unternahm. Durch ihn kam Hohenlohe auf den Gedanken, daß er als Priester doch noch mehr Wunder zu

erbeten vermögen müsse als der Bauer, zumal als dieser in seinem Beisein die Prinzessin Mathilde von Schwarzenberg, welche wegen einer Rückgrathsverschiebung nicht gehen und sitzen konnte, die aber bereits der geschickte Orthopädiker (Arzt für Verkrümmungen der Körpertheile) Heine zu Würzburg durch Maschinen allmählich schon zum Sitzen und Stehen gebracht hatte und jetzt das Gehen versuchen lassen wollte, unter Gebeten zum Gehen aufforderte und dieses ihr möglich war. Seitdem trat nun Hohenlohe als Wunderthäter auf und erregte schnell ein großes Zusammenströmen der Hülfsbedürftigen. Indeß gelang im würzburger und bamberger Hospitale keine der vielen von dem Priesterprinzen versuchten Heilungen, und die Gesundheitspolizei wurde befehligt, die Wunder nur in ihrer Gegenwart versuchen zu lassen. Auf erhaltene Einladung ging Hohenlohe ins Bad Brückenau unfern Kissingen, wo er ebenfalls sehr zweideutige Kuren verrichtete, und dann nach Wien und Ungarn, um sich der polizeilichen Beobachtung zu entziehen. Der päbstliche Stuhl aber, dem er 1821 von seinen Kuren als Folgen seines Gebetes berichtet hatte, war vorsichtig genug, darin keine Wunder zum Beweis für die Kirche zu finden, wie Hohenlohe sie dargestellt wissen wollte. Von Ungarn aus ertheilte er seitdem Scheine, daß er für Kranke, die sich z. B. in Marseille und in Schottland an ihn gewendet hatten, zu einer bestimmten Stunde Messe lesen und beten wolle, und daß sie in der nämlichen Stunde sich mit ihm im Gebete zu Gott vereinigen sollen. Von mehrern Seiten her ward zwar die Wunderthätigkeit der mit Hohenlohe von Kranken gemeinschaftlich, wenn auch

entfernt, unternommenen Gebete berichtet; doch alle diese Berichte hatten nicht den Grad von Glaubwürdigkeit, welcher bei einer solchen Sache nothwendig gefordert werden muß; am wenigsten aber bewiesen sie Das, was Hohenlohe durch seine angeblichen Kuren beweisen wollte, nämlich seine Wunderkraft. In Deutschland war es vorzüglich der Bürgermeister von Hornthal zu Bamberg, der durch seine Entschlossenheit dem Wunderkrame ein Ende machte. Hohenlohe hat mehrere Schriften herausgegeben, unter andern eine: „Was ist der Zeitgeist?" (Bamberg 1820), die an die Kaiser Franz und Alexander gerichtet war und worin nur der echt-römische Christ als treuer Unterthan dargestellt wird. —

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir nun noch einen förmlichen Betrüger, der großes Aufsehen machte, in dem Manne Johann Georg Schrepfer, der in Nürnberg 1730 geboren, dann preußischer Husar ward und 1768 in Leipzig ein Kaffeehaus errichtete. Nun spielte er eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommnen, wenn man bete, faste, Buße thue und so durch gehörige Vorbereitung mit dem höchsten Wesen in innigere Gemeinschaft käme. Er gerieth in vielfache Händel, Streitigkeiten und Prozesse und mußte endlich unter Schimpf und Schande Leipzig als Bankerotier verlassen. Desto mehr Aufsehen machte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Daß künstliche Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer der durch

berauschende Getränke überspannte Zustand seiner Jünger die letztern in ihrem Glauben so stark machte, ist wohl kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Elektrizität hier mitwirkten und sein Ansehn durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Unter ihrem Schutze ging er nach Leipzig zurück und errichtete eine sogenannte schottische Loge daselbst für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmal, Fasten u. s. w. die Hauptsachen waren, und Viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberst von Steinbach in französischen Diensten gewesen und der Sohn eines französischen Prinzen sei. Bei alle dem hatte er sich so verstrickt, daß er sah, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8. October 1774 ging er mit vier seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Mord mit Ueberlegung gethan; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Pläne waren die wahrscheinlichen Ursachen. Indessen hat er das Gaukelspiel bis zum letzten Augenblicke getrieben. In einem hinterlassenen Billet drohte er, daß Jeder, den er riefe, ihm würde im Tode nachfolgen müssen; zu Weihnachten aber könnte jeder Gläubiger erwarten, von unbekannter Hand befriedigt zu werden. Die Ruhe und Besonnenheit, die Art, wie er zum Tode ging, hatte etwas

Heldenmäßiges, für seine Anhänger etwas Heiliges. Die Begeisterung für ihn war damals in Sachsen aufs Höchste gestiegen.

Ein weit listigerer Betrüger, der fast in ganz Europa und zwar unter den vornehmsten und höchsten Ständen Aufnahme fand und Aufsehen machte, war der Graf von Cagliostro, der eigentlich Giuseppe Balsamo hieß, 1743 zu Palermo geboren und da sein Vater frühzeitig starb, von mütterlichen Verwandten erzogen und in den Orden der barmherzigen Brüder aufgenommen ward. Hier erwarb er sich die Kenntnisse von medizinischen Dingen, mittelst welchen er später so viel Aufsehen erregte. Wegen seines ausschweifenden Lebens wurde er wieder aus dem Orden entlassen, kehrte nach Palermo zurück, täuschte daselbst einige leichtgläubige Personen mit Zauberkünsten und Schatzgraben und machte eine Menge anderer Betrügereien, besonders durch die Fertigkeit, Handschriften täuschend nachzuahmen. Als er aber eine falsche Urkunde selber angefertigt hatte, um dadurch den Besitz eines streitigen Grundstückes zu erlangen, ward dieser Betrug entdeckt und er sah sich genöthigt, Sizilien zu verlassen. In Calabrien lernte er die schöne Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers, kennen, welche ihm zur Ausführung seiner Betrügereien vorzüglich geeignet schien. Er verband sich daher mit ihr und zwang sie bald darauf in seine schändlichen Absichten einzugehen. Mit ihr begann er auch zuerst unter dem Namen eines Marchese Pellegrini und dann eines Grafen Cagliostro seine Wanderungen, durchzog mehrere Staaten Europas, verweilte in den Hauptstädten und gewann bald durch seine che-

mischen Mischungen, bald durch seine Betrügereien, bald auch durch die Artigkeiten seiner Frau beträchtliche Geldsummen. Ueberall glückte es ihm, sich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgingen und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weisen, Zubereitung eines Lebenswassers und andrer trefflicher Universalmittel, welche durch geheime Wissenschaften hervorgebracht werden sollten, waren immer die Puppe, mit der Cagliostro seine leichtgläubigen Jünger gegen eine verhältnißmäßige Entschädigung an baarem Gelde spielen ließ. Manche wollten sich von ihm nicht gerade in die Tiefen der Zauberkunst einweihen lassen, sondern begnügten sich für ansehnliche Summen einzelne Arzneimittel zu erhandeln, unter denen besonders ein Schönheitswasser viel Liebhaber fand. Diesen einträglichen Handel trieb Cagliostro mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen seiner Frau viele ergiebige Geldquellen zu versiegen anfingen und der Arzneihandel auch zu stocken begann, beschloß er als Stifter einer neuen und geheimen Sekte sein Glück zu versuchen, ließ sich deßwegen bei seinem zweiten Aufenthalte in London zum Freimaurer aufnehmen und spielte seitdem die Rolle eines Wunderthäters und Zauberkünstlers, womit er die Augen aller Schwärmer von Europa auf sich zog. Seine Gemahlin blieb ihrerseits auch nicht unthätig; sie war die erste und gelehrteste Schülerin ihres Gatten und spielte nunmehr die Rolle einer Priesterin der geheimen Weisheit eben so meisterhaft, als sie die ihr vorher zugetheilte Rolle eines Allerwelt-

weibes gespielt hatte. Die Lehren, wodurch Cagliostro einen alten egyptischen Orden, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen sein sollten, wieder zu erneuern versuchte, waren ein Gemisch der abgeschmacktesten Träumereien und des aberwitzigsten Unsinnes; aber der Anstrich des Ueberirdischen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die freche Anmaßung seines Urhebers, welche bald mit der scheinbarsten Uneigennützigkeit Kranke unentgeltlich heilte, bald als großer Kophtha (Hohepriester), welchen Namen er sich als Wiederhersteller der egyptischen Maurerei beilegte, die Geheimnisse der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viele Anhänger und Beförderer. Cagliostro durchstreifte abermals Europa und machte besonders in Mitau 1779, Straßburg, Lyon und Paris ungemeines Aufsehen. Bei seinem Aufenthalte in Paris 1785 ward er durch die Gräfin Lamothe in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt und als ein Vertrauter des Cardinals Rohan des Landes verwiesen. Dieser Rohan hatte nämlich die Gunst des Hofes verloren und sann auf Mittel, diese wieder zu erlangen. Da hörte er, daß die Königin gern einen sehr theuren Halsschmuck haben wollte, ihn aber nicht kaufen konnte, da es ihr an dem Gelde dazu fehlte. Der Cardinal kaufte nun diesen Schmuck und meldete es der ihm bekannten Gräfin Lamothe, welche ihn der Königin mit der Bedingung übergeben sollte, daß sie die Summe dafür in beliebigen Abschlagszahlungen leisten könnte. Als Beweis, wie gnädig man diesen Dienst aufnehme, wurde ihm eine geheime Zusammenkunft mit der Königin im Schloßgarten zu Versailles bestimmt, wo er den Schmuck selbst übergeben

sollte, und der überglückliche Cardinal fand sich pünktlich ein. Wirklich erschien auch eine verschleierte Dame, welche die Königin sein sollte, aber die Gräfin Lamothe war, die mit derselben eine auffallende Aehnlichkeit hatte, und die dann mit dem Schmucke nach England entfloh und ihn dort verkaufte. Cagliostro begab sich nun ebenfalls nach London und erließ mehrere Sendschreiben an seine Anhänger, worin er sich über die in Frankreich erlittene Beschimpfung bitter beklagte und den französischen Hof mit den schwärzesten Farben schilderte. Von London, wo er sich nicht lange halten konnte, reiste er nach Basel und in andere benachbarte Städte, gab aber endlich den wiederholten Bitten seiner Frau und anderer Freunde Gehör und kehrte 1789 nach Rom zurück, wo er sich mit der Maurerei beschäftigte, aber entdeckt, auf die Engelsburg gebracht und 1791 als Freimaurer und Erzketzer und als ein der Religion höchst gefährlicher Mensch zum Tode verurtheilt wurde, was Pabst Pius in lebenslängliches Gefängniß verwandelte. Im Gefängnisse zu St. Leo, einer kleinen römischen Stadt, starb er im Sommer 1795. —

Solchen Thatsachen, Täuschungen und angeblichen Wunderkuren, wie die Männer in Ausführung brachten, die wir eben kennen gelernt haben, schloß sich nun auch der t h i e r i s c h e M a g n e t i s m u s an, wofür die Zeit mehr durch ihre Neigung zu Wundern als durch seine innere Wahrheit gestimmt war und der die Gefahr mit sich führte, die wahre Heilkunst wieder in den Pfuhl der Zauberschwärmerei und der hohlen Marktschreierei zurückzuführen. Die Leser werden von der geheimen Natur-

kraft, welchen man thierischen Magnetismus nennt, eine klare Ansicht gewinnen, wenn wir ihnen sofort einen Mann schildern, der diese Kraft besonders zu erforschen und irrig und richtig als Heilmittel zu benützen strebte, und noch bis heute vielfach besprochen wird. Er heißt Anton Meßmer und ward 1734 zu Weiler bei der Stadt Stein am Rhein geboren. In sehr dürftigen Umständen kam er nach Wien, um daselbst Medizin zu studiren. Nachdem er einige Jahre bei dem S. 281. erwähnten Van Swieten u. A. Vorlesungen gehört und die Doktorwürde erlangt hatte, ließ er sich als Arzt daselbst nieder, und setzte sich durch eine reiche Heirath in den Stand, für die Zukunft eine bedeutende Rolle spielen zu können. Von jeher dem Hange zum Ungewöhnlichen und Sonderbaren ergeben, war es eine Lieblingsbeschäftigung für ihn, die als eine Frucht des Aberglaubens mit Verachtung behandelten alten Mystiker (Schriftsteller, die für einen dunkeln Glauben an Ueberirdisches und Unbegreifliches schwärmten) hervorzusuchen und sie mit aller Anstrengung zu studiren. Der Erfolg hiervon war, daß er bei seiner Bewerbung um den Doktortitel im Jahre 1766 eine kleine Schrift über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper herausgab, und solche öffentlich vertheidigte. Man verlachte ihn hierüber allgemein, hielt ihn für einen Sonderling und begegnete ihm seit dieser Zeit mit einer gewissen Zurücksetzung. Anstatt daß ihn dies von seinem Vornehmen hätte abschrecken sollen, feuerte es ihn nur noch mehr an, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, und seine Gegner zu überzeugen. Nach seiner Ansicht vom Einfluß der Gestirne auf unsern

Körper mußte es ein durch die ganze Natur allgemein verbreitetes Wesen geben, welches hierbei mitwirkte, und das er anfangs in der Electrizität zu finden glaubte, durch häufige Versuche sich aber von der Unzulänglichkeit derselben überzeugte. Nach vielem vergeblichen Umherirren ging er endlich im November 1773 zum Magnete über, auf welchen ihn, wie man sagt, der Astronom (Sternkundige) Maximilian Hell aufmerksam gemacht haben soll, weßhalb letzterer auch in der Folge sich die Entdeckung der Magnetkuren zueignete. Meßmer glaubte durch den Magnet um so eher seinem Ziele näher zu kommen, da schon ältere Schriftsteller nicht bloß die Wirksamkeit desselben auf den menschlichen Körper erwiesen, sondern ihm auch einen ausgedehnten Einfluß auf das Weltganze zugeschrieben hatten. Er bestrich nun mit künstlichen Magneten, die ihm Hell in mancherlei Formen angefertigt hatte, krankhaft ergriffene Theile des Körpers nach gewissen Richtungen, brachte nach diesem auch die leidenden Theile mit seinen Magneten in andauernde Berührung und hatte die Freude, die gehofften Wirkungen zu sehen. Seine erlangten Erfolge machte er in einem gedruckten Schreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkur, Wien den 5. Januar 1775, öffentlich bekannt, gerieth aber dabei mit seinem Freunde Hell in Streit, indem er ihn zum Zeugen einiger Erscheinungen aufrief, welche dieser nicht gesehen haben wollte und sie deßhalb öffentlich leugnete. Nach einigen gewechselten Gegenantworten ergab es sich, daß Alles auf Mißverständniß beruhte, worauf sich dann beide Freunde wieder versöhnten. Da jetzt mehrere angesehene Personen

durch die Anwendung dieses Mittels von den hartnäckigsten Uebeln völlig hergestellt wurden, und einige derselben ihre Genesung durch den Druck bekannt machten, auch selbst andere Aerzte dies Mittel mit dem entsprechendsten Erfolge anwandten, so konnte es nicht fehlen, daß diese neue Heilart viel Aufsehen erregen mußte, wenn auch gleich Mehrere keinen Nutzen davon bemerkt haben wollten und Andere ganz dagegen waren. Bei den Wiener Aerzten fand sie jedoch keine Aufnahme, sondern zog Meßmern Verleumdungen und Verfolgungen mancher Art zu, und so faßte er den Entschluß, in Wien nichts Oeffentliches mehr zu unternehmen, sondern machte 1775 und 76 Reisen nach Bayern und der Schweiz, wo er durch seinen Magnetismus in Privathäusern sowohl, als auch in den Spitälern zu Bern und Zürich mehrere auffallende Kuren herbeiführte, und bei dieser Gelegenheit auch den oben erwähnten berüchtigten Geisterbeschwörer Gaßner zu Regensburg besuchte. Um seine Versuche in der Stille besser und ungehindert fortsetzen zu können, legte er bei seiner Rückkunft in Wien in seinem eigenen Hause ein Hospital an, in welches er hülfsbedürftige Kranke aufnahm und sie mit dem Magnetismus behandelte. Bis zu dieser Zeit hatte Meßmer sich noch immer der Magnetstäbe bei seinen Kuren bedient; nun bemerkte er aber, daß er bei nervenschwachen Personen eine Menge ganz eigener Erscheinungen hervorbringen konnte, die mit den sonstigen Wirkungen des Magnets gar nicht übereinstimmten, und dies brachte ihn auf die Vermuthung, daß seine Magnetstäbe vielleicht nicht bloß durch Anziehung wirkten, sondern auch gleichzeitig als Leiter einer

Kraft dienten, die von seinem eignen Körper ausgehe. Seine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er sich überzeugte, daß er ganz dieselben Wirkungen hervorbringen konnte, wenn er ohne Magnet nur mit seinen bloßen Händen vom Kopfe des Kranken nach dessen Gliedmaßen herunterstrich, oder auch in einiger Entfernung von dem Kranken diese Bewegung machte, und daß er auch selbst andern leblosen Dingen durch öfteres Bestreichen mit seiner Hand ebenfalls das Vermögen mittheilen konnte, auf den mit ihnen in Berührung kommenden nervenschwachen Kranken dieselben Wirkungen zu veranlassen. Theils durch die ältere Erfahrung dazu bewogen, daß man in dem Eisen mittelst eines ähnlichen Streichens nach gewissen Richtungen auch ohne Magnet eine magnetische Anziehung erregen könne, theils auch durch den Schein irre geleitet, daß bei dieser eben genannten Einwirkung der thierische Körper eben so wie die Magnetnadel z. B. eine gewisse Neigung und Drehung habe, schloß er nun auf einen ursprünglichen Magnetismus des thierischen Körpers, den man, ohne einen künstlichen Magnet zu bedürfen, in Thätigkeit setzen könne. Er dehnte jetzt die magnetische Kraft über die ganze Natur aus, hielt sie für das Zauberband, welches in dem Weltganzen alle irdischen Körper, besonders den menschlichen, mit den unendlichen Massen vereinigt, die sich in dem ungemessenen Himmelsraume bewegen; glaubte aber, daß diese magnetische Kraft im Reiche der Geschöpfe anders gestaltet und gleichsam verthiert werde, und fühlte sich demnach befugt, sie deßhalb thierischen Magnetismus, zum Unterschiede von dem mineralischen,

zu nennen. — Höchst wahrscheinlich kam Meßmer nicht ganz von selbst auf die Entdeckung des thierischen Magnetismus, sondern wurde erst bei seinen Magnetkuren durch das Lesen von Schriftstellern aus dem 16. u. 17. Jahrhunderte, die schon die nämlichen Gedanken ausgesprochen hatten, darauf hingeleitet. — Nachdem er diese Entdeckung gemacht hatte, wurde er mit jedem Tage geheimnißvoller, hüllte seine Versuche und Beobachtungen in ein heiliges Dunkel, sprach jetzt nur vom thierischen Magnetismus, setzte diesen an die Stelle des mineralischen, bediente sich bei seinen Kuren keiner Magnetstäbe mehr, sondern machte seine Person zum alleinigen Eigenthümer jener Kraft, die er nicht bloß durch eigenhändige Berührung, sondern auch schon mittelst seines Willens aus der Ferne mitzutheilen wußte, und durch welche er dann die verwickeltsten Krankheiten heilte, ohne je die Art und Weise, wie er es machte, anzugeben. — Niemand war im Stande, dieses sonderbare Helldunkel zu durchschauen. Man glaubte immer noch, Meßmer wirke durch heimlich bei sich verborgene Magnetstäbe oder durch Elektrizität. Einige Gelehrte suchten die Unzuverlässigkeit von seinen Versuchen zu beweisen, und andere, die Meßmern früher zugethan waren, erklärten später geradezu ihren Unglauben gegen die Sache. So kam es denn, daß man ihn fast allgemein für einen Betrüger oder doch wenigstens für einen sich selbst betrügenden Schwärmer hielt. Um diesem Verdachte einigermaßen zu entgehen, sandte Meßmer 1775 an die berühmtesten Akademien (gelehrte Vereine) Sendschreiben, in welchen er seine Ansichten auseinander setzte

und von seinen magnetischen Kuren Bericht erstattete. Unter allen würdigte ihn nur die Berliner Akademie einer Antwort, gestand ihm offen ihre Zweifel, und that einige Anfragen, die aber Meßmer nicht beantwortete, und hierdurch die gegen ihn gefaßte Meinung nur noch mehr bestärkte.

Im Jahre 1777 verließ er Wien; einestheils weil seine Vermögensumstände beschränkter wurden und er bei jener ungünstigen Stimmung des Publikums die Möglichkeit eines neuen Erwerbs nicht absehen konnte, anderntheils aber auch, um allen Verdrießlichkeiten zu entgehen, denen er um so mehr ausgesetzt war, da er, gegen sein gegebenes Versprechen, der schon drei Jahre erblindeten berühmten Sängerin Paradis durch den thierischen Magnetismus nicht wieder zu ihrem Sehvermögen verhelfen konnte, dessen ungeachtet aber sie völlig hergestellt zu haben behauptete, wodurch er nun vollends bei den Leuten seine Ehre und alles Vertrauen verlor. — Nachdem man einige Zeit nichts Gewisses von ihm gehört hatte, trat er im Februar 1778 in Paris auf, fand aber bei den dortigen Gelehrten mit seinem Heilmittel wenig Eingang. Erst später gegen den Herbst hin erhielt er in dem Doktor Eslon, Mitglied der medizinischen hohen Schule, einen großen Anhänger und eifrigen Vertheidiger seines thierischen Magnetismus, und gab, durch ihn aufgemuntert, in dem folgenden Jahre eine Schrift heraus, worin er sich über sein Betragen in Wien zu rechtfertigen suchte, und seine Ansichten in 27 Lehrsätzen mittheilte. Die Grundgedanken seiner Ansichten sind folgende: Zwischen den Himmelskörpern, der Erde

und den belebten Wesen besteht ein gegenseitiger Einfluß. — Das Mittel dieses Einflusses ist eine höchst feine, überall verbreitete Flüssigkeit (Aether), welche Alles durchdringt und im Stande ist, jeden Eindruck der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen. — Hierdurch entstehen wechselseitige Folgen, die wie Ebbe und Fluth betrachtet werden können. — Von diesem wechselseitigen Einflusse hängen die belebten und unbelebten Körper ab. — Jenes feine Wesen, jene Flüssigkeit, wirkt, zwar nicht geradezu, sondern durch Vermittelung, auf die Nerven, denen es sich einverleibt, in das es übergeht, und zeigt im menschlichen Körper Erscheinungen, welche, denen des Magnets ähnlich, gleich sind. — Die Eigenschaft des thierischen Körpers, wodurch er für die allgemeine Kraft empfänglich wird, und die sich durch ihre Aehnlichkeit mit dem Magnete offenbart, gab die Veranlassung, sie thierischen Magnetismus zu nennen. — Dieser strömt in andere belebte und unbelebte Körper mit der größten Schnelligkeit über. — Er wirkt auf eine beträchtliche Entfernung, ohne Beihülfe eines Mittelkörpers. Er wird wie das Licht durch Spiegel zurückgeworfen und durch den Schall verstärkt, verbreitet und mitgetheilt. — Es giebt belebte Körper, die eine dem Magnetismus so entgegengesetzte Eigenschaft haben, so daß ihre bloße Gegenwart schon alle Wirkung desselben aufhebt. — Diese entgegengesetzte Kraft kann eben so angehäuft und verbreitet werden und ist gleichfalls als eine wirkliche Grundkraft, als eine für sich bestehende Kraft, anzusehen. — Auch der mineralische Magnetismus (Eisenmagnet) ist des

thierischen Magnetismus, so wie auch jener entgegengesetzten Grundkraft fähig, ohne daß seine Wirksamkeit gegen das Eisen dadurch verändert wird, welches beweist, daß beide Grundkräfte sehr von einaneer verschieden sind. — Durch den thierischen Magnetismus kann man die Nervenkrankheiten unmittelbar und die übrigen mittelbar heilen; er erklärt uns die Wirkung der Heilmittel und bringt die Entscheidungen (Krisen) hervor. — Durch ihn erkennt der Arzt alle, auch die verwickeltsten Krankheiten, und somit kann die Heilkunst zu ihrer höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangen.

Dieses mehrentheils auf Wahn beruhende Gedankengebäude fand bei den Gelehrten durchaus keinen Beifall, sondern wurde als ein Hirngespinnst der Schwärmerei mit Kälte und Verachtung behandelt und Meßmer selbst von vielen Seiten hart mitgenommen. Unter diesen Umständen mußte die medizinische hohe Schule sich um so mehr gekränkt fühlen, da eines ihrer Mitglieder, der Doktor Eslon nicht bloß an diesen Lehrsätzen mit ganzer Seele hing, sondern auch sogar eine Schrift über den thierischen Magnetismus herausgab. Man sah sich daher zur Ehre des Ganzen veranlaßt, ihn auf ein Jahr des Rechtes der Mitabstimmung zu berauben und wenn er binnen Jahresfrist seine Grundsätze nicht widerrufen werde, gänzlich aus dem Verzeichnisse der Mitglieder zu streichen.

Obgleich aber der thierische Magnetismus fast alle Aerzte zu Gegnern hatte, so fand er doch bald bei dem Publikum eine um so größere Aufnahme, wozu hauptsächlich einige glückliche Kuren die Veranlassung gaben,

indem sie angesehene Personen betrafen, die ihre Heilung durch den Druck bekannt machten und bei dieser Gelegenheit Meßmern und sein Heilmittel durch übertriebenes Lob bis zu den Sternen erhoben. Die damalige Stimmung der Pariser und die Neigung derselben, sich für alles das, was den Reiz der Neuheit an sich trug, leicht begeistern zu lassen, so wie ihre große Vorliebe für geheimnißreiche Schwärmereien, bewirkten nun, daß man Meßmern als einen Mann voll alter egyptischer Weisheit und als den Wohlthäter des Menschengeschlechts beinahe vergötterte, und daß seine Wohnung mit Kranken von allen Ständen und aus allen Landestheilen beständig belagert war. — Meßmers Heilweise hatte aber auch wirklich ein sehr geheimnißvolles Ansehen; denn er wirkte nicht bloß durch eigenhändige Berührung, oder durch einen in der Entfernung vorgehaltenen eisernen Stab, sondern setzte die Kranken auch durch Schnüre mit magnetisirten Bäumen in Verbindung, oder leitete aus verdeckten Wannen die unsichtbaren magnetischen Ausflüsse zu den im Kreise herumsitzenden Kranken, und versetzte sie hierdurch in ganz eigenthümliche Zustände, die nicht Schlaf und nicht Wachen, und dennoch beides zugleich (Somnambulismus) waren. Oft bedurfte er aller dieser Vorrichtungen nicht einmal, indem ein einziger Blick von Meßmern schon hinreichte, dieselben Zustände herbeizuführen. Zur Erhöhung der Wirkung herrschte noch überdies in dem bis zur Dämmerung verdunkelten und mit einer Menge Spiegel ausgeschmückten Kursale eine tiefe geheimnißvolle Stille, die nur durch den Ton der Harmonika, welche Meßmer selbst sehr meisterhaft

spielte, oder durch den eines Klaviers unterbrochen wurde. — Es ist leicht einzusehen, daß diese fast immer glücklichen Zauberkuren einen gewaltigen Eindruck auf die schon an und für sich überspannten Gemüther machen mußte, weßhalb denn auch der Zusammenfluß von Kranken so bedeutend wurde, daß Meßmer binnen Kurzem ein Vermögen von 400,000 Franken erworben haben soll.

Ungeachtet der Menge seiner Anhänger behielt aber Meßmer dennoch eine große Schaar von Gegnern, die ihm theils mit Vernunftgründen, theils mit Witz, Spott und Verläumdungen entgegentraten, und die er wiederum in Schriften angriff. Diese mannichfachen Reibungen entstanden aber nicht sowohl aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des thierischen Magnetismus, sondern waren vielmehr eine nothwendige Folge von Meßmers Benehmen. Er ging nämlich von dem falschen Grundsatze aus: Es giebt nur Eine Gesundheit, nur Eine Krankheit und auch nur Ein Heilmittel! — glaubte aber dieses Heilmittel, als den wahren Stein der Weisen, in dem thierischen Magnetismus gefunden zu haben, behandelte hiernach Alles, was Arzt oder Gelehrter hieß, mit einer gewissen Kälte und Verachtung, verhöhnte die Heilkunst und pries dagegen seine Kurweise an. Es war also sehr natürlich, daß diese Männer und mit ihnen der größte Theil des Publikums gegen Meßmern auftraten. — Außer den mancherlei Unannehmlichkeiten, welche ihm seine Gegner in den Weg legten, kam auch noch die hinzu, daß sein vertrautester Freund, der Doktor Eslon, welcher ihn drei ganze Jahre bei seinen Geschäften treulich unterstützt hatte, jetzt von ihm unabhängig

die magnetische Behandlung selbst betreiben zu können glaubte und daher in seinem eignen Hause eine magnetische Curanstalt errichtete, in welcher zwar der thierische Magnetismus bis zur Schwärmerei getrieben wurde, die aber dennoch sehr bald in Aufnahme kam und Anlaß ward, daß aus beiden Freunden die bittersten Feinde wurden. Um nochmals allen Verdrießlichkeiten zu entgehen, verließ Meßmer Paris und hielt sich einige Zeit in Spaa auf, wurde aber durch das Bitten seiner Freunde bewogen, wieder nach Paris zurückzukehren und Vorlesungen über sein Heilmittel zu halten. Jetzt beging Meßmer *einen* Fehler, der ihn in den Augen eines jeden rechtlichen Mannes herabwürdigen mußte, indem er früher das Anerbieten der französischen Regierung, ihm für die Mittheilung seines Geheimmittels ein Jahrgehalt von 20,000 Livres zu geben, unter dem Vorwande ausschlug, daß die Gemeinmachung seiner Kunst zu gefährlichen Mißbräuchen Veranlassung geben könne, nun aber dessen ungeachtet bei seiner Rückkunft dieses Geheimniß, daß er den Händen der Obrigkeit nicht anvertrauen wollte, einem Jeden verkaufte, der ihn dafür hundert Louisd'or zahlte. Er errichtete zu diesem Behufe eine geheime Gesellschaft unter dem Namen der Harmonie (Eintracht), wo er diejenigen, die die genannte Summe zahlten, bei den heiligsten Angelobungen ewiger Verschwiegenheit in sein Geheimniß einweihte, und sich hierdurch ein Vermögen von 150,000 Thalern erwarb. Diese Gesellschaft bestand hauptsächlich aus angesehenen und begüterten Leuten und hatte nur vier Aerzte unter sich.

Mit diesem Schritte verlor nun der thierische Magnetismus zum Theil sein undurchdringliches, geheimnißreiches Ansehen, das ihn bisher vor allem Gräuel und Unfug gesichert hatte. Er erlitt jetzt manche Umwandlungen, ging bald in die Hände der Geistlichen, bald in die der Stutzer und hochtrabenden Damen über, und wurde von hirnlosen Gecken oft den lächerlichsten Anwendungen preisgegeben. Man trieb den Unsinn so weit, daß man endlich in Clarenton schon anfing, Pferde zu magnetisiren und sie in Zuckungen zu versetzen. — Manche, denen es nicht möglich war hinter das Geheimniß zu kommen, gaben sich in der Folge für ächte Magnetiseure aus, durchreisten die Welt, trieben Gaukelei und gebrauchten hierbei den in Ruf gekommenen Namen dieses Mittels zur Erreichung ihrer betrügerischen Absichten, und andere, über allen Betrug erhabene Männer wurden dagegen wieder verkannt. — Es traten nun auch mehrere Schriftsteller auf, von denen einige die von Meßmern erhaltenen Lehrsätze gegen ihr gegebenes Versprechen bloß mittheilten, andere aber damit nicht zufrieden waren, sondern sie umzuändern und zu verbessern suchten, auch mitunter wohl neue Ansichten schufen, und noch andere, die zu den größten Schwärmereien übergingen und oft die thörichsten und närrischsten Behauptungen in Schutz nahmen.

Einige Schüler von Meßmern machten indeß vom thierischen Magnetismus einen bessern Gebrauch. Sie vereinten sich nämlich im Jahre 1784 und bildeten in den verschiedenen Provinzen und Städten Frankreichs magnetische Gesellschaften, die mit einander in Verbin-

dung standen und wovon sie Meßmer die Hauptleitung übertrugen. Hier wurden nun unter dem Beisein von Aerzten hülfsbedürftige Kranke unentgeltlich magnetisirt. Man theilte sich dann die gemachten Entdeckungen und Fortschritte einander wechselseitig mit, ließ auch die Kurgeschichten öffentlich drucken, hielt aber die Anwendungsart dieses Mittels, so weit es sich nur thun ließ, vor der Welt geheim, um jedem gefährlichen Mißbrauche vorzubeugen und allen Unfug zu verhüten. Diese Verbindungen nannten sich *harmonische Gesellschaften* (Gesellschaften der Eintracht), weil ihr Zweck dahin ging, überall die Eintracht, die Uebereinstimmung der Natur zu erforschen und hierdurch auf die körperliche und sittliche Wohlfahrt der Menschen zu wirken. In den europäisch-französischen Ländern zählte man auf 30 derselben. Auch in Turin und auf Malta sollen ähnliche Verbindungen bestanden haben. Unter diesen Gesellschaften bildeten sich nun vorzüglich drei Schulen, welche besonders bemerkt zu werden verdienen, indem sie in ihrem Heilverfahren ganz von einander abwichen und nach eignen Grundsätzen wirkten.

Die *Meßmersche Schule*, deren Hauptsitz in Paris war, wirkte hauptsächlich nur *körperlich* durch starkes Berühren mit den Händen oder mittelst metallener oder gläserner Leiter (in stumpfen Spitzen endender Stäbe), wobei man gewöhnlich Stirn gegen Stirn und Fuß gegen Fuß setzte. Sie bediente sich der magnetisirten Wannen und Bäume, so wie auch der magnetisirten Bäder; empfahl das Trinken des magnetisirten Wassers, das Tragen magnetisirter Glasplatten auf dem Magen.

Man sah die Zuckungen, die entstanden, als ein Heilbestreben der Natur an, suchte sie daher durch Kunst herbeizuführen und belegte sie mit dem Namen Krisen (Entscheidungen). Da man bei einer jeden magnetischen Behandlung zunächst solche Krisen beabsichtigte, so errichtete man sogenannte Krisenzimmer, Stuben, deren Fußboden und Wände mit Matratzen belegt wurden, damit die in Zuckungen versetzten Kranken sich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Eine kleine hölzerne Wanne von verschiedener Form, rund, eirund, viereckig, und anderthalb Fuß hoch, stand mitten in einem großen Saale. Der Deckel dieser Wanne war mit einer Anzahl Löcher versehen, aus denen knieförmig gebogene und bewegliche eiserne Stäbe hervorgingen. Die Kranken wurden in mehrern Reihen um die Wanne gestellt, und jeder hatte seine eiserne Stange, die vermittelst des knieförmigen Umbuges geradezu auf den leidenden Theil gebracht werden konnte. Eine um die Körper der Kranken gelegte Schnur verband sie mit einander.

Eine zweite Schule, welche sich zu Lyon und Ostende befand und von einem gewissen Ritter Barbarin geleitet ward, wirkte der Meßmerschen gerade entgegengesetzt, und nahm außer Willen und Glauben keine andere einwirkende Kraft des thierischen Magnetismus an. Sie hatte daher keine magnetischen Vorrichtungen, sondern suchte bloß durch festen Vorsatz und kräftigen Willen alle Wirkungen des Magnetismus, selbst in bedeutenden Entfernungen, hervorzubringen. Ihr Wahlspruch war: Wollet das Gute, gehet und heilet!

Eine dritte Schule bildete die unter der Leitung von einem Edelmann Namens Puysegur entstandene Gesellschaft der zur Eintracht vereinten Freunde zu Straßburg, welche die körperliche (handgreifliche) und geistige (auf den Geist wirkende) Behandlung mit einander verband, und so zwischen der Meßmerschen und Barbarinschen Schule die Mitte hielt. Die Krisenzimmer waren hier gänzlich verbannt, und die magnetische Behandlung wurde so geleitet, daß sie auf Ruhe und Wohlbehagen für den Kranken abzweckte. Man berührte hier den Kranken nur sehr leise oder blieb auch mit den Händen in einiger Entfernung von ihm. Nach dieser Behandlung erfolgten denn auch ganz andere, von Meßmern zuvor nie gekannte Krisen, die sich durch ein Gefühl des höchsten Wohlseins, durch Erhöhung der Seelenkräfte und durch eine sehr feine Kenntniß des körperlichen Zustandes, so wie auch des Zustandes anderer, mit dem Magnetisirten in Verbindung gesetzter Kranker auszeichneten. Dieser verbesserte Puysegurscher Magnetismus wurde in der Folge von allen guten Magnetiseuren und auch von Meßmern angenommen. Er hat vorzüglich das geistige Hellsehen (den Somnambulismus) zur Entwickelung gebracht!

Als aber endlich der thierische Magnetismus in Frankreich zu sehr überhand nahm und zu vielen Mißbräuchen führte, erging 1784 ein königlicher Befehl an die medizinische Fakultät, Abgeordnete zur Untersuchung desselben zu ernennen. Der Bericht derselben fiel ungünstig aus. Meßmer und viele andere Hauptleiter der Schulen hatten eine nähere Untersuchung geradezu verweigert

und die Erfolge der Untersuchung für null und nichtig erklärt. Eine Menge kleiner Streitschriften erschienen und es folgten Reibungen auf Reibungen. Da brach die französische Revolution aus und der thierische Magnetismus sank, wie vieles damals, zusammen, und wahrscheinlich würde er ganz in Vergessenheit versunken sein, wenn man ihn nicht nach einer zehnjährigen Abwesenheit seinem deutschen Vaterlande wieder zugeführt hätte. Lavater nämlich, ein Mann, der aus den Gesichtszügen das Innere des Menschen genau anzugeben lehrte, überbrachte den durch Puysegur verbesserten thierischen Magnetismus den bremischen Aerzten Bicker, Olbers und Wienholt, und zu gleicher Zeit erhielten ihn auch Böckman und Gmelin zu Karlsruhe von Straßburg aus. Diese Männer nahmen nun den geächteten und umherirrenden Fremdling gegen die Angriffe seiner Feinde in Schutz, suchten ihn von allem fremdartigen Unsinnsschwarme zu säubern und ihn in reinerer Gestalt als einen würdigen Gegenstand in die Heilkunst einzuführen. Dessen ungeachtet aber zeigte sich eine große Anzahl von Gegnern, welche dem einmal verrufenen Fremdlinge den Eingang wehrten, sein wirklich Vorhandensein leugneten und die Wirkungen desselben auf Täuschung, Einbildungskraft, unwillkührliche Nachahmung, Hautreiz, Kitzel, Geschlechtstrieb und absichtlichen Betrug bezogen. Mehrere dieser Gegner glaubten es der Kunst und der Wahrheit schuldig zu sein, ein gegen alle bisherige Erfahrungen streitendes, und dabei sehr gefährliches, Truggebilde aus der Heilkunst zu verdrängen und zu vernichten. Diese

Männer verdienen allen Dank, da ihre Absicht jedenfalls gut war.

Wie wir schon S. 318 erwähnt haben, bewirkte Meßmer durch seine magnetischen Berührungen u. s. w. einen Zustand, welcher zwischen Schlaf und Wachen die Mitte hielt und wobei die Kranken mehrerlei aussagten. Es ist dies der gewiß Jedem bekannte Somnambulismus (Hellsehen, Schlafreden), derselbe wird nicht allein durch den Magnetiseur, sondern auch von selbst erzeugt, und da Glauben, Gemüth, Einbildungskraft dabei besonders mitwirken, so nimmt es wohl kein Wunder, wenn besonders Frauenzimmer davon befallen werden oder sich vorzugsweise zur Erregung dieses Zustandes eignen. Diese Schlafwachenden mehrten sich nun in kurzer Zeit und sie sagten in ihrem wunderbaren Zustande die merkwürdigsten Dinge aus; sie gaben die Art und Weise an, wie man den und jenen heilen müsse, wie sie selbst zu kuriren seien, welche Reisen sie in den Mond u. s. w. gemacht haben, sie weissagten, sie lasen mit dem Magen, mit den Fingerspitzen u. s. w.

Die Verwunderung über gewisse unleugbare, aber räthselhafte Krankheitszustände geht in den Glauben an übernatürliche Ursachen, der Glaube in das Behaupten, das Behaupten in das Tadeln und Verketzern der nicht Gläubigen, eben so die Anerkennung des Somnambulismus in Geisterseherei, diese in eine Lehre von Zauberei und Besessensein, in Teufelsverkehr und Teufelsaustreibung über. So kam es denn durch den thierischen Magnetismus in Deutschland endlich dahin, daß man viele Schriften und Streitigkeiten hervorrief über Un=

glauben, Halbglauben und Vollglauben, daß der Traum und die Zauberei gefeiert wurden, daß sich ein geistlicher Hochmuth, unduldsame Frömmelei und eine gewaltige Zudringlichkeit kund gaben, um den Glauben an den Teufel und sein Reich, als zum Heile der Seelen nothwendig, wieder herzustellen. So wurde die unbefangene und kalte Untersuchung des Wahren an der Schlafwachenden Zustande mit Wahn und Geisterseherei vermengt und eine gewisse religiöse Vertiefung hinzugemischt, die den Geist verwirrt und zu Nichts als Unsinn führt. Offenbar trägt zu dieser Ausschweifung des Gemüthes und des Glaubens die Beschaffenheit der Gegend und des Landes bei, da wir nicht in allen Gauen Deutschlands in gleicher Anzahl Somnambülen und Geistergeschichten antreffen. Der Hauptummelplatz der Geister ist nämlich Würtemberg; wo anderwärts ähnliche Erscheinungen vorkommen, sind sie mehr einzeln und auf bloße somnambule Zustände beschränkt, und man muß dadurch auf die Vermuthung gerathen, daß in Würtemberg besondere, den Geisterglauben und das Geistersehen begünstigende Bedingungen vorhanden seien. Solche lassen sich nun auch wirklich nachweisen, obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß unter diesen oder ähnlichen Bedingungen sich Geistererscheinungen nothwendig einstellen müssen. Schon die gebirgige Natur des Landes mag den Körper in eigener Weise stimmen und die Reizbarkeit der Nerven erhöhen; der Veitstanz und dem Aehnliches sind in einigen Gegenden Würtembergs von Zeit zu Zeit eine Volkskrankheit; die Fähigkeit durch Sympathie zu heilen, Quellen und Metalle durch die

Haselruthe (Wünschelruthe) zu finden, soll Bauern, Schäfern, Hirten dort nicht selten eigen sein. Nimmt man zu dieser Empfänglichkeit für allgemeine Erdeinflüsse, zu dieser Innigkeit des Naturlebens, noch die lebhaftere, leicht erregbare Einbildungskraft des Südländers, die Abgelegenheit nicht nur einzelner Thäler, sondern beinahe des ganzen Landes von dem großen Verkehre der Welt, den Hang zum Nachsinnen, zum schwermüthigen Grübeln, welcher ein Hauptzug der Schwaben ist, ferner die strenge, in altbürgerlicher Ehrenhaftigkeit kleinliche Erziehung, die in engen Grenzen sich bewegende Geselligkeit bei niedern Ständen, besonders bei den Weinbauern, die Last eines arbeitsvollen kärglichen Lebens, endlich die aus der altprotestantischen Rechtgläubigkeit hervorgegangene Neigung zum Pietismus und zur Frömmelei, so begreift man, wie durch alle diese Ursachen in einer nicht übermäßig zahlreichen Bevölkerung wenigstens theilweise eine für Zustände und Ereignisse, wie die erwähnten, empfängliche Stimmung hervorgebracht werden kann. Vorzüglich müssen hierbei die religiösen und kirchlichen Verhältnisse mit in Betracht kommen. Würtemberg, in welches die Reformation frühzeitig eingedrungen war, während die zunächst angrenzenden Länder zum größten Theile treu katholisch geblieben waren, empfing mit ihr zugleich die strenge Rechtgläubigkeit und das Sektenwesen, und es ist bekannt, wie leicht ein übrigens inniges religiöses Bedürfniß, ein solcher starrer Glaube, der vom Lichte des Gedankens nicht durchdrungen sein will, in die unbestimmten Ahnungen und Gefühle des Pietismus und der Schwärmerei übergeht. — Nimmt man nun

auch Alles das zusammen, und rechnet man dazu noch den Einfluß abergläubischer Meinungen, die ohnehin bei Gebirgsbewohnern mehr als anderwärts vorherrschen und die noch außerdem von wissenschaftlich gebildeten Männern in Schutz genommen und in eine geheimnißvolle Lehre eingehüllt werden; so wird dennoch das Urtheil über die Hauptfrage: ob die Geister wirklich erscheinen, dadurch nicht erleichtert. Es ist nicht sowohl die Menge der erzählten Geistererscheinungen und der abentheuerliche Reiz des Wunderbaren, den die meisten derselben haben, sondern vielmehr der Umstand zu beachten, daß viele derselben durch eine große Anzahl anderer Personen aus den verschiedensten Ständen und von der verschiedensten Bildung bestätigt werden. Dennoch wird jedem Dritten, der diese Dinge selbst mit zu erleben und zu prüfen nicht Gelegenheit gehabt hat, ein bescheidener Zweifel erlaubt sein müssen. Denn wenn auch die dem Somnambulismus eigenthümlichen Erscheinungen zwar nicht geleugnet werden sollen, so ist es doch als etwas Bekanntes anzugeben, daß dabei viel Selbsttäuschung und Betrug mit unter gelaufen ist.

Doch ehe wir weiter fortfahren mit Betrachtungen über den Gang einer so viel Lärm und Aufsehen machenden Erscheinung, wie die des Somnambulismus, müssen wir wohl erst einige besonders auffallende Vorfälle mittheilen. Und dazu ist es nöthig, zuvor einen Mann zu nennen, welcher einen Hauptthelden der somnambulistischen Schwärmerei und des Geisterspukes darstellt. Er heißt Justinus Kerner und ist, was wohl zu merken, auch als Dichter und ärztlicher Schriftsteller bekannt. Der-

selbe ward 1786 zu Ludwigsburg in Würtemberg geboren, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war. Nach dem Tode desselben sollte er gegen seinen Willen Kaufmann werden und kam in eine Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Aus dieser drückenden Lage befreite ihn durch Rath und That der dasige Prediger und Dichter Conz. Nun ging er 1804 nach Tübingen und studirte die Heilkunst. Nebenbei trieb er aber auch die Dichtkunst. Später wurde er praktischer Arzt und 1819 Oberamtsarzt in Weinsberg. Von besonderm Einflusse auf Kerners Leben und geistige Richtung waren die Beobachtungen, die er als Arzt im Gebiete magnetischer Erscheinungen machte, und die er in der Schrift: Geschichte zweier Somnambulen, und in der: Die Seherin von Prevorst (1830) niederlegte. Die letztere Schrift, da sie gegen alle Bildung und allen Glauben der jetzigen Zeit das Hereinragen einer Geisterwelt in die unserige ganz nach Weise des Volksglaubens behauptet und vertheidigt, hat ihm vielen Kampf und eine Menge Gegner hervorgerufen.

Unmöglich können wir es unterlassen, hier die sogenannte Seherin von Prevorst zu erwähnen. Sie hieß mit ihrem wahren Namen Friederike Hauffe, geboren 1801 in dem Dorfe Prevorst bei Löwenstein im Würtembergischen, wo ihr Vater Bezirksförster war. Einfach erzogen, wuchs sie als lebensfrohes Kind heran, in welchem sich bald ein Ahnungsvermögen entwickelte, das sich besonders in voraussagenden Träumen kund gab. Mond und Sonne wirkten auf sie sehr früh in einer eigenthümlichen Weise ein. Auf Spaziergängen befiel

sie oft plötzlich ein Wehgefühl und Frieren, und dieses Gefühl hatte sie auch in Kirchen, wo Gräber waren, oder auf Gottesäckern. Dazu gesellte sich an gewissen Stellen ein Sinn für Geistererscheinungen. Nach dem Wunsche ihrer Eltern im 19. Jahre verheirathet, versank sie bald in Schwermuth, und rief durch fortwährendes Weinen und Wachen das überwiegende Gefühlsleben ihrer Kindheit in sich wieder hervor. Ihr neuer Aufenthaltsort Kürnbach an der würtembergischen Grenze gegen Baden, tief zwischen Bergen liegend, schien sie zum Theil feindlich ergriffen zu haben, so wie ein gewisser Zwang, den sie sich anthun mußte, da ihre äußere Lage sehr mit ihrem innern Zustande in Widerspruch stand, endlich in ein körperliches Leiden überging. Am Tage ihrer Verheirathung war das Leichenbegängniß des von ihr hochverehrten Geistlichen gewesen, auf seinem Grabe war es ihr einmal ganz leicht und hell geworden und in ihrem Innern ein höheres Leben aufgegangen. Seit Februar 1822 in Folge gespenstiger Träume in ein Fieber verfallen, war ihr Gefühlsleben so erhöht, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte, und so reizbar wurde, daß sie jeden eisernen Nagel in der Wand schmerzhaft fühlte; auch konnte sie kein Licht mehr ertragen. Um diese Zeit fühlte sie, daß sie sieben Tage lang jeden Abend um 7 Uhr ein nur von ihr gesehener Geist magnetisirte, in welchem sie ihre Großmutter erkannte. Während dieser Zeit wurden Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich war, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen. Durch dieses geistige Magnetisiren in noch tiefern Schlaf ge-

fallen, gab sie an, daß sie nur durch Magnetisiren zu erhalten sei. Demzufolge wurde sie im Juni 1824 einer geregelten magnetischen Behandlung unterworfen. Ahnungsvolle Träume, Offenbarungen, Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln sprachen von ihrem aufgeregten innern Leben, so daß sie z. B. in einem Glase mit Wasser, das auf dem Tische stand, Personen, die erst nach einer halben Stunde in das Zimmer traten, schon im Voraus sah. Doch wirkte die fortgesetzte Behandlung so wohlthätig auf sie, daß sie ihre weiblichen Geschäfte wieder verrichten konnte und zuletzt bloß alle sieben Wochen magnetisch wurde. Nach der zweiten Niederkunft aber, am 28. Dec., bei welcher sie künstlich entbunden wurde, verfiel sie wieder in Fieber mit Traumbildern und Krämpfen aller Art, und es stellte sich ein verstärkter magnetischer Zustand aufs Neue ein. Wenn zu dieser Zeit ein Freund, der oft um sie war, sie mit dem Finger auf der Stirne zwischen den Augenbrauen berührte, sagte sie dem obenerwähnten Doktor Kerner jedesmal einen Spruch, der auf ihn und seinen Seelenzustand paßte. Da man auf den Gedanken kam, diese Krankheit sei durch die Macht von Geistern erzeugt, so nahm man Zuflucht zu einem als Teufelsbanner in Ruf stehenden Manne. Dieser sandte zuerst ein grünes Pulver, worauf sie wie im Veitstanze herumgedreht wurde, dann in Schlaf verfiel, in welchem ihre Stimme schreiend wurde und sie auf einmal eine Allen fremde Sprache redete, die sie ihre innere nannte. Ein Amulet, das ihr jener Mann gegeben, wollte nicht bei ihr bleiben, sondern lief einige Male ganz von freien Stücken vor

mehreren Anwesenden über ihre Brust und Bettdecke wie ein lebendes Wesen weiter. Folgen dieser Behandlung waren eine stete Ueberreizung der Magennerven, Kraftlosigkeit und Krämpfe und eine völlige Nervenzerrüttung, so daß man nun Kerner zu Rathe zog. Dieser rieth, die Kranke aus ihrem magnetischen Zustande hinauszuführen und rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln. Doch die Kranke verschlimmerte sich zusehends, und nachdem sie von ihren Verwandten, welche eine Ortsveränderung für heilsam erachteten, 1826 nach Weinsberg, Kerners Wohnort, gebracht worden war, mußte auch Kerner zu dem Magnetismus wieder seine Zuflucht nehmen. Immer höher gesteigerte magnetische Träume und vielfache Geistererscheinungen führten endlich am 5. Aug. 1829 die völlige Auflösung dieser höchst merkwürdigen Kranken herbei. In der Todesstunde sah die Schwester, ein einfaches, unbefangenes Mädchen, eine hohe lichte Gestalt in das Zimmer treten und in demselben Augenblicke that die Sterbende einen Schrei der Freude. Bei der Eröffnung der Leiche fanden sich krankhafte Veränderungen in den Unterleibsdrüsen, in der Leber und in dem Herzen. Der Schädel war bewundernswürdig schön gebaut. Obschon Kerner in seiner Schrift über diese Kranke nur reine Thatsachen erzählt zu haben versicherte, so möchte doch wohl zu einer gründlichen Beurtheilung dieser Erscheinung zuvor gefragt werden müssen, ob die Beobachter unbefangen genug gewesen seien, sich gegen Täuschungen zu bewahren. Ein Versuch, diese zu erklären, fällt natürlich nach den Ansichten aus, die man dabei mitbringt.

Nicht selten findet man in den Lebensbeschreibungen der Somnambulen Reisen in das jenseitige Geisterreich erzählt. Schon in früher Zeit wird von solchen Entzückungen in den Himmel erzählt. Auch den Heiligen des Mittelalters soll sich der Himmel erschlossen haben. Gleiche Wanderungen erzählt von sich der schon von uns genannte Swedenborg. In den dreißiger Jahren sollte Weilheim an der Teck im Würtembergischen der heilige Ort sein, von welchem aus eine Somnambüle Reisen in die Hölle, in den Mond, Merkur, Venus, Jupiter, Ceres, Uranus, in die Sonne und zuletzt in das neue Jerusalem selbst antritt, was Alles zu lesen ist in den „Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne u. s. w. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. Herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit und der höheren Offenbarungen. Augsburg 1834.“ — Fragen wir im Allgemeinen, wie sind solche Reisen in das entfernte Geisterreich denkbar? so müssen wir wohl bemerken, daß hier nicht bloß von einem Schauen in das Jenseits, einer in unendliche Fernen tragenden Empfindung, sondern von Reisen im eigentlichen Sinne die Rede ist. Jene Weilheimer Somnambüle sagte z. B.: in vier Minuten lege ich die Reise in den Mond zurück. Nach vier Minuten sagte sie: „Nun bin ich hier (im Monde) angekommen.“ Hiernach scheint sie im eigentlichen Sinne räumlich sich von Weilheim bis zum Monde fortbewegt zu haben; denn sie bestimmte die Zeit der Abfahrt, die Dauer der wirklichen Fahrt, den Zeitpunkt der Ankunft auf dem

Monde. Ihr Leib lag nun während dieser Zeit noch in Weilheim. Welcher Theil von ihr machte jene Reise? Ihre Seele? Allein um räumlich sich fortzubewegen, hätte ihre Seele selbst räumlich sein müssen? Also ihre Seele etwa mit dem feinen sinnlichen Nervenäther? Aber man mag den Zusammenhang zwischen Seele und Leib als noch so locker denken, so ist ein solches Verlassenwerden des Körpers von der Seele und von jenem Nervenäther nicht denkbar, und wenn vollends beide eine Stunde und länger ausbleiben, so muß man sich nur wundern, daß indeß dieser Körper, aus welchem sein Lebensbestandtheil entschwunden ist, nicht in Todeserstarrung übergegangen ist. Doch es scheint — freilich im Widerspruche mit der Angabe einer wirklichen Entfernung — während der letztern sei nicht aller Zusammenhang zwischen der Seele und ihrem Leibe aufgehoben. Nachdem jene Weilheimer Somnambüle z. B. im Monde angelangt ist, spricht sie, den Erdenbewohnern von Weilheim vernehmbar: „Nun bin ich hier angekommen;" während sie in den unendlich entfernten Gestirnen weilt, bewegt sich hienieden ihr Mund, und dieser spricht aus, was sie jenseits sieht, hört und vollbringt. Aber hier steigern sich die Schwierigkeiten. War ihre Seele drüben mit einem feinen Körper, so sieht man nicht ein, wie diese Eine Seele an zwei, so weit von einander entfernten Orten sich sinnlich befinden, drüben Städte, Gegenden u. s. w. sehen, und im Augenblicke des Sehens hienieden es aussprechen, zugleich jenseits Gesänge und diesseits in derselben Zeit Fragen der Umstehenden hören konnte, ihre Seele müßte denn nur zu

einer Art von Weltseelen geworden sein, welche in verschiedenen Personen sich verkörpert, selbst aber keine einzelne Person ist; war aber ihre Seele ohne einen solchen feinen Körper jenseits, so sieht man nicht ein, wie sie dann drüben durch ihre Sinne etwas wahrnehmen konnte. — Daß die genannten innern Erscheinungen der Somnambulen lediglich nur persönliche Bilder der Einbildung seien, ergiebt sich, wenn man sie im Einzelnen betrachtet und besonders, wenn man sie mit einander vergleicht. Die Weltkörper unseres Sonnenhimmels kennen die Verzückten früherer Zeiten nicht als Wohnungen Seliger, sondern nur unsere heutigen Somnambülen. Ohne Zweifel hat dies seinen Grund in dem auf unsre Somnambülen übergehenden, jetzigen Unsterblichkeitsglauben, welcher den Gedanken der Ewigkeit versinnlicht und eine fortschreitende Wanderung der Seligen durch die verschiedenen Weltkörper behauptet. Aber auch die Beschreibungen der Ortschaften und Gegenden, welche die heutigen Somnambülen selbst von den einzelnen Weltkörpern geben, stimmen nicht überein. Die Seherin von Prevorst schildert z. B. den Mond als kalt, fürchterlich und arg, die Weilheimer Somnambüle als mild, wobei sie über ihren Widerspruch mit den Ansichten der Gelehrten mit den Worten weggeht: derjenige, welcher eine Gegend bereise, müsse es doch bestimmter wissen, als einer, der nur muthmaßlich urtheile. Sie verschönert gar zu gern die Weltkörper. Von jedem, ungeachtet sie Selige verschiedenen Grades zu ihren Bewohnern haben, sagt sie, hier seien die allerschönsten Berge, Thäler, Flüsse mit Brücken von dem allerschönsten

Steine, schöner als Alabaster, Gärten und Waldungen mit den allerschönsten Blumen von dem herrlichsten Geruche, Städte mit den herrlichsten Thoren und hellen, glänzenden Häusern, so daß man jedesmal den Ort der höchsten Seligkeit vor sich zu haben wähnt, wobei sie uns überdies darüber in Ungewißheit läßt, wie jene Brücken, Häuser u. s. w. erbaut werden, da ihre Seligen nichts als singen und beten. — Gehen wir von der örtlichen Beschaffenheit jener Weltkörper zu der Beschaffenheit ihrer Einwohner, welch' sinnliche Vorstellungen geben diese Somnambülen und wie wenig stimmen sie unter sich zusammen! Jener Weilheimer Somnambülen gemäß wohnt Gott in einer Sonne; seinen Thron umgeben Diener, verstorbene Selige mit glänzend weißen Bundstiefeln, mit rosenrothen Bandmaschen, eine goldene Schärpe um den Leib, mit der unmittelbaren Aufwartung bei Gott beschäftigt. Sie holen Befehle von Gott ein und geben sie wieder Seligen niederern Grades zur Ausführung auf. Letztere dürfen sich nicht geradezu an Gott, sondern nur an seine Diener wenden. Eine wahrhaft irdische Alleinherrschaft (Monarchie) und namentlich eine unchristliche, da nur Einzelnen der Zutritt zu Gott gestattet sein soll! Wie wenig ferner die Somnambülen unter sich zusammenstimmen, davon mag nur Folgendes zeugen. Jene Weilheimer Somnambüle versetzt als Protestantin die vornehmsten Männer dieser Kirche, Luther, Melanchthon, Arndt, Spener u. A. über die Seligen höherer Grade hinaus unter die unmittelbaren (Leib-) Diener Gottes, an dessen Throne sie Aufwartung haben. Der verzückte, somnambüle Swe-

denborg, bekanntlich ein Gegner der Grundlehre des Protestantismus, der Lehre nämlich von der Rechtfertigung durch den Glauben, sagt: Er sei auf seinen Reisen in die Geisterwelt mit Luther und Melanchthon zusammengetroffen. Luther befand sich nicht im Himmel, sondern an einem Orte, wo erst Besserungsversuche mit ihm vorgenommen wurden. Luther hatte alle seine Schüler um sich, und trug mit der entschiedensten Zuversicht seine Lehre vom allein seligmachenden Glauben vor, als er auf einmal die Kunde erhielt, diese Lehre sei falsch; er fing nun an zu zweifeln; daher die Hoffnung seiner Besserung vorhanden war. Philipp Melanchthon schrieb immer die Worte: Der Glaube allein macht selig; von ihm giebt Swedenborg nicht die Versicherung einer künftigen Besserung. Auch sonst hat Verschiedenheit der Ansichten über die Religion eine Verschiedenheit in der Bestimmung des Lebens der Abgeschiedenen zur Folge. Jene pietistisch-frömmelnde Weilheimer Somnambüle läßt ihre Seligen lauter Lieder von Stark und aus Hillers Schatzkästlein, sogar mit derselben Melodie wie hienieden singen, während die Seherin von Prevorst ihre Geister ihr Heil in Liedern aus dem gewöhnlichen Gesangbuche finden läßt; wogegen eine andere, welche Christum und die Engel in feierlichen Umzügen öfter sah, diese sogar einen alten, einfältigen Volksgesang, einen Gassenhauer, singen ließ. Wie überhaupt die Aussagen der Somnambülen über das Loos der Verstorbenen nicht als die Abspiegelung ihrer eignen, persönlichen Neigung und Ansichten seien, dies zeigt sich besonders in der, in allen Lebensbeschreibungen solcher

Seherinnen wiederkehrenden Gewohnheit, die ihnen im Leben, sei es durch Bande des Blutes oder der Freundschaft, Nahegestandenen selig zu sprechen.

Nun noch etwas vom Besessensein, da auch dieses als eine schwärmerische Ausgeburt des schlafwachen Zustandes anzusehen ist. Am meisten Aufsehen hat in dem vorigen Jahrzehnt die Geschichte des Mädchens aus Orlach, Oberamts Hall in Würtemberg, erregt. Im Februar 1813 fing der Spuk damit an, daß man eine Kuh im Stalle öfter an einer andern Stelle, als an die sie gebunden wurde, angebunden fand; hierauf fand man alle Kühe in dem Stalle die Schwänze auf das kunstreichste zusammengeflochten, was mehrere Wochen täglich drei bis viermal vorfiel. Die Tochter, Magdalena, bekam einmal eine derbe Ohrfeige. Auch eine Katze ließ sich daselbst sehen, und biß das Mädchen in den Fuß, wovon man die Spuren in ihrem Vorderfuße sah. Als dieses Mädchen mit ihrem Bruder im Stalle war, erblickten sie darin ein helles Feuer, welches kaum noch gelöscht wurde. Man stellte Wächter in den Stall. Aber nun brannte es an andern Orten im Hause. Die Tochter hörte nun das Winseln wie das eines Kindes im Stalle, sah darin die Gestalt einer grauen Frau, welche schrie: „Das Haus hinweg! Ist es nicht bis zum 5. März abgebrochen, so geschieht euch ein Unglück. Der Böse wollte es abbrennen, bisher habe ich es verhindert.“ Sie erklärte sich für eine Nonne, die den 12. September 1412 (das Mädchen ist den 12. Sept. 1812 geboren) geboren sei und von ihr erlöst werden könne, und sagte ihr manchmal Dinge voraus, die eintrafen, z. B. daß

die oder jene Person am andern Tage zu ihr kommen werde. Auch andere innere Erscheinungen hatte das Mädchen. Sie sah z. B. auf dem Heerde einen ganzen Haufen sonderbar gelber Frösche, ferner auf dem Felde des Nachbars Knecht, der sich ihr in eine Katze und dann in einen Hund und endlich in eine schwarze Fohle verwandelte; später sah sie ein schwarzes Kalb, ferner sprang um sie ein schwarzes Pferd ohne Kopf; dann erschien ihr ein schwarzer Mann, der sie von jenem ersten Geiste abzubringen suchte und ihr versprach, wenn sie sich an ihn anschlösse, so werde er ihr den Schlüssel in einen Keller unter ihrem Hause geben, wo noch acht Eimer vom ältesten Weine lägen. Später erschien er als Mann ohne Kopf, half ihr mähen, das Heu umwenden, sagte ihr: Sie solle eine Messe lesen lassen, damit es schön Wetter bleibe; wenn sie ihm antworte, so werde sie mit ihrer Sense blanke Thaler aus der Erde mähen. Eines Tages fand sie im Stalle ein Säckchen mit elf Gulden. Der böse Geist sagte: es sei ein Geschenk von ihm als Ersatz für die Ohrfeige. Der gute Geist rieth ihr, es den Armen zu geben, was sie auch that. Dieser sagte ihr auch voraus: daß wenn sie nach Hall komme, so werde ihr Jemand rufen und Geld schenken, wofür sie sich ein Gesangbuch kaufen solle, was Alles wirklich geschah. Der böse Geist nahm bald diese, bald eine andere bekannte Stimme an. Je weniger das Mädchen auf die Forderungen des Bösen einging, in desto drohenderer Gestalt erschien er, und stellte sich als Schlange, Krokodill, als Bär dar. Am 21. August erschien der Geist in Gestalt eines mißförmigen Thieres, das mitten am Leibe einen

Hals hatte. Hierauf fiel sie in Ohnmacht, brachte nur noch die Worte heraus: der Schwarze! und lag mehrere Stunden lang bewußtlos da, schlug nach allem, was sich ihr näherte, mit dem linken Arme und dem linken Fuße, besonders wenn man die Bibel gegen sie brachte. Auf einmal sagte sie freudig: „Mir ist geholfen. Das Fräulein hat geholfen." Sie erzählte nun, daß vor ihrem Falle der Schwarze auf sie losgegangen sei, sie niedergedrückt, und zu erwürgen gedroht habe, wenn sie diesmal nicht antworte. Da sei aber die weiße Geistin erschienen, habe sich zu ihrer Rechten gestellt, der Schwarze sei zu ihrer Linken gewesen, letzterer sei jener endlich gewichen. Der gute Geist ermunterte zum Abbruch des Hauses, wozu der Vater nun Anstalt machte. Der Schwarze sprach von nun an aus ihr. Gewöhnlich, nachdem er sie am Nacken gepackt, fuhr er in sie; nun sprach eine rohe Baßstimme aus ihr in der Person des Mönchs, welcher alles Heilige lästerte, sie, das Mädchen, und die weiße Geistin nie anders als „Sau" benannte. Sie hatte stets den Kopf auf die linke Seite gesenkt und die Augen immer fest geschlossen. Eröffnete man sie gewaltsam, so sah man die Augensterne nach oben gekehrt. Der linke Fuß bewegte sich immer heftig hin und her. Ihr Erwachen war wie das aus dem magnetischen Schlaf; der Kopf bewegte sich bald zur rechten bald zur linken Seite, bis er endlich auf die rechte Seite fiel, mit welcher Bewegung sie erwachte, ohne Erinnerung an das Vorgefallene. Am 4. März erscheint die gute Geistin in strahlendem Glanze, mit einem blendend weißen Schleier bedeckt und sagt ihr: „daß sie als Nonne mit

dem bösen Geiste, einem Mönche, in verbotenem Umgange gelebt und zwei Kinder erhalten habe, welche jener nebst drei Mönchen ermordete." Durch dieses Geständniß fühlte sie sich erlöst, betete hierauf: „Jesus nimmt die Sünder an," und verschwand. In das Schnupftuch, welches jene berührt hatte, waren fünf Löcher gebrannt. Auch der böse Geist erklärte sich nun über sein früheres Leben: „er sei der Obere eines Klosters zu Orlach gewesen, habe mehrere Mönche, Nonnen und Kinder und zuletzt sich selbst ermordet." Zugleich fing er an zu beten. Auch über Klöster und Schlösser in der Umgegend erklärte er sich nach der Aussage derer, welche ihn gefragt, ganz richtig. Zu derselben Zeit, als der letzte Rest des elterlichen Hauses abgebrochen war, wich auch der Geist völlig von ihr, und das Mädchen blieb von nun an gesund. — Hierher gehört auch die schon S. 301 erwähnte Geschichte der besessenen Lohmann. Von einer andern Besessenen erzählt Kerner: Eine gewisse Anna Maria erlitt 1830, im 31. Lebensjahre, Zuckungen und vier Monate darauf sprach sie zu ihrem Bruder zum ersten Male: „Weißt Du wer ich bin?" Antw.: „Nein!" Sie: „Erinnerst Du Dich noch, wem Du als Knabe einmal Zuckerbirnen gestohlen hast?" Er: „Niemand als dem verstorbenen X." Sie: „Nun, so sage ich Dir, der bin ich!" Wachend wußte sie Nichts von dem Birnendiebstahle ihres Bruders. Auch dieser X. sprach von nun an aus ihr, tobte, fluchte und schimpfte und schlug aufs fürchterlichste um sich. Später sprachen sogar mehrere böse Geister aus ihr. Befehle an den Bösen wurden befolgt, auch wenn sie in

lateinischer Sprache geschahen. Sie bewegte z. B. bei den Worten: „agitetur caput! (der Kopf möge sich bewegen!)“ das Haupt u. s. w. Die magnetischen Berührungen waren bei ihr von Wirkung, wenn die Striche von unten nach oben gemacht wurden. Hierdurch theilte sich ihr bewußtloses Leben in zwei verschiedene Zustände, in den magnetischen, wo sie wie eine ruhig Schlafende dalag, die übrigens nur ihre vernehmbare Stimme eines Schutzgeistes vernahm, welcher sie tröstete, ihr sagte, wie es um den bösen Geist in ihr stehe, was sie genießen dürfe, um dem bösen Geist den Aufenthalt in ihr unangenehm zu machen, — und dann in dem Zustande des bösen Geistes, in welchem ihr Gesicht verzerrt, ihre Worte pöbelhaft, schadenfroh, unreligiös waren, in welchem sie gegen sich und Alle, die ihr helfen wollten, wüthete. Bestimmt geschieden scheinen übrigens diese Zustände nicht gewesen zu sein. Die magnetischen Streichereien wirkten beruhigend; dazu traten Gebet und Besprechung des bösen Geistes. Nachdem er zuvor Spuren von Reue gezeigt und seine Sünden bekannt hatte, fuhr er aus. Aber mehrere Male verfiel das Weib wieder in ihre Krämpfe, die sich immer wieder zu legen schienen, so daß nach und nach sechs Geister aus ihr ausfuhren.

Ueberblickt man die gegebenen Erzählungen, so läßt sich eine gewisse Aehnlichkeit derselben nicht verkennen, und eben hierauf hat man sich schon berufen als auf einen Beweis, daß ihnen allen etwas Wahres zu Grunde liege. „Beinahe in allen, sagen die Beweisführer, treten zugleich ein guter und ein böser Geist, ein Verführer und Ver-

führter auf, dort dieselbe Sehnsucht nach Erlösung bei dem lichtern, gebesserten Theil, dieselbe sittliche Muthlosigkeit und starre Verstockung der dunkeln Erscheinungen; die unsittlichen Wesen erscheinen durchgehends in dunkeln Hüllen, die bessern in lichtern Gestalten; eben so oft komme es vor, daß solche Geister Bibelsprüche und Liederverse anführen, und wünschen, daß man für sie bete." Außerdem könnte auch noch an die Gleichheit der leiblichen Zufälle bei den verschiedenen Besessenen erinnert werden. Allein was beweist dies anders als im Ganzen eine gleiche körperliche und geistige Krankheit, namentlich eine gleiche Thätigkeit der Einbildungskraft? Daß neben einem guten ein böser Geist aufzutreten pflegt, dies hat seinen Grund in dem Gesetze der Gedankenverbindung, Entgegengesetztes zum Entgegengesetzten zu reihen, und wenn der gute in lichter, der böse in dunkler Gestalt auftritt, so ist Licht und Dunkelheit ein bekanntes, natürliches Sinnbild von Gut und Böse. Wie wenig Uebereinstimmung aber in den angeführten Bibelstellen und Liedern stattfinde, wie vielmehr jeder Geist die nur *seiner* Seherin geläufigen, *ihrer* religiösen Richtung oder Bildung entsprechenden Sprüche und Lieder im Munde führe, das haben wir schon gesehen. Eine solche und auch eine weitere Vergleichung der verschiedenen Geistergeschichten führt eher zur Läugnung als zur Annahme eines *andern* Wesens, das in der Besessenen thätig sein soll. Hier sind krankhafte Erscheinungen allein vorhanden. Der Körper kann leidend sein, ohne daß sich Merkmale durch die Sinne wahrnehmen lassen. Dazu kommt nun noch Geisteszerrüttung, wovon der

Geistigkranke kein Bewußtsein hat. Wie ein völlig fremdes Wesen den Leib des Kranken in Besitz nehmen, seine Muskeln, seine Nerven zum eignen Werkzeuge machen könne, wie sodann der eigne Geist des Leibes neben jenem diesen Leib bewohnen oder ihn gar wie bei dem Orlacher Mädchen einstweilen verlassen könne, das Alles muß schlechthin als undenkbar gefunden werden. Wohl aber erklärt sich jenes Bewußtsein als den höchsten Grad eines innern, eines Seelenzwistes durch die Einbildungskraft. Die Besessenen leiden an der Fallsucht, Starrsucht, dem Starrkrampfe, dem Veitstanze u. s. w., kurz an einer unnatürlich erhöhten Thätigkeit der Muskeln und der Nerven, welche die Bewegungen hervorbringen. Und diese Thätigkeit äußert sich durch Krämpfe, Umsichschlagen und Toben. Auch die Seele wird, wie man bei solchen Kranken öfter sieht, von einer Tob= und Schmähsucht ergriffen, welche sich in unreligiösen und lieblosen Worten selbst gegen die besten Freunde der Kranken kund giebt, auch dann wenn die Kranken im bewußten Zustande sittlich und religiös erscheinen. Erwachen sie, so wissen sie nichts von dem, was geschehen, und wenn man es ihnen sagt, so bereuen sie es unter Thränen. Daß in jenen Krankheiten die Begierde der Seele erwacht, Alles zu vernichten, ist natürlich; denn jene krankhaften Zuckungen der Nerven lassen sich, weil diese Nerven die Quelle des geistigen Lebens sind, gar nicht denken ohne eine Willensrichtung der Seele, die dazu paßt. Ferner geschieht es denn auch, daß die Kranken in gesunden Augenblicken nachdenken, was wohl in ihnen wirken möge und so ist es bei ihrem pietistisch

fühlenden Gemüthe gar leicht auf den Gedanken zu gerathen, daß ein böser oder guter Geist sein Spiel in ihnen treibe. Dieses spinnt sich weiter aus und der Geisterspuk entfaltet sich. Da nun die Besessenen sich in einem nervösen Zustande befinden, in welchem sich von selbst eine Art Somnambulismus entwickelt, so sind sie auch zu den Magnetischen zu rechnen und erliegen somit den Erscheinungen und Einwirkungen des Magnetismus. —

Wie man gesehen, so sind die dem Somnambulismus eigenthümlichen Erscheinungen nicht geleugnet worden; aber es muß auch angegeben werden, daß viel Selbsttäuschung und Betrug mituntergelaufen ist. Hat doch, um zur Gewißheit der Wirklichkeit des Hellsehens zu gelangen, erst noch 1838 ein gelehrter Franzose Namens Burdin einen Preis von 3000 Franken für die Person ausgesetzt, welche der Somnambulismus befähige, ohne Hülfe der Augen zu sehen. Ein gewisser Doktor Pigeaire aus Montpellier nahm im Namen seiner 13jährigen Tochter die Herausforderung an. Der Versuch wurde in Paris gemacht, wohin dieser Doktor reiste. Der Somnambülen wurde eine dichte Binde um die Augen gelegt und sie las wirklich in den ihr vorgelegten Büchern, indem sie die Zeilen mit dem Zeigefinger verfolgte. Daß der Tastsinn, das Fühlen ihr dabei nicht zu Hülfe kam, bewies der Umstand, daß man ihr mit gleichem Erfolge eine Glasscheibe auf das Blatt legte. Dennoch fiel es schon bei den ersten Versuchen auf, daß sie nichts sah, wenn man zwischen die Glasscheibe und das Buch ein Blatt Papier legte. Es wurde deßhalb eine Commission niedergesetzt, welche dem Mädchen eine

andere, von der Commission selbst gewählte Augenbinde umbinden wollte. Sie weigerte sich dessen, und am Ende fand sich, daß die Binde der Mamsell Pigeaire mit Nadelstichen durchbohrt war, durch welche eines der Mitglieder der Commission Spielkarten erkennen konnte. Solche Vorfälle müssen natürlich starke Zweifel erregen und zur größten Vorsicht auffordern, ehe man an die Wahrheit derselben glaubt. Welchen Spielraum nimmt sich nicht die Leichtgläubigkeit, die Ueberraschung, die Furcht, der Aberglaube, um das Gehör und Gesicht auf einen außernatürlichen Zusammenhang hinzulenken! Es ist ein wissenschaftlicher Unfug, wenn die Offenbarungen dieser oder jener geisterbesessenen Somnambülen als eine höhere Weisheit dem redlichen Fleiße der nüchternen und wachenden Forschung gegenübergestellt werden und dieser zugemuthet wird, sich nach den Aeußerungen nervenzerrütteter Frauen zu richten! Es ist ein höchst gefährlicher Unfug an alles das die Lehre von Teufelsbesitzung und Zauberei zu knüpfen. Denn nichts kann den Menschen, vorzüglich den ungebildeten sicherer um alle sittliche Kraft und Fassung bringen, als wenn man ihm einredet, was er thue, sei nicht seine That, sondern die eines ihn oder Andere besitzenden bösen Geistes; wie es denn auch wirklich in dem würtembergischen Oberamte Waiblingen in den letzten Jahren vorgekommen sein soll, daß ein Mörder vor Gericht erklärte, „man möge nicht glauben, er, sondern der Teufel habe es gethan; er habe ihn in seiner höllischen Galla aus der von ihm besessenen Ermordeten heraussteigen sehen, um an ihr den Mord zu

verüben.“ Es fehlt dann nur noch, daß die Gerichte dergleichen glauben, und daß die Gesetzgebung, indem etwa hinzugedacht wird, daß der Teufel nur in verbrecherische Seelen fahren könne, sich für berechtigt hielte, das Besessensein selbst zum Verbrechen zu stempeln, so wären wir wieder mitten in der Zeit der Hexenprozesse!

Sehr viel Aufsehen erregte die gehaltreiche Schrift des hannövrischen Leibmedikus Johann Stieglitz, über den thierischen Magnetismus (1814). Ohne selbst Magnetiseur zu sein, urtheilte dieser Arzt nach den vorhandenen Thatsachen oder Angaben, untersuchte ihre Uebereinstimmung mit, oder ihre Abweichung von andern körperlichen Erscheinungen und gab wohl im Ganzen das Dasein des thierischen Magnetismus als etwas Eigenthümliches zu, bestritt aber mehrere der wichtigsten, bisher vorzüglich steif behaupteten Sätze über die Wirkungsart, Mittheilungsweise und besonders über die ans Wunderbare grenzenden Erscheinungen bei Hellsehenden, über die große Willenskraft von Seiten der Magnetiseure u. dergl. m. Sofort erschienen mehre Gegenschriften. Auch der edle Hufeland erkannte das Vorhandensein des thierischen Magnetismus und seiner Heilkraft in bestimmten Fällen, und mit den nöthigen Einschränkungen an, stellte es jedoch als eine der entschiedensten Verirrungen des menschlichen Geistes dar, wenn man die Vernunft selbst dem Zustande des Schlafes und die Entäußerung der Vernunft dem des Wachens gleichhält. — Die ruhigen Britten und Holländer haben sich wenig von den magnetischen Träumen stören lassen. Die lieben Deutschen hingegen, wie wir gesehen, desto mehr. Bei

ihnen treiben noch heutigen Tages die magnetischen Streicher ihr holdes Unwesen fort und fort. Da die heilsame Einwirkung des thierischen Magnetismus noch durchaus nicht festzustellen ist, ja sich in das Unglaubliche und Unerklärliche oft genug verliert, so bietet er für Marktschreier, unwissende Nichtärzte, die sich wie Heilkünstler geberden, schimpfen, toben und prahlen, ein reiches Feld des Gelderwerbes dar, noch dazu, da es noch immer so viele Thoren und Geistesschwache giebt, die mehr an wunderbarem Wuste als an natürlicher Einfachheit hängen, oder auch, die an unheilbaren, angebornen Krankheiten leiden, und nun sich auch an den letzten Strohhalm klammern, um ihre sinkende Gesundheit angeblich zu retten. Wir könnten hier mehrere solche Quacksalber, die sich Magnetiseure und wahrhaftige Aerzte nennen, anführen und die Schilderung ihres Treibens würde als Lust- und Trauerspiel höchst anziehend sein, aber sie sind nicht nur nicht nennenswerth, sondern geradezu trübe Schmutzflecken unserer Zeit, welche die aufgeklärte, denkende, vernünftige sein will.

Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Schon während der Revolution hatte in Frankreich das Erforschen der Natur Trost und Beruhigung gewährt und außerordentliche Fortschritte gemacht; noch mehr aber lag es im Sinne Napoleons durch Begünstigung der Naturforschung den menschlichen Geist von allen andern ihm so gefährlich scheinenden Gedankenrichtungen abzuziehen und ihn im Reiche des Meß- und Wägbaren am Stoffe festzuhalten. So geschah es, daß zunächst die Naturlehre und Chemie (Scheidekunst) durch die Ergeb-

nisse der glücklichsten Forschungen ungemein bereichert wurden. Wir gedenken hier nur der vielfachen Belehrungen über das Wesen und die Wirkung der Elektrizität, die Auffindung vieler Metalle, die gründliche Erweiterung der Kenntnisse in der Pflanzen- und Thierwelt u. s. w. Erfahrung und Nachdenken reichten sich die Hände. In der Heilkunst kamen allmählig die Ansichten des englischen Arztes Brown, wovon schon Seite 288 die Rede war, in Aufnahme und eine Frucht derselben auf deutschem Boden ist die aller Welt bekannte Homöopathie, die eine große Aufregung hervorgebracht hat. Der Stifter und Gründer dieser neuen Heillehre war der Doktor Samuel Hahnemann, ein sehr gelehrter und scharfsinniger Mann. Schon seit vielen Jahren hatte er es aufgegeben, Kranke zu behandeln, weil ihm die Heilkunst nicht die Befriedigung gewährte, die er sich von ihr gedacht hatte; daher hatte er sich aus dem thätigen Leben zurückgezogen und beschäftigte sich bloß mit Chemie und Schriftstellerei, wobei er jedoch immer daran dachte, einen neuen und sicherern Weg zur Behandlung der menschlichen Krankheiten ausfindig zu machen. Bei der Uebersetzung des Buches eines englischen Arztes, Cullen, S. (289) über die Lehre von den Heilmitteln, erhielt er hiezu den ersten Anstoß. Die Wirkungen der Chinarinde waren es, die ihn aufmerksam machten, daß die Arzneien wohl im Stande sein müßten, die Krankheiten nach der einem jeden Arzneistoffe eigenthümlichen ähnlichen Wirkung zu heben. Um die Wahrheit dieser Behauptung genauer zu erforschen und nicht etwa Zeichen der Krankheit und Zeichen der Arzneiwirkung mit

einander zu vermischen, wählte er sich selbst, als gesunden Menschen, zur Versuchsperson, verschluckte eine Menge des besten Chinapulvers und schrieb sich genau die Veränderungen in seinem Befinden auf, die er während des Gebrauchs der China an sich wahrnahm, und er fand in diesen Arzneiwirkungen, außer mehrern andern, auch eine so große Aehnlichkeit mit einem sogenannten Sumpf-Wechselfieber, daß dadurch vollends jeder Zweifel über die Wirkungskraft der Arzneien gehoben werden mußte. Nachdem er nun eine Menge von Erfahrungen über die Wirkungskraft der Arzneimittel gesammelt hatte, gab er 1810 ein Buch, Organon genannt, heraus, in welchem er seine Ansichten über Heilen und Beseitigen der Krankheiten auseinandersetzte und derb gegen die Aerzte losging. Der oberste Grundsatz der neuen Heilweise ist: Nimm die Arzneien je nach den Zufällen, die sie bei Gesunden nach genauer und wiederholter Beobachtung verursachen, und tilge mit ihnen den jedesmaligen Krankheitsanfall, welcher eine Anzahl von Erscheinungen zeigt, die auch unter denen anzutreffen sind, welche die anzuwendende Arznei für sich, d. h. im gesunden Körper, hervorbringen, so wirst Du die Krankheit sanft, schnell, sicher und dauerhaft heilen. Also die Kraft der Arznei besteht darin, daß sie in großen Gaben gereicht, den Krankheitserscheinungen ähnliche erzeuge, durch welche jene verdrängt werden, weshalb diese Schule oder Partei sich die homöopathische (durch Aehnliches heilende) nennt und ihr Wahlspruch Aehnliches wird mit Aehnlichem geheilt, ist. Jene Arzneikraft aber entwickelt sich nur bei unendlich kleinen und

seltner gereichten Gaben der unendlich verdünnten, vergeistigten Arzneimittel, und kann durch Schütteln derselben mit Wasser oder Zusammenreiben mit gleichgültigen Stoffen noch unglaublich erhöht werden. Diese winzigen Kleinigkeiten der Arzneimittel scheinen der Homöopathie deßhalb genügend, weil in ihnen die ganze, untheilbare, vom handgreiflichen Stoffe gleichsam losgerissene Kraft der Arznei enthalten ist, die zur Erzeugung einer krankhaften Verstimmung hinreicht, von welcher die als eigentliche Krankheit stattfindende eben aufgehoben wird. Auf die Ursachen der Krankheiten wird nicht Rücksicht genommen, nur ihre Erscheinungen sucht man zu bekämpfen. Später hat allerdings Hahnemann seinem Heilgebäude noch hinzugesetzt, daß alle langwierigen Krankheiten von der Krätze, der Lustseuche und dem Feigenausschlage herrührten, aus deren von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden und sich im Verborgenen entwickelnden Keime fast jedes Siechthum entspringe.

Göthe, der erste deutsche Dichter und Mann sagt, jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vortheile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachtheile verwandeln. Zu verschiedenen Zeiten hat es Aerzte gegeben, welche mit der eben herrschenden Schulweisheit unzufrieden, entweder den ärztlichen Stand auf immer verließen, oder die geltenden Lehrsätze in der Heilkunst verwarfen und einen eignen Weg einschlugen. Diese nahmen entweder jede Erfahrung, die sich ihnen darbot, auf und benutzten sie zum Besten ihrer Kranken, begnügten sich, ohne nach einem Zusammenhange in den Thatsachen, nach einer Einheit in der

Erfahrung zu fragen, mit Bruchstücken vom Wissen; oder sie gingen von gewissen Gedanken aus, denen sie die einzelnen Erfahrungen unterzuordnen und die sie in ihnen nachzuweisen suchten. Je rücksichtsloser, je selbstständiger sie hierbei verfuhren, je mehr sie die herrschenden Grundsätze als unrichtig darzustellen wußten, um so mehr Beifall zollte ihnen die Menge, um so mehr Anhänger erhielt ihre Meinung, wenn sie auch eben so große Irrthümer in sich faßte, als die an deren Stelle sie gesetzt wurde. Dies haben wir in unserm Jahrhundert schon mehrfach erlebt; es rangen schon einige medizinische Lehrmeinungen nach allgemeiner Herrschaft und fanden auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Anhängern, wurden aber früher oder später völlig verlassen, so daß man mit dem Schlechten das Gute derselben vergaß. Der Grund hiervon ist vorzüglich zu suchen in der Unvollkommenheit alles ärztlichen Wissens, in der daherrührenden Unzufriedenheit mancher Aerzte mit ihrem wissenschaftlichen Besitze und in dem Streben nach größerer Vollkommenheit und Uebereinstimmung in Lehre und Anwendung. So etwas verspricht nun jede neue Lehrweise, denn die ihr zu Grunde liegende Idee giebt derselben wenigstens den Schein der Einheit, der Anfangs um so mehr für Wirklichkeit gehalten wird, als man, nur mit der einen Idee beschäftigt, von ihr ausgehend und zu ihr zurückkehrend, alle Thatsachen übersieht, welche ihr nicht untergeordnet oder auf sie zurückgeführt werden können. Kommen die Aerzte bei unbefangener Beobachtung der Natur früher oder später zur Einsicht, daß die Grundidee nicht als die allein leitende in der

Wissenschaft gelten darf, so gehen sie in der Regel so weit, sie mit der neuen Lehre ganz zu verwerfen und ihr auch nicht einmal mehr eine untergeordnete Meinung zuzugestehen. Solche Gedanken entstehen bei der Betrachtung der Homöopathie. Hahnemann hat es nicht allein gewagt, ein oberstes Heilgesetz aufzustellen, das dem bisher allgemein angenommenen geradezu entgegen war, sondern er hat es auch verstanden, die Schwächen der alten Heilkunst auf eine Weise in Zerrbildern darzustellen, daß nicht bloß Nichtärzte dieselbe für ein gefährliches oder mindestens gewagtes Gewerbe ansahen, sondern auch Aerzte sich von den bisher befolgten Grundsätzen lossagten und der neuen Lehre sich zuwandten. So wenig nun solche Ueberläufer, Neubekehrte, die leichter Dinge von einem Ende zum andern springen, unser Vertrauen verdienen; so wenig von ihnen eine Förderung der Wissenschaft durch ruhige unpartheiische Beobachtung zu erwarten ist, da sie alle Gegenstände in der Farbe der Lehre sehen, deren Brille sie gerade auf der Nase haben: eben so wenig darf man von denen ein unbefangenes Urtheil erwarten, die bei gewissen Ansichten ergrauten, oder die zu wenig Selbstständigkeit haben, um die von ihren Lehrern empfangenen Grundsätze zu prüfen, und nicht unbedingt auf die Worte derselben zu schwören. Beide werden die Wissenschaft nicht wirklich bereichern, noch vielweniger sie fester begründen helfen. Diejenigen Aerzte aber, die nicht Glaubensmänner genug sind, um ein Gebäude von Lehrsätzen aufzustellen, und zu sehr Zweifler, um einem solchen zu vertrauen und zuzuschwören, werden immer zur Aufhellung und Förderung

unseres Wissens beitragen, schon dadurch, daß sie neue Wege bei ihren Forschungen betreten, ohne diese für die allein wichtigen zu halten.

Als einen solchen Zweifler nennen wir den Regimentsarzt Griesselich in Karlsruhe, der unter den Aerzten, welche durch Prüfung der Homöopathie sich auszeichnen, eine der ersten Stellen einnimmt. Wir unterlassen es die vielen Reibungen, Zänkereien, Gemeinheiten, Anfeindungen u. s. w., so wie die Helden dieser Zwiste, näher zu schildern, da fast ein Jeder davon weiß und gehört hat. Auf Griesselichs Veranlassung bildete sich schon im Jahre 1833 ein ärztlicher Verein im Großherzogthum Baden, dessen Mitglieder in dem Grundwesen der Homöopathie eine Hauptbedingung zur Vervollkommnung und Veredlung der Heilkunst erkannten. Sie waren weit davon entfernt die Homöopathie mit allen ihren Schlüssen, Folgen und Sätzen insgesammt zu vertheidigen; sie erkannten kein Privilegium (Vorrecht) irgend eines Heilverfahrens an, da sich keines ein solches Vorrecht ohne eignen Werth verschafft; sie bestimmten den letztern allein nur nach dem Erfolg. In diesem Sinne beschloß der Verein die Herausgabe einer Zeitschrift, welche Hygea (Gesundheit) heißt und deren Seele Griesselich ist. Er mochte gern dazu beitragen, daß jeder Heilweise ihr Platz angewiesen werde. Sein Streben ging, recht betrachtet, über das der Homöopathen und Allöopathen. Diesem Streben war aber weder Griesselich, noch der Verein seiner Freunde gewachsen und — Niemand wird jenen Zweck erreichen. Es wurde zwar gegen Hahnemann und seine einseitigen Lehrsätze offenbar

angekämpft, es wurde die Nichtswürdigkeit einiger Homöopathen an das Licht gezogen und ohne Schonung verurtheilt, woran es aber auch früher nicht mangelte, man gab sich indeß doch fast ausschließlich mit der Homöopathie ab. Griesselichs Verdienst wird jedoch noch dadurch erhöht, daß er in ziemlich vielen selbstständigen Schriften die Wahrheit vertheidigte, und das Oberflächliche, Unwahre und Schlechte, was er bei Allöo- und Homöopathen fand, ohne Rücksicht an das Licht zog. Dabei ließ er die Aerzte aller Parteien, welche nur nach hergebrachten Ansichten und berühmten Männern urtheilten, welche nicht mit Gründen, sondern mit Meinungen kämpften, denen daher von Seiten der Wissenschaft und Vernunft nicht beizukommen war, das Beißende seines Witzes fühlen, machte sie lächerlich und für die Wissenschaft unschädlich.

Eine Hauptursache der bestehenden Mängel in der Heilkunst sucht Griesselich in der Art, wie sie von Vielen betrieben und gelehrt wird, und bezeichnet als zwei Hauptfehler die Sucht nach neuen Lehrgebäuden und den Mangel an Beobachtung. Er geht aber zu weit, wenn er an das Vorhandensein einer vernunftgemäßen Heilkunst zweifelt. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß man in Besitz vieler Erfahrungen ist, die insofern vernunftgemäß genannt werden können, als sie durch Beobachtungen entstanden sind, welche von der Vernunft geleitet und geordnet wurden.

Leider hat Griesselichs Streben, das doch ein sehr lobenswerthes ist, noch nicht bei allen sogenannten Homöopathen Aufnahme und Eingang gefunden. Noch

beharrt die starre Homöopathie in trotziger Unwissenschaftlichkeit und in dünkelhafter Ueberschätzung ihrer schlecht begründeten Lehre, in schmählicher Verleugnung aller Kenntnisse vom Bau und von den Verrichtungen der menschlichen Körpertheile und in plumper Verachtung aller geschichtlichen Erfahrungen, für welche Sünden sie durch ihren Untergang, der sich schon als herannahend in mehrern Anzeichen verkündigt, büßen wird. Aber sie wird nicht ohne Gewinn für die Heilkunst vorüberziehen. Zunächst möge diese an ihre Brust schlagen und an ihre eignen Schwächen und Mängel denken, ohne welche die Homöopathie nie ein solches Glück gemacht und so viele selbst ehrenwerthe Anhänger gefunden hätte. Sie möge sich spiegeln an der Haltlosigkeit einer Lehre, die von ihrer Muttter und ihren Schwestern sich losgesagt, blindlings einer seichten Erfahrung folgte, und Bildung und Wissenschaftlichkeit durch Dünkel und Lüge verdrängen will. Sie wird dann klar einsehen, was ihr noth thut und zur Vervollkommnung fehlt, wenigstens aber demüthig werden und eine höhere für das Wohl der Menschheit besorgte Macht verehren lernen, wenn sie die Zahl der auf beiden Seiten Geheilten vergleicht und hier die Homöopathie, die ihr doch so widersinnig vorkommt, nicht im Rückstande erblickt. Sie wird deutlich erkennen, daß die Krankheit nicht immer mit einem Heere von Mitteln und großen Gaben bestürmt zu werden braucht, und wenn auch die unendlichen Verdünnungen und die Millionenstel der Herren Homöopathen ihr mit Recht lächerlich erscheinen, doch bedenken, daß wir jetzt manche Arzneien aufgefunden haben, die in sehr kleinen Dosen die größten

Wirkungen hervorbringen. Außerdem wird sie Vortheil ziehen aus der von den Homöopathen eingeschärften genauern Beobachtung der Krankheitszeichen, der strenger geregelten Lebensweise, der seltenern Darreichung von Arzneien, Unterscheidung ihrer Wirkungen und Prüfung an Gesunden. Nimmer aber soll die Allöopathie den Spott und die Schmähungen gut heißen, die unter ihrem Schilde gegen die Homöopathie ausgehen. Möge sie diese ruhig ihrem Schicksale überlassen, und nur an ihre eigne Vollendung denken. —

Das eitle Machwerk ärztlicher Lehrmeinungen wurde durch keinen Wetterschlag des Geistes, durch kein gewaltiges Ereigniß so tief erschüttert, als durch eine Krankheit, die vor nicht langer Zeit in der Gestalt einer Weltseuche über Europa hinzog. Wir sprechen von der Cholera, welche, uns Allen in frischem Andenken, der menschlichen Sicherheit und Weisheit im öffentlichen Leben sowohl als in der Heilkunst eine große Lehre gegeben hat. Im Jahre 1817 brach die asiatische Brechruhr aus ihrem Vaterlande Indien auf, um sich über ganz Südasien, Persien, die Ufer des kaspischen Meeres nach Rußland zu verbreiten, von wo aus sie von 1830 bis 1837 die meisten Länder Europa's immer nach Abend zu wandernd überzogen hat. Vierzehn Jahre hat sie gebraucht, von Calcutta bis Hamburg einen Weg von fast 79 Graden zurückzulegen, und diesen aller Orten durch Verwirrung, Schrecken und Tod zu bezeichnen. Meist schrecklicher als sie selbst, waren theils die Schilderungen und Berichte, welche ihr vorangingen und die Völker aufregten, theils aber auch die Maßregeln, mit welchen von Regierungen

und Aerzten gegen sie verfahren ward. Absperrungen wie gegen die Pest fanden an den Grenzen statt, denen sie sich nahete, zwischen Ortschaften unter sich, die einander fürchteten, und in den Städten selbst, wo sie ausgebrochen war. Zu der schon verbreiteten Angst gesellte sich nun die Stockung des Verkehrs und Erwerbes, und trieb an vielen Orten die Bevölkerung zu Ausbrüchen der Wuth gegen die ärztlichen Personen, denen man Schuld gab, die Seuche durch Vergiftung der Brunnen und dergleichen Unsinn erzeugt zu haben. Derselbe unglückliche Wahn rief Auftritte, welche des Mittelalters würdig waren, in Königsberg wie in Palermo, in Petersburg wie in Paris hervor, in Paris, das sich für die Hauptstadt der Bildung hält. Indessen setzte die Cholera ihren verhängnißvollen Weg fort, indem sie häufig gegen alle Erwartung hie und da ihn ablenkte und bedrohte Landstriche übersprang, und so nicht allein alle Abwehr und Vorsicht, sondern auch vielleicht noch mehr die ärztliche Wissenschaft und Kunst verspottete. Die Heilkunst befand sich dem Uebel gegenüber meistens ohne Rath und in großer Blöße, und haschte, ohne Einsicht in die Natur und den Sitz der Krankheit, nach Mitteln und Heilverfahren aller Art. Die Frage, ob die Cholera durch Berührung oder durch die Luft ansteckend sei und ihr Naturverhältnisse zu Grunde liegen, erregte nicht nur Streit, sondern rief auch eine Sündfluth von Schriften, Behauptungen, Erörterungen und Vorschlägen hervor, durch welche die Würde und das Ansehen der Heilkunst bei dem Publikum eben so wenig als bei den Aerzten die Kenntnisse der Sache gewann. Allmählich

lernte man einsehen, daß eine Weltseuche in ihrem Gange sich nicht aufhalten und durch besondere Mittel heilen läßt, daß diese Volkskrankheit, räthselhafter und geheimnißvoller als andere, nur bei längerer Beobachtung nachgerade ihr inneres Wesen offenbart, und daß man noch lange die Beobachtungen und Erfahrungen darüber sammeln müsse, ehe man nur einigermaßen eine richtige Erkenntniß erlangt. So hat die Cholera den Uebermuth der Aerzte heilsam niedergeschlagen und die trägen Geister zu neuen und tiefern Forschungen im Felde des Wissens angeregt, die gar vielfachen Nutzen herbeigeführt haben. — Seit 1846 etwa droht aufs Neue das Schreckbild der Cholera von Asien und Rußland aus Europa zu durchwandeln und schon hat sie in diesen Erdstrichen vielfache Verheerungen angerichtet, doch wird sie diesmal mit Ruhe und Besonnenheit empfangen und die Heilkunst bietet einen weit einsichtsvollern Schutz dar. —

Wir wenden uns nun zu einer andern Erscheinung, welche noch bis vor einigen Jahren viel Begeisterung und Besprechungen erregt hat: es ist dies die Kaltwasserkur. Das Baden im kalten Wasser ist ohne Zweifel so alt als das Menschengeschlecht. Selbst im Kashmirthale, das man bekanntlich als das Paradies bezeichnet hat, fand es der Baron von Hügel. Auch die brennenden Wunden in kaltes Wasser zu halten, konnte man den Thieren, wenn es ja ihres Beispieles erst bedurft hätte, früh genug absehen. Der Grieche Theokrit erzählt uns schon von einem kalten Flußbade, an dem 240 junge Mädchen Theil nahmen. Auch Hippokrates empfiehlt das kalte Wasser als sehr

nützlich, und bei den griechischen Kampfspielen und Leibesübungen wurde kalt gebadet und der Körper dabei gerieben. In Rom war das kalte Wasser schon lange in Gebrauch. Man ließ sich durch besondere Diener aus Muscheln, ausgehölten Kürbissen oder aus irdenen Gefäßen mit kaltem oder warmen Wasser überschütten. Mit den Bädern wurden Schaukelbewegungen verbunden. Man richtete Sturz- und Tropfbäder ein. Der römische Arzt Musa heilte mit kaltem Wasser Augenentzündung und Hypochondrie. Vor Allem aber war es der schon von uns S. 71 erwähnte römische Schriftsteller Celsus, der mit der Tiefe und Gründlichkeit seiner Forschungen auch dieses Mittel beobachtete und als ein Gesundheit beförderndes und heilendes anpries. Er empfiehlt es gegen die verschiedensten Krankheiten und kennt seine Anwendung als Getränk, Waschung, Bad, Begießung und Bespritzung. Das damals entstehende Christenthum heiligte den Gebrauch des Flußbades durch die Taufe, als eine Wiederholung jener egyptischen göttlichen Verehrung des Flußgottes im andern Sinne, während gerade die höchste Verschwendung Roms Fluß- und Regenwasser zu Bädern forderte, wohlriechendes Wasser durch den Kaiser Kaligula, Seewasser durch Nero eingeführt wurde. Der Arzt Agathinus (80 n. Chr.) leitet von den warmen Bädern alle Zufälle der Schwäche und Reizbarkeit her und lobt dagegen kalte Bäder, die er mit Reibungen und Sturzbädern (Douchen) verbindet, ja sogar bei kleinen Kindern angewendet wissen will. Herodot (117 n. Christo) bedauert die Verschmähung der kalten Bäder zu Rom und empfiehlt Schwimmen im Meere.

Doch wäre bei der immer mehr zunehmenden Verweichlichung, bei dem Gebrauche warmer Begießungen und Einreibungen, den Verirrungen der Heilkunst und bei dem lockern Zusammenhalt der Aerzte das kalte Wasser gewiß in den Hintergrund getreten, hätte Galen (Seite 80) nicht gelehrt, das kalte Wasser, wie das warme, und zwar nach bestimmten Anzeichen anzuwenden. Er ließ kalt baden, nach warmen Bädern plötzlich eintauchen und empfahl sogar Tauchbäder in der Auszehrung. Von den Arabern, welche mehr darauf ausgingen, Mittel aus dem Stein- und Pflanzenreiche anzuwenden, wurde das kalte Wasser nicht sonderlich als Arznei beachtet. Kurz darauf kam der Gebrauch der Heilquellen mehr in Aufnahme und in der Anwendung derselben wurden vielfache Erfindungen und Verbesserungen gemacht. Besonders zeichnete sich hierin Italien aus. Savonarola (starb 1462) empfahl kalte Bäder beim Mutterblutsturz und kalte Augenbäder bei Augenschwäche; er heilte durch kalte Begießungen den Markgrafen Nikolaus von Este selbst vom Podagra. Paracelsus räth bei Wasserscheu kaltes Wasser als Getränk und zum Untertauchen an. Günther von Andernach (1487 bis 1574) rühmt in seinem Werkchen über Bäder, Begießungen der Haut mit gemeinem Wasser, um Aussonderungen zu befördern, Schlaf zu erzeugen und Trockenheit zu lindern, ja er klagt über die Vernachlässigung der Bäder, und warnt vor dem Kopf, Magen und Leber gefährdenden Sturzbade. Auch ein Nichtarzt, Heinrich Rantzau lobt Baden und Kopfbegießungen sehr.

Eine ausgebreitetere Anwendung fand das kalte Wasser am Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders in England. In Palermo wüthete damals ein Wasserarzt Namens Todaro in Schrift und That. Furchtbare Wasserkuren brachten das Publikum auf seine Seite. Er ließ alle drei Stunden fünf Pfund Eiswasser trinken, und täglich nur das Gelbe von zwei bis vier Eiern essen, und gerade wenn seine unbedeckt gehaltenen Kranken vor Frost umkommen wollten, ihnen noch naßkalte Umschläge auf die Leber und Lenden machen, und doch strömten eine Unzahl Kranke zu ihm. Eben so auch in der Zeit nach ihm zu einem gewissen Sanchez aus Messina, der ihn noch übertraf. Dieser behauptete alles Heilbare mit Eis zu heilen und ward daher der „Eisdoktor" genannt. Er ließ den Kranken nackt auf ein aufgespanntes Betttuch legen, ihn bis an den Mund mit Schnee bedecken, und so lange schaukeln, bis er schwitzte. Dabei Eiswasser zum Getränke. Antonio Cocchi war indeß eigentlich derjenige, der seine Landsleute in Italien auf den Gebrauch der damals in England schon sehr üblichen kalten Bäder aufmerksam machte. In Deutschland hießen die Männer Wolfert in Kassel und Fick in Jena (1730), welche nach Ueberzeugung das Wasser empfahlen. Den französischen Aerzten bahnte eigentlich ein Betrüger Namens Barberau den Weg zur Wasserkur. Dieser verkaufte reines Wasser in wohl versiegelten Flaschen für hohe Preise unter dem Namen des ewigen Brunnen. Allein man ward dadurch auf das kalte Wasser als Heilmittel aufmerksam. Aber schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, wandte der oben (S. 267)

erwähnte Friedrich Hoffmann das kalte Wasser als Heilmittel vielfach an, wie er es auch als gesundheitsfördernd hochstellte. Unter seinen zahlreichen Schriften hat er diesem Gegenstande besondere Abhandlungen gewidmet.

Am entschiedensten aber traten im ganzen 18. Jahrhunderte Siegmund Hahn und sein Sohn Joh. Siegm. Hahn in Schweidtnitz als Wasserärzte hervor. Die glücklichen Kuren dieser beiden erwarben sich nicht nur den Beifall der Nichtärzte, sondern ermunterten auch verschiedene damalige Aerzte von Ruf sie nachzuahmen. Besonders war der preußische Leibarzt Theden ein großer Verehrer des einen Hahn und seiner Heilart. Im Jahre 1738 gab der jüngere Hahn eine Schrift: „Unterricht von der wunderbaren Heilkraft des frischen Wassers" heraus, die er seinem Vater zur 50jährigen Doktorjubelfeier widmete. Dieses Buch, welches in neuerer Zeit wieder viel Aufsehen erregt hat, enthält neben manchem Nützlichen auch vieles Unhaltbare. Vater und Sohn, welche wie aus ihren Schriften erhellt, nichts weniger als gediegene ärztliche Wissenschaft besessen zu haben scheinen, übertrieben den Gebrauch des Wassers durch zu allgemeine Anwendung fast bei jeder Krankheit. Hierdurch und durch grenzenloses Anrühmen desselben, mußten natürlich auch die Ansprüche an die Heilkraft des Wassers höher gesteigert werden, als es solche zu erfüllen vermochte; daher jene Aerzte einerseits selbst dazu beigetragen haben, die damals schon verbreitete Anwendung des kalten Wassers zu schmälern. Aehnlich schaden heutzutage die laienhaften Uebertreibungen der sonst mannichfach nützlichen Wirkung des Wassers mit Hintanstellung aller

andern ärztlichen Kunst. Auch erschien damals eine ausgezeichnete Schrift über das Kaltbaden von Ferro, der zuerst in Wien öffentliche Fußbäder anlegte und das Verdienst erwarb, dadurch Anstoß zu ähnlichen Anstalten in ganz Deutschland gegeben zu haben. Sehr große Aufmerksamkeit erregt des Engländers Wright's Anwendung des kalten Wassers. Dieser Schiffsarzt, welcher schon auf Barbadoes die Heilkraft des kalten Wassers mehrfach beobachtete und im Jahre 1777, als er von Jamaika nach England zurückging, auf dem Schiffe vom bösartigen Nervenfieber befallen ward, heilte sich selbst durch kalte Begießungen und wandte dies Verfahren nachher bei vielen andern fieberhaften Krankheiten mit Glück an. Sein 1786 in einer Londoner medizinischen Zeitschrift mitgetheilter Bericht, bewog den Arzt James Currie 1787, das Verfahren im Liverpooler Krankenhause gegen das daselbst ausgebrochene Nervenfieber anzuwenden. In Folge der dadurch erlangten Ergebnisse und mehrfacher anderer später, stellte Currie eine eigne Lehrweise auf, und gab zuerst geregelte Vorschriften zur Anwendung kalter Begießungen in hitzigen Nerven- und Faulfiebern, so wie bei verschiedenen andern Krankheiten. Zu diesem Behufe veröffentlichte er ein Werk, das in vielen Sprachen übersetzt ward und hoch verdient ist. Das darin geschilderte Verfahren verbreitete sich dann auch in dem Maße schnell, als die damals herrschenden Krankheiten dazu mehr Gelegenheit gaben. Nicht nur in England, sondern auch nach Deutschland, Italien und Frankreich verbreitete sich der Curriesche Gebrauch des Wassers. Wie nützlich aber auch diese Kurart war

und wie bald sie bekannt wurde, so fand sie doch verhältnißmäßig, zumals Anfangs, weniger allgemeine Theilnahme. Der erste deutsche Arzt, der Currie's Verfahren in England selbst kennen lernte, war Joseph Frank, welcher 1803 im Wiener Krankenhause mehrere Kranke auf ähnliche Weise behandelte. Auch ließ Hubertus in Wien Scharlach- und Masernkranke kalt waschen. Auch der edle Hufeland nahm großen Antheil an der Anwendung des kalten Wassers und sprach sich in seinen Schriften warm dafür aus.

So war das kalte Wasser seit Currie wieder mehr in Gebrauch gekommen, aber eine gewisse Scheu mancher Aerzte oder Vorurtheile mancher Kranken, ließen doch niemals eine allgemeinere Anwendung der Heilkraft dieses einfachen Mittels so herrschend werden, als in der neusten Zeit, wo, was bemerkenswerth scheint, besonders Nichtärzte an weit von einander entfernten Orten fast gleichzeitig jeder in seinem Kreise eine verschiedene Anwendung des Wassers als Heilmittel zu verbreiten suchten.

Vor Allen muß hier E. F. Ch. Oertel, Gymnasiallehrer in Bamberg, erwähnt werden. Zufällig kam er in den Besitz von Hahns Werk, lernte daraus die Heilkräfte des Wassers kennen, wurde sehr bald dafür begeistert und suchte durch seine unermüdete Schreibseligkeit eine größere Aufmerksamkeit auf dasselbe hinzulenken. Gesunden und Kranken das kalte Wasser anrathend, empfiehlt er es sogar übermäßig zu trinken, zum Waschen, Reiben, Einspritzen und nennt frisches Wasser, frische Luft und strenge Diät die drei Heroen (Helden) der Wasserheilkunde. In seinen Verordnungen, denen

er mitunter auch Glaubersalz, Kamillenthee und andere Arzneimittel beifügt, zeigen schon die auffallenden Fehlschlüsse und Verkehrtheiten sogleich den Mangel alles gründlichen Verstehens der wissenschaftlichen Heilkunst, wären auch nicht sonstige Beweise seiner Unwissenheit vom Kranksein, von der Erkenntniß der Krankheit, von der Chemie u. s. w. vorhanden. Seine langweiligen, an Wiederholungen und Unsinn überreichen Schriften, Bearbeitungen und Uebersetzungen bieten dem Sachkundigen weder Neues noch Lehrreiches, sind aber für den Nichtarzt irreleitend. Trotz dem hat Oertel durch sein Geschrei: Wasser! Wasser! zur Aufnahme der Wasserheilkunde in neuester Zeit, durch Einwirkung auf einen gewissen, und zwar sehr großen Kreis des Publikums, viel beigetragen.

Als ungleich bedeutender wie alle bisher durch den Kaltwassergebrauch bekannt gewordenen Nichtärzte müssen wir einen schlichten Landmann im östreichischen Schlesien betrachten, gleichsam vom Geschicke auserkohren, das kalte Wasser hinsichtlich seiner heilkräftigen Wirkung aufs Glänzendste emporzuheben. Wir meinen **Vinzenz Prießnitz**, geboren 1798 in seines Vaters Bauernhäuschen auf dem Gräfenberg nahe dem Städtchen Freiwaldau. Seine Erziehung war die eines gewöhnlichen Bauernknaben, so daß er noch heute nicht ordentlich lesen und fast gar nicht schreiben kann. Für die Ackerwirthschaft seines Vaters bestimmt, zeigte sich bei ihm schon im frühesten Alter Theilnahme für Behandlung krankhafter Zufälle. Keine ihm dargebotene Gelegenheit, die heilsame Wirkung des kalten Wassers kennen zu lernen, ließ er gleichgültig vorübergehen. Be-

sonders aber wurde er auf das Wasser dadurch aufmerksam, daß ein Mann aus dem benachbarten Orte Ludwigsthal, welcher von Zeit zu Zeit in dem Prießnitzischen Hause einkehrte, verschiedene kleine Verletzungen durch kaltes Waschen und Umwickeln des verletzten Theils mit einem in Wasser getauchten Lappen zu heilen pflegte. Prießnitz ahmte diese Heilweise bei geringen Verwundungen an sich und Andern nach, als jener Mann, durch sein Alter gehindert war, ferner nach Gräfenberg zu kommen. In seinem siebenzehnten Jahre hatte Prießnitz das Unglück, daß ihn ein mit Heu beladener Wagen überfuhr, und ihm eine bedeutende Quetschung (nach seiner Angabe den Bruch zweier Rippen) verursachte. Als ihm die von dem hinzugerufenen Wundarzte hiergegen verordneten Mittel nicht zusagten, ließ er bei strenger Diät, Wassertrinken und ruhiger Lage, sich in Kaltwasser getauchte Handtücher über die leidende Gegend legen und diese Umschläge oft erneuern. Bei der hierdurch fast augenblicklich eingetretenen Linderung der Schmerzen und fortschreitenden Besserung konnte er schon nach zehn Tagen wieder ausgehen und nach einem Jahre (ein allerdings langer Termin!) — wie er selbst sagt — alle Beschäftigungen wie zuvor verrichten.

Diese Kur erweckte bei Prießnitz selbst, und in seiner nächsten Umgebung und Nachbarschaft größeres Vertrauen zur Heilkraft des Wassers. Kein Wunder daher, daß seit jenem Ereignisse, das als ein förmlicher Wendepunkt in Prießnitz's Lebensgeschichte und Heilverfahren betrachtet werden kann, sich Landleute aus der nahen Nachbarschaft hin und wieder bei verschiedenen Unfällen Raths bei ihm

erholten. Der junge Prießnitz, der seine Felder bestellte, mit eigner Hand ackerte und pflügte, war zum „Kuriren" immer bereit, nicht nur in seiner Wohnung, sondern er besuchte auch Kranke in den nächsten Ortschaften. Sein Verfahren war jedoch damals noch sehr einfach und bestand nur in Anempfehlung von Wassertrinken, von nassen Umschlägen und kaltem Waschen.

Letzteres verrichtete er häufig selbst mittelst eines Waschschwammes, den er eingewickelt gewöhnlich bei sich trug. Meistens soll er hierbei einige unverständliche Worte hingemurmelt und geheimnißvolle Zeichen mit den Fingern gemacht haben, wovon jedoch später kaum eine Spur in seinen Kuren zu merken war und ist. Nach und nach fanden sich auch gebildete Leute in Gräfenberg ein, um kaltes Wasser in einfacher Form gegen ihre Uebel anzuwenden. Aber erst im Jahre 1827 fand sich der eine und der andere Kranke bewogen, der Kur wegen einige Tage oder Wochen in Gräfenberg zu bleiben. Wie sich aber die Zahl solcher Gäste, die später länger, ja Jahrelang blieben, vermehrte, mag daraus hervorgehen, daß im Jahre 1829 die Zahl derselben 40, im Jahre 1839 aber schon 1544 wirklich Kranke betrug — eine Zahl, die später noch weit überschritten ward. — Wie einfach dies Verfahren Anfangs erschien, so entwickelten sich daraus, doch erst nach und nach, die verschiedenen vielfachen Anwendungsarten, das Geregelte und Planmäßige, womit nunmehr die Prießnitzische Heilweise sich hervorstellt.

Ist hiernach Prießnitz der Gründer eines eignen Verfahrens, so ist er aber doch keineswegs als Erfinder

desselben zu betrachten. Eine unterm 16. August 1838 in der Augsb. Allgemeinen Zeitung von den Aerzten Weigersheim, Brunner, Wagner und Possewitz unterzeichnete Mittheilung giebt u. a. schon ein näheres hierüber an. Wenn die reine Bergluft und das reine kalte Wasser Gräfenbergs die Haupterfordernisse zu den dortigen Kuren darboten, so ist doch unverkennbar, daß Prießnitz durch angebornes Talent und gesunden Verstand alle ihm gewordenen Gelegenheiten und Umstände zu benutzen wußte, sein Verfahren zu vervollkommnen und seinen Kuren den Ruhm zu verschaffen, wodurch er selbst sich einen so seltenen, fast über alle Länder verbreiteten Ruf gründete. — Fest steht auch, daß einem großen Theile seiner Kurgäste das Meiste in der Vervollständigung seines Verfahrens zuzuschreiben ist. So entstand aus dem Waschen das Baden einzelner Theile und des ganzen Wassers in Wannen; aus den Umschlägen über einzelne leidende Stellen das Einschlagen des ganzen Körpers in naßkalte Leintücher. Gäste, die das russische Dampfbad kannten, versuchten bei ihren Leiden vor dem Waschen mehr oder weniger zu schwitzen. Einige ließen zu diesem Zwecke sich in wollene Decken einhüllen. Späterhin fand man sich ermuthigt, mit dem Schweiße in die kalte Wanne zu treten, und sogar darin unterzutauchen. Andere, welche auf den waldbewachsenen Bergen kalte Quellen fanden, versuchten mittelst daran angebrachter Rinnen einen fallenden Wasserstrahl zu bilden und diesem ihren nackten Körper auszusetzen. Durch

günstige Folgen dieses Unternehmens entstanden die nachher so wirksamen natürlichen Douchen.

Das Schwitzen und Baden veranlaßte eine bedeutende Thätigkeit in der Haut und bekam den Kranken um so besser, als ihnen zugleich, schon aus Mangel einer bessern, nur eine sehr einfache ländliche Nahrung, welche der kleine Ort darbot, gereicht wurde. Einen gleichzeitig wesentlich günstigen Einfluß auf das Gelingen so mancher wunderbaren Heilung übten der Aufenthalt und die viele Bewegung in freier Luft, wozu nicht nur die malerische Lage der Umgebung Gräfenbergs einlud, sondern auch das dürftige Obdach aufforderte. Meistens waren es Heuböden, Ställe, leichte Breterverschläge, in denen die Kranken Unterkommen fanden. Erst 1827 errichtete Prießnitz ein großes Breterhaus zur Aufnahme für Fremde, und da dies nicht hinreichte, später mehrere Gebäude; aber die Menge der Hülfesuchenden nahm so zu, daß noch im Jahre 1837 und 1838 sogar fürstliche Personen sich mit dürftigen Wohnungen begnügen mußten. Erst 1838 baute er ein sehr großes massives Logirhaus, welches durch das hiebei stattgehabte Unglück eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Als nämlich fast das gauze Gemäuer dieses Gebäudes fertig war, stürzte dasselbe im Mai 1838 ein und verschüttete 21 Arbeiter, von denen 4 todt hervorgezogen wurden, während die andern mehr oder minder erheblich beschädigt waren. Prießnitz selbst, den die Vorsehung schon häufig aus augenscheinlicher Lebensgefahr gerettet, befand sich zehn Minuten vor dem Einsturze auf dem innern Gerüste des Baues. Nur der

Zufall, daß der anwesende Arzt Weigersheim aus Berlin ihn herunterrufen ließ, um etwas zu fragen, rettete ihm wohl das Leben.

Die sonst bei Kranken so häufig verabsäumte, und doch so nützliche Bewegung, deren wir vorhin erwähnten, konnte hier um so eher erreicht werden, als meistens mit veralteten Erkrankungen Behaftete Gräfenberg aufsuchten. Ueberhaupt weiß man wenig Bestimmtes über Prießnitz's Kuren bei schnell verlaufenden, hitzigen Krankheiten, wenn man von vorkommenden fieberhaften Zufällen, während der Kur selbst, die dort zu oft als das Leiden entscheidende Wendepunkte (Krisen) betrachtet werden, absieht. Ob Prießnitz wirklich hitzige Hautkrankheiten, wie angegeben wird, behandelt hat, mag unentschieden bleiben; langsam verlaufende Hautleiden wurden in großer Anzahl behandelt, wenn auch Flechten selten oder doch nur nach langer Zeit erst heilten und die daran Leidenden, so wie manche Andere eignen Versuchen mit der dortigen Kur überlassen blieben. Aber eben bei jener Freiheit, die Prießnitz, zumal in frühern Jahren, seinen Kranken ließ, lernte er von ihren Fehlern, was zu meiden und aus ihren glücklichen Versuchen, was nützlich sei, und wußte von Allem das Beste zu behalten und es in den vorkommenden Fällen passend anzuwenden. Daß hiebei die in großer Anzahl ihm vorgekommenen, sehr wichtigen Krankheiten in den mannichfachsten Formen und der Zuspruch verschiedener Aerzte, mit denen er sich Anfangs weit

mehr als jetzt unterhielt, sehr lehrreich wurden, ist leicht zu begreifen.

Dies Alles trug wohl auch dazu bei, daß Prießnitz im Laufe der Zeit manches, z. B. jene früher von ihm angewandten geheimnißvollen Zeichen und Wortmurmeln unterließ, auch seit 1828 das früher fast allein oder doch sehr vorherrschend angewandte kalte Waschen mehr einschränkte, Anderes abänderte. So mußten allgemach die meisten Kranken schwitzen, und mit dem Schweiße ins kalte Bad gehen. Vielen wurde die Douche verordnet, welcher man sich jedoch niemals mit schwitzendem Körper aussetzt. Einfache Nahrung nnd häufige Bewegung wurden mit zur Regel für die Kur erhoben. So entstand nun allmählich jenes weltberühmte Verfahren. Es zeichnet sich jetzt hauptsächlich durch seine eigenthümliche Schweißerregung und die verschiedene äußere Anwendung des kalten Wassers aus. Zum gewöhnlichen Getränk dient nur frisches Wasser. Neben möglichst vieler Bewegung in freier Luft, ist die Lebensweise, wie bemerkt, sehr einfach, aber nahrhaft. Kaffee, Thee, Wein und alle geistigen Flüssigkeiten sind ganz verboten. Das Frühstück und Abendessen besteht meistens nur aus kalter ungekochter Milch und Butterbrod. Daß man bei diesem Verfahren den schwitzenden Körper einem Wannenbade von 6 bis 8 Grad R., ohne je einen Nachtheil davon wahrgenommen zu haben, aussetzt, ist neu und Prießnitz's Eigenthum.

In einer von dem Arzte Ehrenberg 1840 verfaßten Schrift über die Gräfenberger Wasserkuren, ist schon das Endergebniß zu finden, daß die ausgedehntere

Wasseranwendung an sich zwar ein nicht zu ermessendes kräftiges Belebungs- und Umstimmungsmittel in mancherlei krankhaften Zuständen des Körpers unter den Augen eines vorsichtigen und gewissenhaften Arztes zu werden verspreche, daß aber durch die unbesonnene, willkührliche und tollkühne Art und Weise, wie sie unter Prießnitz's Leitung in Gräfenberg gehandhabt wird, ihre heilsame Kraft nicht nur geschmälert, sondern nicht selten auch zum Verderben des Kranken gemißbraucht werde. Es stehe daher zu erwarten, daß wenn einst besonnene Ueberlegung und ruhige Beurtheilung an die Stelle der blinden Begeisterung der Gegenwart getreten sein werde, Prießnitz's und Gräfenbergs Ruhm zwar großen Verlust erleiden, der wahre Werth der Wasserkur aber eine ihr gebührende Anerkennung finden werde.

Fragt man nun, wie es möglich war, daß trotzdem der Gräfenberger Wasserheilanstalt ein so unbegrenzter sein konnte, so antwortet Ehrenberg, daß Prießnitz keineswegs der einfache, schlichte, treuherzige Mann ist, für den er so gern unter seinen Gästen gehalten sein will. Er ist allerdings, trotz seines Mangels an wissenschaftlicher Bildung, jedenfalls ein Mann von gesundem Menschenverstande, guter Beobachtungsgabe, schlauem Berechnungsgeiste, und es ist nur Zweierlei zu bedauern: einmal, daß er nicht unter Verhältnissen geboren ward, welche, seiner geistigen Ausbildung günstiger, ihn vielleicht eine Zierde der Wissenschaft, einen wahren Wohlthäter der Menschheit hätten werden lassen; sodann aber, daß er es vorzieht, jene Naturanlagen zu so selbstischen

Zwecken, zur Täuschung des mit gläubigem Vertrauen ihm entgegenkommenden Publikums um eignen Vortheils willen zu verwenden. Prießnitz hat es von jeher trefflich verstanden, der Bildungsstufe und dem Grade von Vertrauen, den er bei seinem Publikum fand, seine Handlungsweise sowohl in seinem persönlichen Auftreten als in seinen ärztlichen Verordnungen anzupassen. So hat er es in den ersten Zeiten seines Wirkens, wo er fast nur mit Leuten seines Standes in Berührung kam, nicht verschmäht, durch allerlei Hokus Pokus den Glauben an die Wunderkraft seiner Heilweise zu verstärken. So hüllt er noch jetzt seine Antworten und Aussprüche in ein geheimnißvolles, zweideutiges Dunkel, brüstet sich bei den Starkgläubigen mit der Fabel von der nassen Haut, die ihm den Schlüssel zur Erkennung aller Krankheiten gebe, durch beliebige Abänderungen in der begonnenen Kur, durch bestimmte Verheißungen baldiger Krisen, durch anscheinende Genauigkeit in seinen Verordnungen (z. B. ob der Kranke 10 Glas Wasser oder 12 trinken, ob er 4 volle Stunden oder eine halbe Stunde kürzer oder länger schwitzen müsse u. s. w.), und weiß selbst bei ungünstigem Ausgange der Kur durch allerlei Scheingründe die Ehre seines Verfahrens zu retten. Bei Mindergläubigen und Zweiflern dagegen weiß er geschickt die Saiten herabzustimmen, und weit entfernt, streng auf Befolgung seiner Verordnungen, auf den ersten Besuch im Bade z. B. zu dringen, überläßt er sie mehr oder minder ihrem guten Glücke, so daß auch diese bei einem nach Gutdünken erwählten Verfahren das Heil der Wasserkur an sich erproben. Drohen aber dergleichen

Personen durch allzu starke Zweifel an seiner Untrüglichkeit, oder gar durch öffentlich ausgesprochenes Mißtrauen in seine Fähigkeiten den Ruhm seiner Anstalt zu gefährden, so ist ein unerbittliches Wegweisen der Abgefallenen vom Gräfenberge die unausbleibliche Folge. Ganz besonders vorsichtig erscheint Prießnitz in der Auswahl der aufzunehmenden Kranken, und ein großer Theil derselben würde die oft mit unbeschreiblichen Mühsalen verknüpfte Reise nach Gräfenberg ganz umsonst unternommen haben, wenn diese nicht in dem nahen Freiwaldau an Weiß einen Mann gefunden hätten, der zwar weniger Ansprüche macht, aber mit mehr Besonnenheit und Offenheit handelt, und oft da noch Hülfe schafft, wo Prießnitz sich keine zu versprechen für gut fand. Wenn nun auch ein solches Abweisen der Kranken an sich Prießnitz keineswegs zum Tadel gereichen könnte, falls es sich nur auf ein sicheres Erkennen der Krankheit und ihre Unheilbarkeit durch die Wasserkur gründete, so scheinen uns doch mehr eigennützige Zwecke dabei vorzuherrschen. Denn Prießnitz weiß recht wohl den Werth seiner Heilweise zu schätzen und zeigt sich daher besonders bereitwillig solche Kranke aufzunehmen, wo eine „glänzende, Aufsehen machende Kur" zu erwarten steht. Erscheint jedoch ein alter reicher, wenn auch am Körper heruntergekommener Herr, der neben einer vollen Börse einen guten Theil Glauben und Verehrung für den Wundermann mitbringt, so findet sich doch noch ein Plätzchen auf dem sonst „überfüllten" Gräfenberge.

Erscheint uns nun nach dieser flüchtigen Schilderung Prießnitz gerade nicht in einem so glänzenden Lichte als

womit ihn seine Verehrer gern umgeben, so bleibt es für uns auf der andern Seite ein schwer lösbares Räthsel, wie ein größtentheils gebildetes Publikum trotzdem in seinem Urtheile so befangen sein könne, daß es nicht derartige Kunstgriffe durchschauen und gebührend würdigen sollte. Allein jeder Arzt hat wohl schon die Erfahrung gemacht, daß nirgends das alte Sprichwort: die Welt will betrogen sein, mehr seine Anwendung findet, als gerade bei dem leidenden Theile der Menschheit, daß aber auch die Kraft der Einbildung und eines festen Glaubens sich nirgends herrlicher bewährt, als in dem Genesung hoffenden Gemüthe des Kranken. Auch ist in der That bei einem großen Theile des Publikums der Glaube an Prießnitz's Unfehlbarkeit stark erschüttert und Viele haben die Sache von der Person zu unterscheiden gelernt. Bereits ist die Wasserheilkunde tüchtigern Händen anvertraut, die mit ärztlichem Wissen abwägen, wie und ob zum Ziele damit zu gelangen sei. Der Wahn ist gefallen, daß das Wasser ein Mittel für Alles, ein Universalmittel sei, denn ein solches wird nun und nimmer schlechterdings nicht aufgefunden werden! Wir unterlassen es die seit einer Reihe von Jahren anderwärts errichteten trefflichen Kaltwasserheilanstalten hier namhaft zu machen, da fast ein Jeder davon gehört haben wird. Genug, wenn der Leser aus den obigen Mittheilungen ersieht, daß das Wasser schon seit uralten Zeiten als Heilmittel benutzt und daß es heutzutage nach vielem Lärm von der wahren Heilkunst richtig gewürdigt und in die gebührende Stelle gebracht worden ist. —

Es wird wohl nicht überraschen, wenn wir von dem Wasser auf die Branntweinpest und auf die Mäßigkeitsvereine kommen. Schon etwa um das Jahr 1000 christlicher Zeitrechnung wurde der Branntwein von arabischen Aerzten erfunden, in ihrer Sprache Alkohol genannt, anfänglich aus Zucker, dann aus Waizen verfertigt und als Arznei angewendet. In letzterer Gestalt erscheint er bereits im 13. Jahrhunderte in Deutschland. Laut einer im Archive des Domkapitels zu Trier befindlichen Aufzeichnung eines alten Geschichtsschreibers ohne Datum und Jahreszahl wurde Alkohol bei der Behandlung des Beinbruches eines edlen Herrn als Heilmittel angewendet. Neben vielen andern Uebeln brachte der dreißigjährige Krieg auch den Genuß des Branntweins als vermeintlich stärkenden Nahrungsmittels, und schon damals, in dem wüsten Treiben jener heillosen Zeit begann derselbe seine Rolle für Rohheit und Entsittlichung. Diese nahmen zu im siebenjährigen Kriege und erreichten ein schreckliches Uebermaß in den letzten Napoleonischen oder Völkerkriegen. Es brach die Branntweinpest herein. Sie ergriff ganze Familien und das Laster der Trunksucht malte sich schon in dem unschuldigen Kinde an der Mutterbrust ab. Aber auch der Wein, und viel früher schon, richtete manches Unglück an, weshalb denn bereits in ferner Vorzeit wackere Menschenfreunde dringende Veranlassung fanden, gegen Unmäßigkeit im Trinken sich zu verbinden. Schon im entferntesten Alterthume betrachtete man die Mäßigkeit als das sicherste Mittel zur Begründung des wahren menschlichen Glückes, weil man

sich dadurch vor Allem die Gesundheit, das erste Gut des Lebens, sichere, und dann noch vor allem dem Unheil sich bewahre, welches durch Schwatzhaftigkeit, Verläumdung, ungezügelte Leidenschaften, Verschwendung und so vielen andern verderblichen Folgen der Völlerei, herbeigeführt wird. Deßhalb auch vergötterten schon die Griechen die Mäßigkeit unter dem Namen Sophrosine; sie versinnlichten dadurch den Inbegriff aller dem Menschen und Bürger ziemenden Tugenden. Nach ihrem Beispiele machte die christliche Kirche die Mäßigkeit zu einer Haupttugend. Da einzelne von dieser Tugend beseelte Männer nichts auszurichten vermochten, so traten sie wie schon gesagt in eine gemeinschaftliche Verbindung zusammen. Der früheste Verein gegen die tiefste Erniedrigung des Menschen, gegen die Trunksucht, von welcher die Geschichtsschreiber Kunde geben, bestand in Oesterreich. Kaiser Friedrich der zweite und sein Sohn Maximilian der zweite waren Mitglieder einer Mäßigkeitsgesellschaft, „welche große Herren und Potentaten mit ihrer Einvergliederung beglänzt hatten,“ wie Fugger erzählt. Nach Valvasor, einem Schriftsteller, trugen beide Kaiser das Zeichen dieses Ordens bei den größten Festlichkeiten als ein besonderes Zierrath und theuerstes Kleinod. Das Zeichen war durch güldene mit schönen Blümlein gezierte und kettenweise ihnen am Halse hangenden Kannen ausgebildet, daran unten ein Marienbild haftete, und alles mit Edelsteinen zierlichst besetzt war. Der muthmaßlich früheste Kämpfer für Mäßigkeit und Stifter des sogenannten Christophordens war Siegmund von Dietrichstein. (Sein Geburts- und Todestag ist

nicht bekannt, und also ein Verlust für die Zweckesser.) Auf seine Veranlassung vereinigten sich mehrere hochansehnliche Personen des Herren- und Ritterstandes der Fürstenthümer Steier, Kärnthen und Krain im Jahre 1517, unter einander einen neuen Orden einzuführen, „Gott und der Mäßigkeit zu Ehren, daß dadurch bei den abscheulichen Lastern des gotteslästerlichen Fluchens und unmäßigen Zutrinkens ein Abbruch geschehe." Für die Uebertretung der Verbote des Fluchens und unmäßigen Trinkens wurden Geldstrafen festgesetzt von drei Pfennigen bis zu einem Gulden rheinisch; auch mußten die Herren für ihre Knechte haften. Genannter Dietrichstein war der erste Großmeister des Ordens, welcher jedoch nicht lange bestand, indem sich die Mitglieder bald gegenseitig ihrer Gelübde entbanden. Im Mittelalter und bis zum achtzehnten Jahrhunderte scheinen die deutschen Regierungen wenig gegen die herrschende Völlerei eingeschritten zu sein. Im Jahre 1718 erließen jedoch Friedrich Wilhelm **I.** von Preußen, 1736 Georg **II.** von Hannover und 1796 die chursächsische Regierung kräftige Edikte gegen Saufgelage und Trunkenbolde. Fast zu gleicher Zeit bemühten sich Gelehrte, besonders Aerzte, in Schrift und Wort auf die Schädlichkeit des Branntweins aufmerksam zu machen, so namentlich Boerhave im Jahre 1719, der Schwede Linné 1771, Hufeland 1798. Erst die neuere Zeit greift gegen die Branntweinpest ernsthafter zu den Waffen. Im Buche der Geschichte dieses Kampfes werden die bedeutungsschweren Worte des edlen, menschenfreundlichen Königs von Preußen: „Ich will es für eine der größten Segnungen meiner Regierung ansehen,

wenn das Branntweinsteuer-Einkommen auf Null reduzirt wird," mit ewig leuchtender Schrift glänzen. Außerhalb Deutschland ist wahrscheinlich das älteste gegen den Trunk vorhandene bekannte Dokument (Schriftstück), in dem übrigens in dieser Beziehung mäßigen Frankreich, eine Verordnung Heinrichs des Vierten für seine Hofleute vom 16. August 1608, worin er ihnen bei Strafe der Einsperrung und Entfernung vom Hoflager verbietet im Trinken sich zu übernehmen und ihre Kleidungsstücke zu verspielen. Ein frühestes Gesetz in Rußland gegen Trunksucht findet sich in einer Anweisung Peters des Ersten vom Jahre 1698 für seine Flottenoffiziere. Später wird dort nichts gegen dieses Laster geschehen sein; im Herbst 1813 erließ aber Alexander in einem Tagesbefehle für seine Armee die Ermahnung, sich des unmäßigen Genusses von Rum und Branntwein zu enthalten. Der Eifer der jungfräulichen Königin Elisabeth von England gegen Trinkgelage war sehr durchgreifend und findet sich in vielen strengen Verboten, die sie erlassen hat.

Um dem Uebermaße in geistigen Getränken zu begegnen, kam man zuerst in den nordamerikanischen Freistaaten, wo Ansiedler, wie Indianer, tief in das Laster des Trinkens geistiger Getränke im Uebermaße verfallen waren und wo der Geist der Vereinigung fast zuerst sich bemerklich machte, auf den Gedanken, diesem Uebel Vereine entgegenzustellen. Der erste trat 1803 zu Boston hervor unter dem Namen: Gesellschaft von Massachusetts zur Unterdrückung der Unmäßigkeit; nach ihm bildeten sich immer mehrere und endlich 1826 der allgemeine amerikanische. Dieser wollte den Branntwein ganz ab-

geschafft wissen und setzte es sich zur Aufgabe, das Volk über dessen Schädlichkeit aufzuklären und ihm an die Stelle des Branntweins ein andres wohlfeiles Getränk zu verschaffen. Seine Wirksamkeit ist sehr segenreich geworden und man hat in Europa sehr bald nach seinem Muster Vereine gegründet, theils solche, die den Branntwein ganz abgeschafft wissen, theils solche, die nur dessen unmäßigen Genuß steuern wollten. In Irland und England wirkt seit 1841 besonders **Pater Mathew** eifrig, der im Sommer 1843 auch in London von Hunderttausenden das Mäßigkeitsgelübde empfangen hat und noch empfängt und den Gelobenden zum Zeichen ihrer Aufnahme eine kleine Medaille giebt. Seine Anhänger nennen sich „Theetotallers" d. h. stets und überall Theetrinkende, weil sie statt des Branntweins nur Thee genießen. Da es aber nicht an Aposteln der Mäßigkeit fehlte, welche die Sache auf die Spitze stellten und gar nichts genießen lassen wollen, als Milch und Wasser, sogar beim Abendmahl keinen Wein nahmen, so hat es denn auch nicht an thätlichem Widerspruch gegen die Mäßigkeitsvereine gefehlt, unter denen der Hamburger Matrosentumult 1841, bei welchem das Lokal des Museums gestürmt und das Innere desselben zerstört wurde, bekannt geworden ist. Im Ganzen ist die Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine auf dem europäischen Festlande noch nicht bedeutend und erstreckt sich selten über die größern Städte (Schweden ausgenommen), was seinen Grund wohl darin hat, daß die Mäßigkeitsvereine den Leuten kein Getränk bieten können, das ihnen den Branntwein ersetzt. Von Mecklenburg sind 1843 Gesetze gegeben

worden, welche die Mäßigkeitssache unterstützen und dem Uebermaße des Branntweins entgegenarbeiten sollen: daß z. B. Branntweinschulden für gesetzlich ungültig erklärt werden, daß die Polizei gegen erwiesene Trunkenbolde einschreitet u. dergl. m. In der Schweiz und in der Mark Brandenburg haben besonders H. Zschokke und der Professor Kranichfeld für die Mäßigkeit gewirkt und in fast allen größern Städten, besonders Norddeutschlands, sind die Mäßigkeitsvereine von den Regierungen und Fürsten begünstigt, so in Hamburg, Lübeck, Bremen, Hannover, Braunschweig, Berlin, Dresden.

Diese seit einigen Jahren neu entstandenen Mäßigkeitsvereine wollen nun auch namentlich die Alkoholvergiftung mit allerlei Folgerungen hervorheben und der Beobachtung der großen Masse auf eine eben so anschauliche als eindringliche Weise darstellen. Ein solches Verfahren scheint um so unzureichender, da gerade in den Ländern, wo die meisten Mäßigkeitsvereine bestehen, der Gebrauch geistiger Getränke, statt sich zu vermindern, vielmehr von Jahr zu Jahr sich vermehrt. So ergiebt sich aus einer amtlichen Uebersicht, daß in Großbritannien und Irland die Menge des verbrauchten Branntweins 1817 sich auf 9,200,000 Gallonen, 1827 auf 18,200,009 und 1836 auf 26,745,000 Gallonen belief, während doch die Bevölkerung in dreißig Jahren nur um 33 Prozent gestiegen ist. Verhältnißmäßig ist der Verbrauch in London am größten und wird dort am meisten übersehen, d. h. nicht beachtet. So giebt es denn Branntweinläden, auf deren Schildern zu lesen ist, daß man für sechs Pence unter ihrem Schutze sich toll

und voll trinken könne und daß für die, welche nicht mehr fortzukommen im Stande seien, im Keller ein Strohlager bereit gehalten werde. Was nützen Gesellschaften gänzlicher Enthaltsamkeit, die von einem ungeheuren Verbrauch von Kaffee, Thee und Butterbrod, mit einem Nachessen von gebratenen Aepfeln, fast durchgängig ihre Bestrebungen auf schwärmerische Ermahnungen, unbeachtet bleibende Predigten und auf beinahe eben so unnütze gedruckte Abhandlungen und Traktätlein beschränken? Man muß das Erz der Rohheit durch die Gluth des gemeinsamen Wirkens schmeidigen, um es mit Erfolg bearbeiten zu können. Man muß die Erziehung regeln, Schulkenntnisse verbreiten, dafür sorgen, daß der Arbeiter, der Handwerker, so viel verdient, um mit den Seinen nahrhaft leben zu können, damit er nicht sich versucht fühle, den innern Zwist durch den Rausch zu verdrängen, damit er wisse und kennen lerne, wozu er da ist und wie er weiter kommen kann. Für die ärmere Bevölkerung ist der Branntwein der Wein, welchen die Reichen trinken, und das Verlangen, den Genuß desselben gänzlich zu lassen, ist unmöglich zu erreichen und nebenbei ein Unsinn. Was soll der Holzhauer, der sich in das eisige Gras zum Frühstück niedersetzt und zähneklappernd sein Stück Schwarzbrod und schlechten Käse herausholt, denn zu seiner Erwärmung und Belebung anderes genießen, als ein Schnäpschen, das ihm nicht viel kostet. Wie soll der Soldat im Bivouak zurechte kommen? Soll er etwa eine Bierflasche mitschleppen, da er schon ohnehin stark genug mit Gepäck belastet ist? Anderer Verhältnisse und Beispiele

gar nicht zu gedenken. Enthaltsamkeitsvereine können daher nie Glück machen, wohl aber Verbindungen, die zur Mäßigkeit verpflichten und diese zu verbreiten suchen. Nicht allein gegen die Unmäßigkeit im Branntweine sondern auch gegen die im Weine und Biere müssen die Waffen gerichtet werden. Ein Trunkenbold, der zur Befriedigung seiner Leidenschaft für Champagner Summen vergeudet, mit denen er seinen darbenden Mitmenschen helfen, vielleicht ihr zeitliches Glück begründen könnte, ist verächtlicher als der Arme, welcher auf dem Boden der Branntweinflasche Vergessenheit seines unverschuldeten Unglücks sucht.

Obschon der Leser in den vorliegenden Blättern manche nützliche und wahrhafte Leistung der wahren Heilkunst und manchen großen und wirklich unsterblichen Arzt kennen gelernt haben wird, so mag ihn doch oft, bei den gar vielen Schilderungen des Wahnes, der Marktschreierei, der Lächerlichkeiten und der Schwäche, welche neben der nur langsam und leise dahin wandelnden vernünftigen Heilkunst, einhergingen, nahe daran gewesen sein, an die unerschütterliche Fähigkeit und Brauchbarkeit der ärztlichen Kunst in allen Leibesnöthen zu zweifeln, wenigstens wird ihn oft ein Gefühl des Unmuths und der Trostlosigkeit beschlichen haben. Wir finden dies auch ganz natürlich und wir beeilen uns ihm einigen Ersatz

zu geben, indem wir ihm in möglichster Kürze noch einige unbestreitbare Glanzpunkte auf dem Gebiete der wirklichen Heilkunst vorführen werden. So wird und mag er einsehen, daß das, was Wissenschaft und Natur zusammen und im Einklange erbauen und fördern, stets nützlich, ermuthigend und unvergänglich sein werde.

Der Geist der einfachen Naturforschung, welcher ein Grundzug der Wiener Schule war, die wir S. 281 kennen gelernt haben, führte schon im Jahre 1754 einen verdienstvollen Arzt Namens L. Auenbrugger auf den Versuch, die Erkenntniß der Brustkrankheiten durch das Anschlagen der Brust genauer zu ermitteln. Er dachte sich nämlich, wenn Wasser oder sonst eine Flüssigkeit in der Brust sei, so müsse doch bei jenem Anschlagen ein anderer Ton zu hören sein, als wenn Luft oder sonst etwas sich darin befinde. Er beschäftigte sich damit sieben volle Jahre, ehe er mit seiner gediegenen Schrift hervortrat, und glaubte dann seine Untersuchungsweise für eben so werthvoll erklären zu dürfen, als die Erforschung des Pulses und des Athems. Allein weder in Oesterreich, noch in Deutschland widmete man Auenbruggers Entdeckung die gebührende Aufmerksamkeit und so blieb sie nahe an 50 Jahre fast unbeachtet, bis sie der Leibarzt Napoleons, Corvisart, nach Paris überpflanzte, von wo aus sie den Deutschen erst wieder wichtig erscheinen mußte. Diese Hülfskunst sowohl, welche man Percussion (Anschlagen) nennt, als auch das Horchen (die Auskultazion), d. h. die Er-

forschung der in den verschiedenen Körpertheilen vorkommenden Geräusche mit dem bloßen oder auch mit einem rohrartigen Instrumente, dem Stethoskope, welche von dem weltberühmten französischen Arzte Laennec etwa 1810 erfunden worden ist, wurden nun immer weiter ausgebildet und vervollkommnet, und sie werden jetzt fast bei jeder Krankheit der Kopf-, Brust- und Unterleibshöhle und zwar mit dem größesten Nutzen in Anwendung gebracht. Auch in der Wundarzneikunst werden sie, z. B. zur Erforschung von Blasensteinen, bei Beinbrüchen u. s. w. zu Hülfe genommen.

Was die Wundarzneikunst betrifft, so hat diese in unserm Jahrhunderte einen hohen Grad von Sicherheit und Vollkommenheit erreicht, sie hat so zu sagen, unsterbliche Siege gefeiert und es ist ihr in vieler Hinsicht gelungen, Blutvergießungen zu unterlassen, ohne Blut die schrecklichsten, oft angebornen, Gebrechen und Verunstaltungen auf immer zu beseitigen. Wir erinnern hier an die Heilung des Schielens, des Klumpfußes und vieler Verkrümmungen, an die Zertrümmerung des Steines in der Harnblase mit zangenartigen Quetschwerkzeugen, welche in die Blase eingebracht werden, und wobei nicht geschnitten noch Blut vergossen wird. Ferner hat es die Wundarzneikunst sogar so weit gebracht, daß sie verlorne Körpertheile wieder zu ersetzen vermag; sie bildet neue Nasen, ein neues Kinn, neue Lippen u. s. w. Und an allen diesen so wichtigen und den menschlichen Geist hochehrenden Errungenschaften haben meistens deutsche Wundärzte den größten, wo nicht den einzigen

Antheil. Auch verliert sich mit jedem Tage mehr und mehr der schädliche Gebrauch, daß Bader und Barbiere wundärztliche Hülfe leisten und von allen Seiten streben die Regierungen dahin, diesem dem Mittelalter entstammenden Unfuge ein Ende zu machen. —

Es ist ein Verdienst der neuern Zeit, das kranke Seelenleben mit größerer Sorgfalt und mit Menschlichkeit erforscht zu haben. Die nächste Folge davon war, ein besseres Schicksal, eine rücksichtsvollere Behandlung jener Unglücklichen, welche des Lichtes der Vernunft beraubt, in frühern Zeiten der Verachtung, nicht selten wahrer Mißhandlung Preis gegeben waren; eine weitere Folge, die, daß es der ärztlichen Kunst im Ganzen jetzt gewiß weit häufiger gelingt, solche Unglückliche wieder herzustellen und damit dem menschlichen Leben wieder zu geben. Wenn wir anerkennen müssen, daß Franzosen und Engländer uns hierin mit gutem Beispiele vorangegangen sind, so können wir Deutsche uns rühmen, in neuerer Zeit nicht zurückgeblieben, sondern vielmehr vorangeeilt zu sein.

Aber noch ein sehr hochzustellendes Ziel scheint die Heilkunst, sie, deren Hauptberuf es ist, Leiden zu verscheuchen und Schmerzen zu lindern, in unserer Zeit zu erreichen: nämlich ohne Schmerzen Operationen vornehmen zu können. Diese Entdeckung wurde in den letzten Monaten des Jahres 1846 in Boston in Nordamerika gemacht, und zwar von dem Doktor Jackson und dem geschickten Zahnarzte Morton. Sie ließen Schwefeläther einathmen, worauf ein berauschter, unbewußter,

empfindungsloser Zustand eintrat, während welcher man Zähne auszog, später Beine abnahm und viele andere Operationen, ohne daß die Kranken davon etwas wußten noch empfanden, verrichtet. Es wird ein Jeder aus den Zeitungen schon ein Mehreres und Näheres darüber gelesen haben, und so brauchen wir wohl weiter nichts hiervon mitzutheilen. Indessen sind doch die Wirkungen des Schwefeläthers nicht genau abzumessen und bei Leuten, welche Brustkrank sind, bei denen das Blut leicht nach Kopf und Lunge steigt, die Neigung zu Schlagflüssen oder ohnehin ein tiefes inneres Leiden haben, so wie auch für die ärztlichen Personen, welche das Einathmen besorgen, nicht ohne Gefahren, ja kann das Leben bedrohen. Aber da scheint aufs Neue deutscher Fleiß und deutscher Geist ein schönes Verbesserungsmittel aufgefunden zu haben. Dem weltberühmten und hochverdienten Professor Liebig in Gießen ist es nämlich gelungen, eine Flüssigkeit aus Chlorkalk, destillirt mit Essigäther, und die dieser Gelehrte Chloroform genannt hat, zu bereiten, welche alle diese Wirkungen nicht nachher verspüren läßt und womit der Professor Simpson in Edinburg bereits seit einigen Monaten sehr günstig ausgefallene Versuche bei wundärztlichen und geburtshülflichen Operationen angestellt hat. So hat am 3. Decbr. 1847 auch der Professor Jüngken in Berlin seinen zu operirenden Kranken bloß zehn Tropfen des Chloroforms auf Papier geträufelt vor die Nase gehalten, worauf ein milder bewußtloser Zustand eintrat, aus dem der Kranke erst wieder erwachte, als er operirt und verbunden schon im Bette lag, und An-

fangs gar nicht glauben wollte, daß er operirt worden sei. Dabei empfand er weder eine Eingenommenheit des Kopfes, noch ein Gefühl von Schwere, Betäubung u. dergl., was Alles beim Einathmen des Schwefeläthers fast gewöhnlich vorzukommen pflegt. — Gewiß ein seltener Sieg des menschlichen Geistes!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von C. H. Voigt in Penig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Frankenberg, Siegmund

Geschichte der Heilkunst und der Heilschwärmerei zur Belehrung und Aufklä
rung für alle Stände

Leipzig 1848

Med.g. 162
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10084425-6